

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Redaktion: Henryk Keisch (Chefredakteur)

Helmut Hauptmann, Helmut Kaiser, Christa Wolf

Achim Roscher (Sekretär)

Beirat: Willi Bredel, Wieland Herzfelde, Wolfgang Joho

Hans Koch, Eva Strittmatter, Max Zimmering

INHALT

JOHANNES R. BECHER

DICHTER DER NATION, DES FRIEDENS UND DES SOZIALISMUS

Die Reise nach Carona / <i>Hans Lorbeer</i>	3
Der Tod des Dichters / <i>Walter Stranka</i>	20
An Johannes R. Bechers Grab / <i>Arnold Zweig</i>	22
Für Johannes R. Becher / <i>Paul Wiens</i>	25
Einer der schönsten Verse Bechers / <i>Wieland Herzfelde</i>	32
Hamburger Episode / <i>Béla Illés</i>	36
Auf Johannes R. Bechers Totenmaske / <i>Heinz Rusch</i>	38
Der letzte Schritt / <i>Adolf Endler</i>	39
Epitaph / <i>Ernst Schumacher</i>	43
Freundesworte	44
Aus der Deutschland-Dichtung Johannes R. Bechers	51
Der Fall Rudolf Pflüger / <i>Curt Letsche</i>	59
Das Verhör / <i>Peter Grimm</i>	66
Unsere Trauer, unser Zorn / <i>Olaf Badstübner</i>	68
Erkämpft das Menschenrecht / <i>Heinz Kamnitzer</i>	74
An einen Toten; Kommunisten / <i>Rose Nyland</i>	80
Die Gegenwart der Revolution / <i>Rudolf Leonhard</i>	82
Die Waffe seiner Kunst / <i>Uwe Berger</i>	83
Der Soldat Gottes / <i>Friedrich Wolf</i>	88
Westdeutsche Marginalien / <i>Werner Lindemann</i>	93
Der alte Mann und das Pferd / <i>Helmut Kaiser</i>	94
Zwei Gedichte / <i>Karl Reinhold Döderlin</i>	105
Das Wiedersehen / <i>Dieter Schlenstedt</i>	107

NEUE BÜCHER

Klaus Kändler: Proletarische Entscheidungen (Anna Seghers, „Brot und Salz“), S. 129; *Eva Strittmatter*: Der negative „Held“ (Karl Mundstock, „Die Stunde des Dietrich Conradi“), S. 132; *Horst Haase*: Hohe Erzähl-Kunst (Bodo Uhse, „Mexikanische Erzählungen“), S. 136; *Wolfgang Jobo*: Als das Dorf erwachte (Walter Nischelmann, „Ein Krämer kam ins Dorf“), S. 139; *Marianne Schmidt*: Mit Namen und Adresse (Holdine Stachel, „Mit schwerem Gepäck auf steinigem Weg“; Margot Pfannstiel, „Die Jungmanns und Julia“), S. 141; *Eva Lippold*: Ein neues Buch vom neuen China (Ernst Schumacher, „Lotosblüten und Turbinen“), S. 143; *Hermann Deiters*: Ein Dichter der „Innerlichkeit“ (Franz Werfel, „Die vierzig Tage des Musa Dagh“, „Verdi“, „Das Lied der Bernadette“), S. 145.

UMSCHAU

Ernst Schumacher: Taschkent, das literarische Bandung, S. 149; *Helmut Kaiser*: Schriftsteller in der Wahlbewegung, S. 152; *Hilde Hagen*: Der Duden und B. B., S. 154 u. a.

DIE REISE NACH CARONA

Erinnerungen an Johannes R. Becher

Als ich, nach dem Abschied von Johannes R. Becher, noch einmal seine Briefe an mich und meine Aufzeichnungen über ihn durchblätterte, rollte vor mir gleichsam ein Film ab. Vor dreißig Jahren aufgenommen, hat er bis heute von seiner Frische und Schönheit nichts verloren: unsere gemeinsame Reise nach Carona.

Ich war damals, 1928, ein Anfänger, ein arbeitsloser Chemieprolet. Mein erster Gedichtband hatte Becher gefallen. Daraus wurden gegenseitige Besuche. Ich regte ihn zu manchem Gedicht an (so zu „Ballade vom Stickstoff“, zu „Karrenschieber“). Als Leiter der Proletarischen Feuilletonkorrespondenz druckte er die meinen. Aber er war es auch, der mich zur Prosa hinführte. Und hier verdanke ich ihm wohl das meiste. Die Chausseegrabengespräche auf unserer Reise in die Schweiz gaben mir sicher mehr als viele hochwissenschaftlichen Literaturvorträge in späterer Zeit.

Und so begann es:

Wir saßen auf dem Balkon seines Zimmers. Becher wohnte damals am Südwestkorso in Wilmersdorf. Die Sonne schien hochsommerlich, in den unter uns liegenden Gärten reiften die Früchte. Mir aber war elend zumute. Schwere wirtschaftliche Not und eine noch nicht überwundene Krankheit machten mich mutlos. Da sagte Becher:

„Ich fahre mit dem Motorrad in die Schweiz.“

„Schön“, sagte ich matt.

„Und ich nehme einen mit.“ Becher zündete sich eine Zigarette an.

„Der wird sich freuen“, sagte ich.

„Hast du nicht Lust, mitzukommen?“

Unwillkürlich richtete ich mich auf. Dann aber lehnte ich mich resignierend wieder zurück. „Ich hab kein Geld.“

„Geld läßt sich beschaffen. Du wirst etwas schreiben, und man wird dir Vorschuß geben.“

„Du weißt doch, wie aussichtslos das ist“, hielt ich ihm entgegen. „Seit Monaten liegen im Verlag zwei Erzählungen. R. rührt sich nicht.“

„Dann müssen wir uns rühren. Ich werde ihm schreiben.“

Ich teilte seine Zuversicht keineswegs. Darum sagte ich: „Und dann auch – bei meinem Gesundheitszustand; ich halte das gar nicht aus.“

Doch er ließ nichts gelten. Als ich Berlin wieder verließ, glaubte ich die Sache sowieso bald wieder vergessen. Becher vergaß sie nicht. Er schickte mir eine Abschrift seines Briefes an R. und forderte mich auf, meinen Arzt zu fragen, ob ich eine solche Reise per Motorrad aushalten würde. Der Arzt bejahte. Er war mehr begeistert als ich.

Eines Morgens hielt Becher vor meinem Haus in Piesteritz. Ich hatte mein Krämchen zwar schon gepackt, doch besaß ich kein Geld. R. hatte mich sitzenlassen.

„Steig auf“, sagte Becher, „er muß es dir nachschicken. Wir werden telegrafieren.“

Ich verabschiedete mich von Frau und Kind, als träte ich eine Expedition ins Innere Afrikas an. Als wir am Stickstoffwerk vorüberfuhren, winkte mir von der Umlaufbühne des hohen Phosphorofenhauses einer meiner Genossen zu. In diesem Augenblick begriff ich erst, welch ein Geschenk mir Becher machte.

Wir fuhren dem Harz zu. Schon hinter Köthen hielt Becher an, warf sich in den Chausseegraben und sagte: „Mach den Rucksack auf.“ Und wir verzehrten den uns mitgegebenen Proviant mit gutem Appetit. Zum erstenmal sah ich so recht, wie gern Becher aß, und es schmeckte auch mir wie nie zuvor. Er war auf einmal so ganz anders als in Berlin, begann zu flachsen und tat alles, meine noch keineswegs gewichene Unsicherheit zu zerstreuen.

Bald waren wir im Harz. Eine herrliche Fahrt, den Sommerwind um Nase und Ohren. Aschersleben, Quedlinburg, Blankenburg, in jeder Stadt kamen neue, schöne Eindrücke hinzu, luden meine seelische Batterie wieder auf. Ich fühlte mich schon ganz gesund.

Es wurde Abend. Im Gasthaus „Zur grünen Tanne“ in Mandelholz bei Elend übernachteten wir. In der Dunkelheit standen wir am Fenster und lauschten in die Stille hinaus. Vom Fluß her hallte der Schrei eines Vogels, über Felsgestein rauschte leise das Wasser.

Wir legten uns schlafen. Bald aber hörten wir Stimmen auf der Straße. Mehrere Männer betraten das Haus, und nicht lange darauf begannen sie, trunken zu singen. Manchmal gingen einige auf den Hof hinaus und schlugen ihr Wasser ab. Danach randalierten sie vor den Ställen herum. Becher hatte Sorge um sein Motorrad, das in einem Schuppen stand. Er ging ans Fenster und beobachtete die Leute. Als ich zu ihm trat, flüsterte er mir zu:

„Das Wirtshaus im Spessart! Pistolen raus!“

Er gab mir einen leichten Schubs, und ich fiel rücklings aufs Bett. Vergnügt lachend kroch er in das seine.

Am Morgen ging es in aller Frühe hinaus. In der kühlen Morgenluft

tuckerte der Auspuff des Motors laut durch das Tal. Es ging durch Braunlage, St. Andreasberg, Lauterberg, eine Landschaft, die ich sieben Jahre zuvor mit einer Gruppe des Kommunistischen Jugendverbandes durchwandert hatte. Ich schrie es Becher ins Ohr: „Hier habe ich mal . . .“

„Steigen wir ab, und du schaust dich nochmal um“, antwortete er.

Hinter Lauterberg hielt er unter einer Baumgruppe. Wir setzten uns zu einem Mann auf die Bank. Eine Gruppe wandernder Mädchen kam heran, blieb stehen, die Karte wurde studiert, schwarzhaarige Köpfe neigten sich über das ausgebreitet gehaltene Blatt.

„Alles Juden“, sagte der Mann auf der Bank.

„Die können Sie nicht leiden?“ fragte Becher.

Der Mann stockte. „Ach . . .“, erwiderte er unsicher.

„Ich finde die Mädchen hübsch und nett. Sie nicht?“ Becher lächelte verschmitzt und sah mich an. Er wandte sich wieder dem Mann zu. „Sind Sie vielleicht ein Nazi?“

„Bewahrel“ entgegnete der Mann betroffen.

„Dann haben Sie wohl was gegen das schwarze Haar.“

„Aber nein, man spricht das nur mal so hin.“ Der Mann erhob sich, griff nach seinem an der Bank lehrenden Fahrrad, verabschiedete sich verlegen und fuhr davon. Becher blickte ihm nach, jetzt sehr ernst:

„Erst sprechen sie's nur mal so hin – dann tun sie eines Tages was, nur mal so!“

In Mühlhausen hielt Becher mitten in der Stadt am Bürgersteig.

„Thomas Müntzer – hier hat er gewohnt, hier wurde er auch hingerichtet“, sagte er. „Berta Lask hat auf ihn ein Schauspiel geschrieben.“

„Ja, in Eisleben ist's aufgeführt worden.“

„Wenn wir den Bund gründen, ist sie dabei.“

„Und wie werden wir ihn nennen?“

„Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller.“ Thomas-Müntzer-Bund, ging es mir durch den Kopf, während wir etwas später auf Langensalza zufuhren.

In Grumbach bei Langensalza wohnte meine Mutter, die ich seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatte. Ich sagte es Becher. Hinter dem Dorf hielt er, setzte sich in den Chausseegraben und sagte:

„Zwei Stunden hast du Zeit. Besuch sie. Ich warte hier.“

Ich stand unschlüssig. Meine Mutter war eine fromme Frau, sie wußte von meiner atheistischen und kommunistischen Entwicklung. Sehr böse war sie auf mich, ich hatte es in einem ihrer Briefe an meine Pflegeeltern gelesen. Sollte ich mit ihr streiten? Ihren Groll wieder aufrühren? Ihr den Tag verderben? In zwei Stunden konnte man nicht viel sagen. Ich zog es vor, auf den Besuch zu verzichten.

„Komm, steigen wir wieder auf“, sagte ich.

„Wie du willst. Aber bedenke, es ist deine Mutter.“

„Eben darum.“

Becher dachte wohl an die seine, die er liebte und auch lange nicht gesehen hatte.

Am Abend saßen wir im Restaurant eines kleinen Hotels in Eisenach. Bach. Die Wartburg. Luther . . . Becher hielt nicht viel von Luther. Und ich selbst kannte ihn zu wenig, obgleich er bei mir in Wittenberg doch „gleich nebenan wohnte“.

„Geschichtlich – schlechte Figur. Aber als Mann . . .“, sagte Becher. Von da an trug ich mich mit dem Gedanken, über Luther ein Buch zu schreiben. (Fünfundzwanzig Jahre später riet Becher mir dazu.)

Am Morgen verließen wir die Stadt. Die Straße stieg in einem weitausholenden Bogen bergan. Es war für mich immer die schönste Stunde, wenn wir nach einer Station wieder ins Land hinausrollten. Lag eine lange glatte Strecke vor uns, so zog ich den Schalldämpfer vom Auspuffrohr ab. Auf diese Weise kriegte der Motor besser Luft. Mit fürchterlichem Geknatter sausten wir dann dahin, achtzig, neunzig, hundert Stundenkilometer. Wir selbst vernahmen den Lärm im fauchenden Fahrwind nicht so stark, die Bauern auf den Feldern aber hielten sich die Ohren zu. Vor den Städten steckte ich den Schalldämpfer wieder auf. Und fein manierlich fuhren wir ein: tuckertuck . . .

Zwischen Meiningen und Bad Kissingen erreichten wir die bayrische Grenze. Becher war Münchner. Am Grenzstein hielt er, stellte das Rad auf und lief zu Fuß ins Bajuwaren-Land. Er hatte ein tiefes Heimatgefühl. Ich stand beim Rad und sah ihn gehen, auf und ab, den Blick in die Ferne gerichtet. Er war von hohem, kräftigem Wuchs, sein Gang war elastisch, er nahm große Schritte und schwenkte dabei die Schultern ein wenig. Die Kappe trug er in der Hand, sein Haar begann sich schon zu lichten.

Durchs herrliche Mainfranken fuhren wir auf Würzburg zu. Unterwegs aßen wir auf bayrisch zu Mittag. Es war ein halbrohes, fettes Schnitzel. Ich kriegte es nicht gut hinunter. Becher aber verspeiste zwei davon, ohne Anstrengung. Er war ein starker Esser. Da ich sein „Reisemarschall“ und „Finanzrat“ war, kümmerte ich mich nicht nur um die Übernachtungsangelegenheiten, sondern auch um die Mahlzeiten; alle Ausgaben bestritt ich – aus seiner Geldtasche, die ich bei mir trug. So bestellte ich der Einfachheit halber zum Mittag immer gleich drei Portionen. Der Wirt oder der Kellner wiederholte dann gewöhnlich: „Zweimal . . .“ – „Nein, dreimal!“ antwortete ich. – „Ach, der Herr kommt noch!“ – „Nein, er kommt nicht. Stellen Sie nur her.“ Infolgedessen hatten wir immer heimliche Zuschauer: Man war neugierig, welcher von uns beiden nun die dritte Portion essen würde.

Gleich hinter Bad Mergentheim geschah etwas Aufregendes. Ich hatte gerade wieder den Schalldämpfer abgezogen und Becher gab Gas. Plötzlich erschütterte uns ein heftiger Knall, mein Sitz gab nach und begann dann scheußlich zu springen. Ich hielt mich krampfhaft am Sattelbügel fest. Becher aber spreizte energisch die Beine und rutschte, die Sache haltend, mit den Schuhen über die Landstraße hin. Das Rad schlingerte und kam einige Male dicht an die Baumreihen. Endlich stand es. Ich sprang ab. Die Knie zitterten mir. Becher blickte hinab. Der Hinterreifen war geplatzt. Ein Hufnagel hatte ihn aufgerissen.

„Ich wollte schon durch die Bäume auf die Sträucher zuhalten“, sagte Becher. „Es sind Hagebutten . . .“ Er lachte.

Nach der Reparatur fuhren wir gemächlicher dahin. Und auch am folgenden Morgen bei der Abfahrt aus dem Dorfe Dörzbach entsann sich Becher der Panne. „Wir wollen sinnig fahren“, sagte er. Aber das Rad rollte schneller und schneller. Plötzlich bremste Becher. Ich erschrak, doch er hielt nur, um mir zu sagen: „Zieh den Schalldämpfer ab.“ Flotter ging es nun das Jagsttal entlang. Und prompt wiederholte sich das „Intermezzo“ vom Tag zuvor. Wieder kamen wir mit knapper Not um den Sturz herum. Doch ich mußte zurücklaufen, einen Schuhabsatz Bechers aufzuheben; er hatte ihn bei der „Rutschpartie“ verloren. Da vernahm ich von ihm den ersten gut bayrischen Fluch...

Danach fuhr Becher wieder „spazieren“. So kam er mehr zur Betrachtung der Landschaft. Dabei störte das höllische Geknatter des Auspuffs freilich nicht wenig. „Steck ihn wieder drauf“, rief er und hielt. Mit fröhlichem Tuckertuck zogen wir dann am Flößchen dahin.

„Einmal haben wir nun noch gut“, sagte Becher. Und nach einer Weile: „Zünd mir eine Zigarette an.“ Ich zog Packung und Streichhölzer hervor und mühte mich hinter seinem Rücken ab. Es war wie immer auf der Fahrt: Brannte das Stäbchen, so reichte ich's ihm herum und schob's ihm zwischen die Lippen. Gleich darauf flackerten mir die ersten Rauchfetzen um die Nase. Becher rauchte viel, und er war ärgerlich, wenn ich den Vorrat an „Österreichern“ ausgehen ließ.

Über Neckarsulm erreichten wir Heilbronn. Bei der Kilianskirche hielten wir. Becher hatte Kopfschmerzen; er litt damals sehr viel daran. Ich kaufte Tabletten, er schluckte gleich zwei. Auf Linderung hoffend, setzten wir die Reise fort. Becher fuhr langsam und, wie mir schien, auch etwas unsicher. Er nahm die Kappe ab. Doch die Kopfschmerzen wurde er nicht los. Am Ufer des Neckars stellte er das Rad hin. „Das macht mich fertig!“ Er warf sich ins Gras und versuchte es wieder mit einer Zigarette. Ich hatte Angst, er könne ernstlich krank werden. Ich erinnerte mich, daß mein Vater Beine und Arme in kaltes Wasser zu stecken pflegte und dann immer behauptete, der Schmerz lasse nach. Ich empfahl das auch Becher. Er lachte mich aus; es klang

gequält. „Versuch's – du wirst sehen, es hilft“, redete ich ihm zu, als sei ich meiner Sache ganz sicher. Er schüttelte den Kopf. Schließlich bat er doch: „Zieh mir den Staubanzug herunter.“ Er stand auf, und ich half ihm aus der dicken Leinenhaut heraus. Er zog auch Schuhe und Strümpfe aus, krepelte Hosenbeine und Ärmel auf und ging zum Ufer hinab.

Nach dieser „Kneippkur“ schien ihm wohler zu sein. Er machte ein spöttisches Gesicht. „Bist ein richtiger Schäfer-Ast.“ Ich wußte nun nicht, ob das von mir verordnete Bad oder nur die Pillen wirkten.

Über Ludwigsburg erreichten wir Stuttgart, doch hielten wir uns nicht auf. Bechers Ungeduld meldete sich plötzlich: Urach kam näher. Auf der Straße nach Eßlingen begann er wieder zu jagen.

Am Abend fuhren wir in Urach ein. Wir durchquerten die kleine alte Stadt. Becher fuhr langsam, wie gerührt von diesem Wiedersehen. Doch er hielt nicht an. Hier hatten sie ihn mit der Begründung, es bestehe Fluchtverdacht, einmal verhaftet und ins Gefängnis gesperrt, um den gegen ihn schwebenden Hochverratsprozeß zu beginnen. Dem Hauptwachtmeister erschien er weniger hochverräterisch, er holte ihn am Abend aus der Zelle in seine Wohnung und lud ihn zu einem Gespräch ein. Nachher freilich fiel es ihm schwer, den Gast wieder hinter die Gitter zu führen. – Das war der Spaß. Andere nahmen es ernster: Die Protestbewegung der Arbeiterschaft und der fortschrittlichen Intelligenz kämpften ihn damals frei. Urach war „seine Stadt“ auch deswegen geworden, so sehr ihn die Schönheit und Lieblichkeit des Tales auch sonst schon beglückt hatte.

In diesem Tal, draußen vor der Stadt inmitten von Wiesen und Obstgärten, stand ihm ein Haus stets offen, das seines Freundes Karl Reichle.

Karl Reichles „Sommerpension“ bestand aus einem Haupthaus und zwei, drei Nebengebäuden. Ein Flüßchen ging durch den Garten, nicht tief, doch klar und breit genug, sich darin zu erfrischen.

Das Haus war voller Menschen: Professoren mit ihren Familien, junge Frauen, Schöngeister, Kinder. Es gab nur ein paar richtige Pensionszimmer. Die meisten Gäste schliefen in den Nebengebäuden, deren Erdgeschoß und Bodenraum Karl Reichle mit strohgepolsterten Boxen ausgestattet hatte. Toilette machte man am Flüßchen. Die Männer liefen in Kitteln und kurzen Hosen herum, die Frauen in selbstbestickten Wanderkleidern. Alles ging hier nach dem Gongschlag: Aufstehen, Frühstück, Gymnastik, Mittagessen, Kaffeetrinken, Abendbrot und Schlafengehen. Nur die älteren Herren nahmen sich heraus, ein wenig über den Zapfen zu haun. Dann bemühten sie Becher mit literarischen Gesprächen. Er nannte sie insgeheim „Edelkommunisten“, wobei er herausfordernd lächelte. Sie waren für alles Revolutionäre, doch ohne Gewalt und sacht und sinnig. Sie benahmen sich so fein, daß ich nicht wagte, in die Gespräche einzugreifen. Aber ich lauschte. Mit

ihnen sprach Becher ganz anders als mit mir. Seine gutbürgerliche Kinderstube ermöglichte es ihm, den Leuten entgegenzugehen, ihnen seine Meinung gleichsam auf die Zunge zu legen, ehe sie die ihre noch geäußert hatten. Es gab für mich sehr sehr vieles Interessante zu hören über Expressionismus, Naturalismus und Realismus, über Dekadenz und Fortschritt in der Literatur. Es war ein Feuerwerk von Begriffen, das mich fast blendete. Einmal ging es um den „Ulysses“ von Joyce. Die Herren waren davon begeistert. Auch Becher äußerte Erstaunen über solch einen Versuch, in einen Tag und eine Nacht eines Menschen ein ganzes Gesellschaftsbild einzufangen. Dann aber sagte er in alle Begeisterung hinein: „Doch – wozu?“

„Wozu?“ so hörte ich ihn oftmals fragen. Weil er bei jedem physischen und geistigen Schritt diese Frage auch an sich selbst stellte.

Wir waren in Urach wohl sechs Tage. Becher fühlte sich wie zu Hause. Er vergnügte sich mit Karl Reichle auf gemeinsamen Spaziergängen, wie „Einheimische“ das so machen. Ausgelassen kletterte er an den waldigen Hängen herum. In solchen Stunden gab es keine literarischen Gespräche.

Dann aber kamen ein paar Regentage. Wir waren ans Haus gebunden. Ich sehnte mich danach, wieder in schneller Fahrt durchs Land zu fliegen. Vielleicht war ich auch eifersüchtig auf die „Edelkommunisten“, die Becher nun ganz und gar für sich beanspruchten. Wie froh war ich, als wir wieder aufstiegen und davonknatterten. Über Ulm, Mengen, Stockach und Radolfzell ging es auf Konstanz zu, die letzte Strecke am Bodensee entlang.

In Konstanz wohnte damals Andersen Nexö. Becher hatte davon gesprochen, daß er ihn besuchen wolle. Als wir nun die Stadt erreichten, erinnerte ich ihn daran. Er fuhr langsamer.

„Was wird ihm an uns gelegen sein?“ fragte er unschlüssig.

„Nun, wir sagen ihm guten Tag und fahren dann weiter.“

„Wir sind doch Schriftsteller, keine neugierigen Globetrotter und Autogrammsammler.“

Becher schwankte noch immer. Bald darauf aber fragte er Vorübergehende nach Nexös Haus. Schneller als wir erwartet hatten, standen wir davor.

„Klingle!“ sagte Becher.

„Nein. tu's selber“, wehrte ich ab.

„Was wollen wir ihm sagen?“

„Du wirst ja sehn. Vielleicht, daß wir nach Carona fahren...“

„Das wird ihn sicher sehr interessieren.“ Wieder die spöttische Miene. Da ging die Tür auf. Es war der Briefträger. „Herr Nexö ist nicht daheim“, sagte er, musterte uns kritisch und ging dann weiter.

„Na, siehst du...“ Becher wandte sich wieder seinem Motorrad zu. „Steig auf.“ Ich hatte den Eindruck, daß er erleichtert aufatmete.

Wir fuhren durch die Stadt zur Seestraße hinab. Vor einem Kaffeegarten

machte Becher halt. Er setzte sich an einen Tisch. Ich aber ging ein Stück am Ufer dahin und beobachtete das Kommen und Gehen bei den Anlegestellen der Dampfer. Auf dem Wasser zogen Boote dahin. Möwen segelten auf und ab. Bergig erhob sich jenseits das Ufer, die Schweiz.

Plötzlich stutzte ich. Ein Mann kam daher, mächtig Kopf und Haarschopf, knallig der Blick, unersetzlich, doch elastisch die Gestalt. Von zwei Frauen begleitet, schritt er an mir vorüber, in weitem Mantel, den runden Hut in der Hand, ein Fernglas umgehängt: Andersens Nexö! Ich kannte ihn von Bildern her. Gleich kehrte ich um und folgte ihm. Becher saß noch immer an seinem Tisch im Kaffeegarten. Ich gab ihm lebhaftes Zeichen und wies auf Nexö. Er nickte, mehr resigniert als überrascht. Ich winkte ihm, er möge kommen. Doch nun schüttelte er den Kopf. Ich lief zu ihm hin. „Das ist er doch!“

„Gewiß. Aber sollen wir ihm in den Weg treten wie Kriminalbeamte?“

Nexö war verschwunden. Ich hatte ihn gesehen; wie gern hätte ich ihn auch sprechen hören. Becher erhob sich. Er war verstimmt. Bewegte ihn der gleiche Gedanke?

„Auf!“ sagte er.

Wir fuhren nach Kreuzlingen hinüber. Dort hielten wir vorm Zollamt. Die Grenzformalitäten waren schnell erledigt. Als wir dann in Richtung Frauenfeld dahinrollten, holte uns ein anderer Motorradfahrer ein. Er musterte im Nebenherfahren unser Rad und fragte nach dessen Höchstleistung.

„Hundertundzwanzig“, rief Becher ihm zu.

„Des glaub i nit. Fahre' wir zu!“

Beide Räder zogen schärfer an. Der Schweizer rückte vor. Becher gab nicht nach; wir jagten kilometerweit nebeneinander her. Endlich blieb der Schweizer zurück. Becher setzte sich wieder neben ihn. Schließlich hielten beide, um gemeinsam eine Zigarette zu rauchen.

„Wir sind zu schnell gefahren“, sagte Becher. Der Schweizer schüttelte den Kopf. Becher blinzelte mir zu. „Doch, es ist strafbar. In Kreuzlingen sagte der Grenzbeamte, nur in der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes sei's hierzulande erlaubt.“ Der Schweizer grinste: „So trabe hier die Rößle!“

In Winterthur übernachteten wir im Hotel „Zum Ochsen“. Nach dem Essen schlenderten wir ein Stück durch die Stadt. Aus einem Gartenhaus klang Musik, wir sahen durchs offene Fenster: Eine Frau spielte auf dem Klavier etwas von Schubert. Becher lauschte wie ich, eine ganze Zeitlang, offensichtlich beeindruckt. Aber dann sagte er doch:

„Trommel und Leierkasten sind heutzutage ein besserer Klang.“

All mein Wissen über klassische Musik und ihre Schöpfer packte ich aus. Er lachte nur. „Später, mein Lieber, später, wenn wir die Trommeln weglegen können. Und das Große wird dann auch ganz anders klingen...“

Warm und golden lag am nächsten Morgen die Sonne auf der Straße nach Zürich wie stoffgewordene Lebensfreude und floß leuchtend durch das Zweig- und Blattwerk der Wälder. Gleich einem Meer mit aufblitzenden Wellen überflutete sie die große Stadt, als wir von den Höhen zu Tal fuhren.

Von Zürich ging es nach Zug und von dort, am Ufer des Zuger Sees entlang, nach Arth. Auf der glatten Straße dahinrollend, zur Rechten die weite Fläche grünlich schimmernden Wassers, zur Linken Waldhänge und Felsen; sah ich meine romantischen Vorstellungen von der Schweiz mehr und mehr durch die Wirklichkeit übertroffen.

„Schau immer nach vorn in den Himmel!“ rief Becher mir zu. „Bald wirst du etwas Wunderbares sehen.“

Aber so hell die Sonne auch schien, ich sah nur eine lange Straße, eingebettet in Wald und Wasser, fern im diesigen Horizont versinkend.

„Wo denn?“ fragte ich.

„Schau aufwärts!“

Mit eins trat hoch aus dem graublauen Dunst des Sommertages, ganz matt noch, der Schatten eines schroffen Bergmassivs hervor. Er verdichtete sich mehr und mehr, färbte sich rötlich und stählernblau. Zacken und Risse, Matten und Schluchten zeichneten sich ab. Steil stieg er vor uns auf, als schwebe er über der Erde, losgelöst aus ihrem Grunde. Ein steinerner Gigant. Langsam bewegte er sich nach links, uns gleichsam den Weg freigebend. Jetzt stellte er sich auf die Erde, breit und wuchtig sein Fuß. Immer höher ragte sein Haupt, schien sich über uns zu neigen. Endlich wich er zurück, zog in erhabener Mächtigkeit an uns vorüber, nah und doch fern – der erste Gruß der Alpen.

Bewegt von diesem Schauspiel, senkte ich den Blick auf den Nacken Bechers, der sich abmühte, den vielen Schlaglöchern auszuweichen. Er hatte die Brille auf die Stirn geschoben und wischte sich den Schweiß mit den Handrücken aus den Augenbrauen. „Gewaltig – ja?“ rief er mit kurzer Kopfwendung zurück. Ich gab keine Antwort, er erwartete wohl auch keine. Langsam fahrend, blickte er von Zeit zu Zeit auf den See hinaus. Er war mir gegenüber immer benachteiligt: Da er das Rad lenkte, mußte er unausgesetzt die Straße beobachten. Nur flüchtig nahm er hier und dort einen Blick voll Schönheit mit, Momentaufnahmen. Ich dagegen konnte in aller Ruhe und Besinnlichkeit die Erscheinungen und Geschehnisse unserer Fahrt genießen; wie ein schöner, wunderbarer Film zogen die Bilder an mir vorüber.

Und doch war er es, der mich auf dies oder jenes aufmerksam machte. Er zeigte mir, was er schon als Knabe gesehen hatte, wenn sein Vater mit ihm die Berge der Alpen bestieg, um seinen Sohn den Horizont eines über das niedrige Volk gestellten Bürgers zu geben. Bechers Horizont war weiter geworden als dem Vater lieb gewesen: Er sah eine große, schöne Welt und

darin das häßlichste, infamste Unrecht, verübt von der dünnen Oberschicht der bürgerlich geordneten Gesellschaft; er sah auch die große graue Masse des Proletariats, das alle Werte, Herrlichkeiten und Schönheiten der Welt erschafft oder erschließt und erhält und doch arm bleibt. Und von seinen Bergen schlug er den Weg zur Arbeiterklasse ein. Er stand schon in ihr. Einem der ihren zeigte er nun, was die Herrschenden sich zur eigenen Lust vorbehielten.

Sieh, diese Welt! Unser muß sie werden! Er sagte es nicht, aber ich hörte es doch.

Zwischen Arth und Schwyz – ein neues Schauspiel: die Gipfel der Mythen. Die Nachmittagssonne prallte auf ihre schroffen Felswände, staute sich zur glühenden Flut, die in Spalten und Schluchten stürzte. Die Wucht solcher Wirklichkeit erdrückte die Bilder meiner im kleinen Industriedorf genährten Phantasie wie die Gewalt eines Orchesters das Tönlein einer Weidenflöte. Schlag auf Schlag fielen die neuen, ungeahnten Eindrücke auf mich nieder. Ich vergaß, daß wir fuhren, ich sah nicht, wie sicher Becher durch den zerfahrenen Schotter der Straße nach Brunnen mühselig den Weg bahnte, immer bereit, einen Sturz mit beiden Beinen abzufangen.

Wie im Traum saß ich in Brunnen auf einer Bank am Ufer des Vierwaldstätter Sees, indes Becher, um sich „die Beine zu vertreten“, die Handgelenke auszuschütteln und das Kreuz zu strecken, den Promenadenweg auf und ab ging. Ich war ihm, wie so oft auf dieser Reise, tief dankbar für alles, was er mir in der unbekannten Welt zeigte. Meine Freundschaft zu ihm, zu dem für mich manchmal unbegreiflich wandelbaren und doch mit einer ungewöhnlichen Kraft der Mitteilsamkeit begabten Mann fand in diesen Tagen so festen Grund, daß sie allen Erschütterungen in den kommenden Jahren und Jahrzehnten standhielt.

Die Axenstrasse stellte seine Fahrgeschicklichkeit noch einmal auf eine harte Probe. Tiefe Räderspuren zerrissen die Schotterdecke. Links die Felswände, rechts der steile Hang des Seeufers, nur von kurzen Steinpfeilern abgegrenzt. In der Schweiz galten strenge Fahrvorschriften, so auch die, daß Postautos immer „bergseits“ auswichen, dem Privatfahrzeug also immer nur die Seite des Abgrundes vorbehalten blieb, und dies war manchmal nur noch ein schmaler Streifen. Daß man für die Benutzung dieses Streifens, des lockeren Schotters und der ausgefahrenen, lebensgefährlichen Furchen auch noch eine besondere, meist recht kostspielige „Fahrbewilligung“ erwerben mußte, war ein empfindlicher Zoll auf das Erlebnis dieser großartigen Landschaft. Da schmolzen Bechers in Kreuzlingen eingewechselte Franken schnell dahin. In Altdorf, noch von den erhabenen Gedanken um Tell und die Tellskapelle ergriffen, brachte uns der Beamte der Kontrollstelle schnell auf düstere Gedanken an Geßler, der das Geschäft der „Abgab“ auch gut aus-

zuüben verstanden hatte. Unsichtbar, doch spürbar hing da der Geßlerhut noch auf der Stange.

Und die so teuer bezahlte Straße kostete uns obendrein noch einige gebrochene Speichen. Es war ein Sonabend. Keine Werkstatt weit und breit. „Da ist's aus mit der Fahrt über den St. Gotthard“, murrte Becher, der mir die Überwindung des Alpenpasses schon in den abenteuerlichsten Bildern geschildert hatte. So blieben wir in Gurtellen mit der niederdrückenden Aussicht, den St. Gotthard auf bequeme, unheldische Art, nämlich per Eisenbahn, „bezwingen“ zu müssen. Das Wasser der Reuß rauschte unter unserm Fenster. Die Gipfel der fernen Mythen, noch immer nah und gewaltig, glühten blutrot in der Abendsonne. Es war wie ein Weltgesang, ein Choral des Aufbruchs einer Zeit, die zur Weltenwende geworden.

Im Gastzimmer des Hotels hing an der Wand der Hinweis, daß der bedienende Kellner zehn bis fünfzehn Prozent des Rechnungsbetrages als Trinkgeld zu erhalten habe.

Am folgenden Morgen fuhren wir zum Bahnhof. Wir stellten das Rad auf die Rampe und warteten auf den Zug. Fast lautlos kam er heran; die ganze St.-Gotthard-Strecke war elektrifiziert. Mit großem Eifer schoben die Bahnbediensteten das Rad in den Gepäckwagen. Der Zug rollte weiter. Zwei große Schleifen ziehend, verschwand er auf kurze Strecken im Berg. Wassen, Göschenen, die letzten Orte zogen vorüber. Höher und höher ging die Fahrt. Noch einen Blick ins Tal der Reuß. Dann tauchte der Zug auf lange ins Dunkel.

Als wir vor Airolo ins Freie stießen, wölbte sich über uns tiefblauer Himmel. Fast heiß wehte es durch die offenen Fenster.

Ein seltsam heiteres Land. Doch welche Armut darin! Und die Tausende von Fremden kamen nur, die Armut noch zu vertiefen, indem sie den Reichtum einiger weniger vergrößerten. Fremdenverkehr: Auf der einen Seite die Geldleute und Hoteliers, auf der anderen die Dienstboten, Zimmermädchen und Gelegenheitsarbeiter. Geregelter Arbeit in Industrie oder Landwirtschaft war hier unbekannt.

In Biasca verließen wir den Zug. Es war Sonntag. Dennoch fanden wir eine Werkstatt. Der deutsche Name des Besitzers machte uns Hoffnung. Man wies uns auch nicht ab, im Gegenteil, der Meister begrüßte uns mit großer Freude als Landsleute. Er war ein Schwabe, auf der Wanderschaft hier hängengeblieben. Verschmitzt schielte er auf seine Frau, die nur italienisch sprach. Er hatte keine passenden Ersatzspeichen, schweißte uns aber die gebrochenen zusammen.

Wieder auf festen Rädern, ging die Fahrt in flottem Tempo weiter. Dem Ziel nun schon so nahe, überfiel uns die Unruhe stärker. Es ging nach Bellinzona, dann nach Lugano. Von dort stieg die Straße unausgesetzt steil an, bald

in Serpentinien, hoch über der Stadt. Als wir den Höhenrücken erreicht hatten, hielten wir. Sonnig lag der Tessin zu unseren Füßen, dahinter zog sich eine unendlich weite Landschaft von Gipfeln und Gletschern hin. Becher stand wortlos. Er sah abgespannt und müde aus, doch seine Augen widerspiegelten tiefe Ergriffenheit. Plötzlich wandte er sich mir zu.

„Schau, solche Schönheit, solch gewaltiges Gemälde – und wir dürfen dies sehen, erleben. Weißt du, was das heißt?“

„Ja“, sagte ich, „ich weiß es. Ich bin ja aus Piesteritz, aus dem Stickstoffdorf.“

„Und bist vielleicht der einzige von dort, der diese Bergwelt zu sehen kriegt. Die Arbeiter nie. Wenn es nicht anders wird in dieser Welt.“

Wir werden's anders machen, dachte ich. Da nahm er mich schon bei der Schulter und schob mich zum Rad hin. „Nicht lang mehr, und es wird anders sein.“

Bald darauf waren wir vor Carona. Von Weinhängen begrenzt, neigte die Straße sich der Kirche zu. Durch einen langgestreckten, das ganze Seitengebäude unterlaufenden Torbogen fuhren wir auf den von einer niedrigen Brüstung umgebenen Kirchplatz. Kinder und Erwachsene stürzten herbei. Mit vielem Geschrei wies man uns den Weg, es war immer der falsche, denn alle Gassen, schmal wie ein Graben, waren hier und da von Stufen unterbrochen, so daß wir mit dem Rad nicht durchkamen und umkehren mußten. Endlich führte uns einer, der deutsch verstand, zu Signor Kläber, der uns schon erwartete.

Wir blieben über eine Woche in Carona, einem Dorf, in dem sommers die meisten arbeitsfähigen Männer fehlten, da sie auswärts arbeiteten, einige als Steinmetze in Italien, andere irgendwo im Lande beim Straßenbau. Die Caroneser sollen den Dom von Mailand mitgebaut haben. Die Enkel dieser Bildhauer aber waren schon zufrieden, wenn sie eine Gelegenheitsarbeit fanden. Die alleinbleibenden Frauen und Kinder lebten vom „Ersparthen“ und vom Schuldenmachen; kamen im Herbst die Männer zurück, zahlten sie alles, soweit sie genug verdient hatten. Die Leute besaßen immerhin einen oder zwei Bäume Eßkastanien, ein Stück Wein- oder Maisland, das man nach Regengüssen meist wieder im geflochtenen Tragekorb an den rechten Ort bringen mußte. Das Leben war armselig. Viele, vor allem Kinder, litten an der Schwindsucht, denn im Gegensatz zu der Hitze im Freien waren die Häuser kühl und feucht, da sie so dicht beieinanderstanden, daß die Sonne kaum in die Fenster drang.

Besser lebten höchstens ein Dutzend Einwohner des Ortes und die Fremden. Zu diesen gehörten nun wir. Wir saßen bei dem ehemaligen Lehrer Signor Besomi zu Tisch, Signorina Bernasconi und ihre Tochter hatten uns ein Zimmer vermietet. Außer uns gab es noch einige andere Sommergäste,

Maler zumeist. Eine Schweizerin aus Basel besaß hier das schönste Haus. Ich nannte sie „die Gräfin“. Sie verriet fortschrittliche Ambitionen und nahm Becher häufig in Anspruch. Immer ging es um Literatur. Sie war einmal die Frau eines berühmten Dichters gewesen. Es gab auch andere Frauen, so Lisa Tetzner, die damals in Deutschland sehr bekannte Märchenerzählerin, eine bedeutende Vortragskünstlerin.

Eines Tages kam auch der Maler Karl Hofer herauf, in einem ganz neuen Wagen, den er bei der Einfahrt in die Garage der „Gräfin“ nicht wenig ramponierte. Becher und er gerieten in ein heftiges Gespräch über den Expressionismus in Kunst und Literatur. Der eine war darüber hinaus, der andere vertrat ihn noch, obgleich er sich bereits von ihm entfernte. Beide, im wahrsten Sinne des Wortes Kraftmenschen, kramten alle ihre Argumente aus und zogen auch ihre Zuhörer in den Streit hinein. Bis dann Hofer seinen Weinbecher ergriff und genießerisch trank, wieder eingoß und noch einmal trank.

An manchen Tagen spielten wir Boccia. Aber die Leidenschaft des Spiels der Einheimischen kam in uns nicht auf. Eine ständige Unruhe plagte Becher. Eines Morgens ging er mit mir zu Fuß nach Lugano hinab. Es war eine Tagestour. Als wir auf einer Wende der Serpentine hoch über der Tallandschaft standen, fragte er mich plötzlich, was ich von Ruhm und Unsterblichkeit halte. An so etwas hatte ich noch nicht gedacht. Und der siebenunddreißigjährige Becher erschien mir keineswegs als ein Mann, der sich schon auf das Sterben einstellen mußte.

„Ist dir der Tod nicht schaurig?“ fragte er. „Denk doch: Es ist alles aus, wie der Staub hier unter den Füßen bist du. Alles, was du warst, ist hin. Für alle Zeiten. Und ist tausendfach hin, wenn du nutzlos gelebt hast.“

„Wir leben ja nicht nutzlos.“

„Gut. Aber was bleibt?“

Ich wußte nicht, was alles ich nennen sollte.

„Du bist ja ein Dichter“, sagte er forschend. „Und da denkst du mit Recht daran: Was bleibt?“

Ich zuckte die Achseln.

„Schau, wir leben und schreiben in einer Zeit, da das Alte zwar sinkt, aber noch da ist, das Neue zwar kommt, aber erst ganz fern im Osten sichtbar ist. Wir schreiben den Übergang. Wir trommeln und werben für unsere Sache. Doch wir werden mit uns und dem Geschriebenen nie fertig. Wir sind sozusagen nur der Schotter, über den einmal die neuen Dichter schreiten werden. Ein bitterer Gedanke.“

Ich sah ihn stehen und in die Ferne blicken. „Da, schau: ein Mensch in solcher Gebirgswelt. Er geht unter. Und die Berge sollten von ihm sprechen?“ Dann, nach einer Pause: „Wenn von mir nur drei Gedichte vom

Klang des Abendliedes des alten Matthias Claudius bleiben, so habe ich als Dichter nicht umsonst gelebt.“

Wir gingen weiter. Es war heiß. Nach einer Weile sagte ich: „Wir müssen auch ein Bündel Speichen kaufen, daß wir Ersatz haben, wenn's wieder kracht.“

In einer großen Werkstatt fragten wir nach Speichen. Es waren keine passenden da. Für unser Rad mußten die Köpfe in schrägem Winkel stehen. Es gab aber nur Speichen mit Köpfen in rechtem Winkel.

„Die ziehn sich hin“, sagte der Verkäufer.

Ich sah ihn ärgerlich an. „Sie wissen doch genau, daß sie wegplatzen!“

Becher war dieser Wortwechsel peinlich. „Der Herr muß es wohl wissen“, sagte er.

„Und doch schwatzt er sie uns auf!“ widersprach ich.

Becher kaufte die Speichen dennoch.

„Die kannst du gleich wegschmeißen“, schimpfte ich wütend.

Er neckte mich, selbst unsicher: „Was verstehst du davon?“

Das ging gegen meinen Stolz. „Ich bin Schlosser“, schrie ich wütend. Wir gerieten immer mehr aneinander. Es war eine unglückliche Stunde. So fuhren wir mit dem Postauto zurück, wortlos. Ich ging sofort in unser Zimmer, packte meinen Rucksack und wollte gehen, mir von Kläber Fahrgeld zu borgen, um die Heimreise antreten zu können.

Becher hatte von der Tür aus zugesehen. Er vertrat mir den Weg. „Aber geh, du wirst doch nicht maulen!“ Ich wollte mich durchdrängen; es fiel ihm nicht schwer, mich festzuhalten. Ich wurde noch wütender, die Tränen traten mir in die Augen. Drei Gedichte sollten von ihm bleiben – und von Speichen verstand er rein gar nichts! Die falschen Speichen würden bleiben! Meine Ohnmacht unter seinem festen Griff und auch der Gedanke, mich von ihm trennen zu sollen – ein unerträglicher Schmerz! Ich wurde ganz weich, ging ins Zimmer zurück und setzte mich aufs Bett. Er kam zu mir, nahm meinen Kopf und schüttelte mich. „Ach, laß die Speichen. Gut, sie sind Mist. Aber wir beide dürfen doch nicht . . . Schau, heut abend haben wir das Lampionfest in der Grotta Toscana. Da wird's lustig. Und dann ohne dich?“

Das Lampionfest fand draußen vor dem Dorf in einem kleinen Weingarten statt. Auf der dazugehörigen Bocciabahn hatte ich schon einmal ein Spielchen ausgehandelt, bei dem ich alle Kugeln doppelt sah, denn in solch einem Spiel ging es nun eben um Wein, und es tranken die Verlierer wie die Gewinner. So auch beim Lampionfest. Die Maler tranken führend, und es gab keinerlei Fachgespräche.

Becher saß mehr beobachtend dabei. Er war sicher der Nüchternste. Er blies den Rauch seiner Zigarette gegen einen leuchtenden Papiermond, die

Wolken umwogten ihn bläulich. Plötzlich war er verschwunden. So machte auch ich mich davon. Als ich ins Zimmer trat, lag er schon im Bett. Er las in Rimbauds „Trunkenem Schiff“.

„Morgen früh fahren wir baden“, sagte er. „Im Luganosee. In Melide ist eine Badeanstalt.“

Wie belebend war das Gefühl, wieder zu rollen. Es ging mit bremsendem Motor die Serpentina hinab. Drunten bogen wir auf die Straße nach Melide ein. Von dort aus führt ein Damm durch den See auf das italienische Gebiet hinüber. Gleich dahinter war das Bad. Was war das für ein Bad: Man zog sich in der an der Straße liegenden Pension aus und ging über den Fahrdamm zu einem kleinen Garten hinüber. Dort befand sich am Ufer eine Leiter, auf der man ins Wasser stieg. „Der Strand“ fiel hier steil ab; man sah im klaren, grünlich leuchtenden Wasser die Felswände stürzen.

Mit einem Satz sprang Becher hinein. Es spritzte zu mir herauf. Wieder auftauchend rief er: „Komm rein! Kannst nicht schwimmen?“

„Doch. Aber in diesem durchsichtigen Wasser wird mir schwindlig.“

Er gab nicht nach. Ich mußte neben ihm her ein paar Runden machen. Und während ich mich, die tragende Strömung der Elbe gewöhnt, im wie Blei schweren, unbeweglichen Wasser abmühte, lag er behaglich auf dem Rücken und spie das Wasser in hohem Bogen über sich hin. Als ich zur Leiter zurückschwamm, kraulte er übermütig weit in den See hinaus. Nach langer Zeit erst kam er zurück. Er schob einen Balken vor sich her und rief schon von weitem: „Ahoi!“

Erfrischt fuhren wir zurück.

Am Sonntag war im Dorfe Tanz, ein Fest, das auf kirchliches Gebot nur selten stattfinden durfte. Punkt zehn Uhr bot der Wirt „Zur Post“ Feierabend, denn länger duldete der Priester solche Lustbarkeiten nicht. Aber Singen, das war nicht verboten. Der Wirt nahm einen Stuhl und setzte sich in die Mitte des Raumes. Die Jungen, selbst Kinder scharten sich um ihn, und auch die Alten kamen nun herein. Der Wirt sang vor, einen Satz oder eine ganze Strophe, und der ganze Chorus fiel ein. Man sang mehrstimmig, in geradezu vollendeter Harmonie und mit schönem Ausdruck. Der Gesang quoll aus dem Raum auf die Gasse hinaus. Lied um Lied wurde gesungen. Immer neue Vorsänger gaben sie an, ein Alter, eine Frau, ein flottes Signorinchen, manchmal gar ein Kind. Und dann auf einmal: das Lied von Sacco und Vanzetti. Der Postwirt sang es vor. Mit unbeschreiblichem Temperament fielen die anderen ein. Ihre Augen begannen zu glühen, sie richteten sich auf, legten einander die Arme um die Schultern, sie sangen und sangen. Immer wieder eine Strophe, vorgesungen manchmal in ergreifender Innigkeit von einem Mädchen, dann wieder mitreißend und stürmisch die Stimme eines der Burschen, ein andermal der Baß des Postwirtes.

Das Lied von Sacco und Vanzetti . . .

Schweigend blickte Becher auf den seltsam „gemischten Chor“. Es stand das Kind neben dem alten Mann, die junge Frau neben dem Steinbrucharbeiter, eine Gruppe schwarzäugiger Mädchen neben den herbeigekommenen Sommergästen. Reihen leuchtender Zähne, rote Lippen, Kinderaugen, faltige Wangen, gefurchte Stirnen, weiße Kehlen, schwielige Hände – sangen das Lied. Die es noch nicht kannten, sangen doch bald den Refrain mit. Sie sangen das Lied von Sacco und Vancetti, das Lied der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker.

Die schönen, das Herz so tief erregenden Tage waren schnell vorüber. An einem regnerischen Morgen verließen wir den Ort. Hohl tuckerte der Motor, als unser Rad die Kirchtorwölbung durchfuhr. Wir fuhren bis Zürich mit dem Zug. Am Horizont drohten Berge von Wolken. In Zürich, den Zug verlassend, hörten wir fern schon das Rollen eines schweren Gewitters. An der Ausfallstraße nach Schaffhausen beschlossen wir, das Gewitter vorübergehen zu lassen und inzwischen etwas zu essen. Schwül und rauchig war es in der Stube des Gasthauses. Das Wetter grollte und drohte unausgesetzt. Doch es kam kaum näher. Wir entschlossen uns, die Fahrt fortzusetzen. „Es erreicht uns nicht mehr“, sagte Becher. Aber nach einer Viertelstunde schob es sich über uns herauf. Die Blitze fuhren senkrecht zur Erde, als wollten sie die Straße aufreißen. Den Donner hörten wir nicht, denn der Fahrwind brauste uns, vom Gewittersturm noch verstärkt, so hart um die Ohren, daß wir für jedes andere Geräusch taub geworden waren. Der erste Schwall prasselnden Regens fegte uns ins Gesicht; neue, heftigere folgten Schlag auf Schlag. Das Unwetter steigerte sich zu einer wahren Sturmflut. Krampfhaft hielt Becher den Lenker fest. Er schrie mir etwas zu, ich verstand ihn nicht, ich wußte auch so, daß es sinnlos gewesen wäre, anzuhalten, um etwa unter einem Baum Schutz zu suchen. Grimmig beugte er sich vor und gab Gas, daß das Rad manchmal geradezu einen Sprung tat. Der Sturm schlug uns mit beiden Wetterfäusten entgegen, als wolle er uns aus dem Sattel fegen. Ich hatte Angst, ich spürte auch Bechers Spannung. Aber es blieb uns keine Wahl. Und je mutiger Becher drauflosfuhr, um so schneller würden wir die Wetterwand durchstoßen haben.

Endlich wurde die Straße heller und übersichtlicher. Die Blitze waren jetzt hinter uns. Das Wolkengebirge wich seitlich zurück. Noch rauschte der Regen unvermindert herab, aber von links heran schwoll schon das Licht. Das erste Himmelsblau tauchte auf, verbreitete sich höher und höher, trieb die Wetterfetzen davon. Die Sonne warf ihre Strahlenbündel über Felder und Berghänge, sie verfangen sich im Laub und Gezweig der Chausseebäume, blitzten auf, trafen auch uns, fächelten uns Wärme ins nasse, windgerötete Gesicht. Es war wie eine Wiedergeburt. Wir hatten Bedrängnis und

Gefahr überwunden. Nun empfing uns der helle Tag wie Heimkehrende, in erhabener Größe stand er über der Landschaft, sie uns öffnend gleich einem Tor, hinter dem uns immer neue Schönheiten erwarteten.

Als wir vor Schaffhausen den Rheinfall erreichten, war unsere Kleidung von Sonne und Wind schon völlig getrocknet. Wir blickten über das stürzende Wasser hin. Schön – im Vorbeifahren. In Engen übernachteten wir. Doch die Beschaulichkeit der Rastabende bei der Hinfahrt wollte uns nicht mehr kommen. So war es uns schon recht, daß wir im großen Gasträum des Quartierhauses an einem Tisch mit einheimischen Arbeitern zu sitzen kamen. Nein, das waren keine Nachkommen der sieben Schwaben. Sie prüften uns erst auf Herz und Nieren. Dann wurden sie warm. Kommunisten. Als wir ihnen sagten, daß wir Genossen seien, saßen sie fest, und wir hätten die ganze Nacht diskutierend mit ihnen verbringen können. Wir tranken roten Schwabenwein. Als wir unser Zimmer aufsuchten, war nicht nur ich heiter gestimmt ...

Tags darauf ging es durch das herrliche Donautal, von Sigmaringen bis Ehingen, über Blaubeuren bis Urach. Noch einmal machten wir bei Karl Reichle halt. Einen Tag, zwei Tage, drei ...

In Cannstatt nahmen wir ein erfrischendes Bad. Das Hallenbecken war kaum besucht. In dickem Strahl floß das kohlesäurehaltige Quellwasser herein und Tausende und aber Tausende feine Bläschen setzten sich am Körper fest. Eiskalt zunächst, begann das Wasser bald auf der Haut zu kribbeln und zu brennen. Becher wühlte übermütig darin herum. Wenn er badete, legte er mit der Kleidung zumeist auch die „Würde“ ab und gab sich ganz dem Vergnügen hin. Doch jetzt überfiel ihn auch hier die Unruhe. Schnell ging die Fahrt weiter. Hall, Crailsheim, Ansbach, Nürnberg. Dann Kronach, Saalfeld, Rudolstadt. Hinauf zur Heidecksburg. Der Direktor des Greifenverlages stand mit uns am Brunnen im Hof, sprach von der Romantik des Schlosses und auch von Büchern und Geld. Er eröffnete Becher gute Aussichten für sein Buch „Ein Mensch unserer Zeit“. Becher nahm ihn aufs Rad und fuhr mit ihm zum Marktplatz hinunter. Ich lief zu Fuß die vielen Treppen hinab, den Rucksack im Kreuz, in Gedanken an Jahre zuvor, da wir hier als Jungkommunisten gewandert.

Jena, Naumburg, Weißenfels. Vor Merseburg ragten die Essen des Leunawerkes in den spätsommerlichen Himmel auf. Rauchfahnen hingen über dem Land, das so schwere Kämpfe erlebt hatte und von Arbeiterblut getränkt war.

Carona – Mitteldeutschland: welch gewaltiger Bogen der Empfindungen und Gedanken!

Becher fuhr langsam. In Leuna sind viele gefallen ... sang der Motor, sang es in uns. Auf den Feldern standen die Kartoffeln in hohem Kraut. Die Rübenblätter glänzten saftig grün. Die Kirschbäume färbten sich schon.

Über Halle, Bitterfeld, Golpa fuhren wir der Elbe zu. Überall rauchten die Schornsteine, kamen und gingen die Arbeiter, lebten sie zwischen Heim und Fabrik in Armut, und waren froh, wenn sie diesen Weg noch gehen konnten. Millionen kräftiger Männer standen untätig auf deutschen Straßen, weil die Kapitalisten ihre Arbeitskraft nicht mehr brauchten, weil die bürgerliche Ordnung längst nicht mehr stimmte und in die wirtschaftliche Anarchie führte. Aber die Rauchfahnen wehten, und es flatterten die roten Fahnen.

Als wir über die Elbbrücke auf Wittenberg zufuhren, stand die Sonne im Mittagsbogen. Am Stadtgraben hinter dem Schloß entlang erreichten wir die Landstraße nach Piesteritz. Die mächtigen grauen Schlote standen in der Flucht des Fahrdammes. Hunderte Arbeiter strebten auf dem Fahrrad der Nachmittagsschicht zu, eine enggliedrige Kette von Ausgebeuteten. Einige kannte ich, ich grüßte sie. Ich fühlte die Unruhe der Heimkehr und den Abschied von dem vergangenen Glück gleichermaßen schmerzlich.

Als wir vor dem Haus hielten, standen Frau, Kind und Mutter in der Haustür. Unter der schrägen Decke der Küche sitzend, sprachen wir inmitten grauer Wirklichkeit von einer traumhaft schönen Reise. Becher, jeder Sentimentalität abhold, nahm das Kind auf den Schoß, blies die Backen auf und ließ es mit den kleinen Fäusten darauf herumtrommeln. Nach dem Essen fuhr er weiter. Wir sahen ihn wie zögernd um die Straßenecke rollen. Er winkte. Es war, als sei ein schöner Traum zu Ende: der Traum vom vollendeten Menschen, der Traum von der vollendeten Welt.

Walter Stranka

DER TOD DES DICHTERS

*Die Nacht war müde und der Tag erschauert.
Die alten Weisen wandern durch den Raum.
Die bange Abnung, die im Dunkeln lauert,
verfolgt uns schon im Wachsein und im Traum.*

*Die Stunde schlägt, sie ist auch seine Blöße.
Und lächelt er auch auf die Stadt hinaus,
die Welt umfassend in der ganzen Größe:
Das Hobelied vom Hiersein klingt nun aus.*

*Das Arbeitsvolk verharret an den Maschinen
und flüsternd geben Fragen durchs Gedröhn.
Wer wird uns nun wie er in Liebe dienen
und Lieder schaffen, unvergleichlich schön?*

*Wer wird, Partei, wie er die Siege preisen
und Dank verkünden an das Sowjetland,
mit jeder Silbe in die Zukunft weisen
und ohne Rube mahnen: Haltet stand!*

*Wer wird euch, Wälder, so wie er umarmen
und wird dich, Neckar, loben so wie er?
O fände dieses Herz nun ein Erbarmen!
Das tiefe Schweigen aber weicht nicht mehr.*

*Ein Glück, das Herz des Lebens ist von Dauer.
Es nimmt der Alltag wieder seinen Lauf.
Schon kommen erste Töne durch die Trauer
und hinter Wolken geht die Sonne auf.*

*Und so wie immer fliegen seine Fahnen
und Mädchen singen: Du mein Fröhlichsein!
Die Schaffner summen in den Straßenbahnen:
Das Werk ist volkeseigen, dein und mein.*

*Die Bauern, die aus alten Katen kamen
und lange Zeit das Herrenland bestellt,
die nennen auf den Feldern seinen Namen.
Er rührt nun selber an den Schlaf der Welt.*

*Er geht im Herbstwind durch die Apfelbäume
und reifes Leben ist in seinem Ruf.
Die Kinder folgen ihm in seine Träume
und tragen in den Herzen, was er schuf.*

*Und immer näher rückt das Glück der Ferne
und immer höher steigen wir empor.
Unendlich glühen seine roten Sterne
und heller klingt sein Lied als je zuvor.*

AN JOHANNES R. BECHERS GRAB

Als uns am 11. Oktober durchs Telefon die Nachricht erreichte, unser Freund Johannes R. Becher sei einer Embolie erlegen, überschattete diese schreckliche Kunde den ganzen hellen, schönen Herbsttag. Wir wußten seit Monaten, wie krank er war; wir verloren mit ihm einen Freund und Mitkämpfer, von dem wir nie erwartet hätten, daß wir ihn überleben würden.

Becher war zuletzt zum Minister für Kultur in der Deutschen Demokratischen Republik aufgestiegen, hatte aber schon all die Jahre seit dem Niederwerfen der Hitlerei durch die Rote Armee eine Funktion nach der anderen ausgeübt, um das Kulturleben unseres Staates wieder fruchtbar zu machen, in dauernde Gestalt zu prägen. Er war der Schöpfer des Kulturbundes, dem er bis gestern vorstand; er wurde Präsident der Akademie der Künste, die ich 1950 gründen durfte und der er gleich als Vizepräsident angehörte. Er starb jetzt als erster Minister für Kultur in Deutschland, der zu gleicher Zeit schöpferischer Dichter war.

Dieses Faktum, meine Leser, sollten Sie sich immer wieder ins Gedächtnis rufen: daß der Mann, der unsere Nationalhymne dichtete, stets ein Kulturkämpfer war, ein Mann, der das Deutschland diesseits und jenseits der Elbe mit den Augen eines Schöpfers betrachtete, welches in der Wirklichkeit immer hätte ungeteilt bleiben müssen und im Geiste niemals gespalten werden konnte. Becher empfand auf den Tagungen des Kulturbundes mit dem Westen und Osten im gleichen Takt. Wir wußten sehr wohl, daß, wenn Becher in Leipzig oder München zu jungen Menschen sprach, wir die Atmosphäre gesamtdeutscher Verständigung erzielten. Dabei blieb er immer der Geist, in dem das Dichterische auf bestimmte Weise schwang und wirksam war, auch wenn er lange Zeit nichts Neues publizieren konnte, weil ihn sein Amt an produktiver Muße und Konzentration hinderte – ein Amt, das er gerne wahrnahm, und von dem er wußte, daß es ihn ehrte und diejenigen, die es ihm gegeben hatten.

Nun müssen wir daran glauben, daß der körperlich existierende Becher nicht mehr da ist, daß er sich aufs letzte Lager hingestreckt hat. Auf dichterische Weise fühlte er vorweg, er werde diese Krankheit nicht überstehen; das deutete er seiner Lebenskameradin immer wieder zu ihrem furchtbaren Schmerz an in den letzten Wochen und Monaten, in denen er mit der Krankheit rang, die ihn schließlich besiegte.

Aber sein Überleben ist gesichert. In den vier Bänden, die der Aufbau-Verlag von ihm veröffentlichte, in dem Auswahlband, den der Insel-Verlag

brachte, stehen Gedichte, die lange leben werden, so lange, wie überhaupt Gedichte unserer neuen Zeit leben. Dazu kommen Prosaschriften, die das Gedankengut eines Dichters, eines Verteidigers der Poesie enthalten, und zwei eindrucksvolle Theaterstücke. Und darum ist unser Johannes R. Becher eine für uns dauernd lebendige Kraft und soll in der Nachfolge, die wir ihm zusichern, weiterhin an der schöpferischen Gestalt des Lebens in der Deutschen Demokratischen Republik und in dem kommenden Deutschland wirken, als wäre er noch da, schweigend, aber nicht verstummt.

Ein Verlust, der eine Nation so trifft, wie das Abscheiden Bechers, bringt vor allem den Schmerz in den Vordergrund, mit dem das Herz auf das reagiert, was es an lebendigem Umgang von nun an vermissen muß. Der wirkliche Wert eines Dichters wird immer erst von der Nachwelt festgestellt, und wir haben in der europäischen Literatur Beispiele genug, wieviel Zeit verfließen muß, um hier richtig abzumessen. Goethes berühmte Strophen auf Schillers Gebeine wurden zwanzig Jahre nach dessen Tode zu Papier gebracht, sein Epilog zum Lied von der Glocke nach zehn Jahren. Gleichwohl klingt uns heute schon das Erz befeuernd ins Ohr, das aus Bechers Sonetten oft dröhnt, oft summt und läutet; und die zarten Grüße, mit denen er aus der Ferne die Heimat feierte, erwuchsen zu den Fanfaren von gestern und heute, die unserer Gegenwart galten und der großen Zukunft Deutschlands. Da dies aber allgemein gespürt wird und einleuchtet, beschwor unsereiner am Grabe des Dichters vor allem den Kameraden Becher herauf in Sätzen, die hier folgen mögen:

„Lieber Hans! Da liegst Du nun an der letzten Stelle, wo Du Dich hinstrecktest, um – wahrscheinlich zum erstenmal seit Jahrzehnten – auszuruhen, Du, mit dem wir in der Natur so verbunden waren wie im Gedicht. Als wir vor Wochen von Deiner immer schlimmer werdenden Krankheit erfuhren, kreiste unsere Erinnerung um den Besuch im Tessin, den wir zusammen machten – Deine Frau und Du, meine Frau und ich. Wir erinnerten uns, wie wir dort die hohen Straßen gingen, die Berge sahen und unter uns den See, und Du so zufrieden warst in dem Gedanken, einmal wieder nichts als ein Dichter, nichts als ein schöpferischer Mensch zu sein und in den geliebten Bergen herumzustrolchen, von denen Du im Grunde genommen innerlich niemals Abschied nahmst.

So, siehst Du, hat unser Heinrich Kleist recht behalten, als er sagte:

*Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freilich! Von zwei Spannen
Diesseits der Erde nach zwei Spannen drunter.
Ich will auf halbem Weg mich niederlassen.*

Jetzt ruhst Du ,auf halbem Weg‘.

Was Du getan hast und was von Deinen Ausstrahlungen ins Leben unserer Deutschen Demokratischen Republik und des deutschen Volkes eingegangen ist, das ist heute ausführlich gesagt worden und wird weiter und weiter wirken, so, wie Dein Streben in die Höhe ging, in den hohen Stil der dichterischen Rhythmen, gleichzeitig aber fest stand auf der Basis eines neuen, sozialistischen arbeitsreichen Lebens für alle Menschen, denen der Friede teuer ist und die nicht wollen, daß Deutschland und die Erde noch einmal – durch einen dritten Weltkrieg – vernichtet werden.

Wenn Du nun ausruhst, wie wir Dich gestern gesehen haben: schmal, nobel, blaß, in weißer Seide, schwarze Katafalke um Dich und draußen lodernde Feuerbecken, rund um Dich aber die Vertreter des Staates, dem Du dientest, nachdem Du aus der Emigration wieder heimkamst, dann darf man wohl sagen, daß sich ein Traum erfüllt hat, den Du kaum zu träumen wagtest, der aber immer in Dir arbeitete: oben an der Spitze des deutschen geistigen Lebens zu wirken als verantwortlicher Gebärer oder Begatter einer neuen deutschen, dichterischen, poetischen lebenswerten Kultur, eines unspießigen, breit ausladenden, kraftvollen Lebens.

So warst Du, Du Unermüdlicher, der Du auch gegen Dich selber unermüdlich gekämpft hast. Wäre es nicht besser gewesen, Du hättest die Resignation geteilt, in der wir hier stehen – ich, vier Jahre älter als Du und voller Erinnerungen an Dich, wie Du als junger Mensch im Schutzverband Deutscher Schriftsteller auftratest! Menschenskind, Becher – einmal vor vielen Jahren mußte ich den Satz prägen: Wir sind in die merkwürdige Zeit hineingekommen, wo die Alten die Jungen begraben. Unsere Akademie hat neun schöpferische Köpfe und Herzen verloren in den zehn Jahren, die wir hier zurück sind, angefangen mit Wiegler und beendet mit Becher. Ich bin dafür, daß diese Reihe jetzt endet. Ich wenigstens habe nicht die Absicht, der zehnte zu sein; denn uns bleibt noch viel zu tun. Das, was Du uns hinterlassen hast, werden wir weiter tun; wir werden nicht nachlassen im Kampf um das deutsche Volk in seiner Mission, Frieden inmitten Europas zu sichern.

Unter dem, was ich mir von Dir in der letzten Zeit vorlesen ließ, war ein Gedicht, in dem Du Dir eine Rede an Deinem Grabe verbatetest. Dies ist auch keine Rede, sondern der Abschiedsgruß eines Kameraden, welcher sagt: Du hast gelebt, Du hast Dich ununterbrochen bewährt. Du hast nicht nachgelassen, vorwärts und aufwärts zu klimmen. Es ist Dir geglückt, dort zu stehen, wo zu stehen Du als junger Mensch nicht einmal zu hoffen wagtest. So wünsche ich Dir hier unter unseren hohen Berliner Bäumen gute Ruhe und ein Fortleben im Geist und Gefühl von uns allen – denn: *Gefühl ist alles – Name ist Schall und Rauch.*“

FÜR JOHANNES R. BECHER

I

In einem seiner Tage- und Arbeitsbücher ist das Gleichnis aufgezeichnet: – von dem chinesischen Meister, der, von Freunden umgeben, ein letztes Bild vollendet, dann sein Malzeug niederlegt, in die von ihm erschaffene Landschaft hinaustritt und, in ihrem lebendigen Schimmer ruhig fortschreitend, ferner und ferner wird. Bis der Wanderer schließlich in der Hügeltiefe des Bildraums den ihm Nachblickenden und Nahen ganz entschwindet; für die Zeugen der Schöpfung anwesend nur noch in seinem Werk. Denn das Werk bleibt ihren und aller Augen als ein Teil unserer Welt, sich daran zu erfreuen, sich darein zu vertiefen.

Ich kann die Stelle, die sich mir unauslöschlich einprägte, heute nicht finden. Aber sie eben birgt für mich „das Rätsel und das Geheimnis“ des Dichters.

Ein Geheimnis ohne Mystifikation und ein Rätsel, das lösbar ist, wenn auch als ein immer wieder neu zu lösendes. Die Verlockung zu einem – wohl unaufhörlichen – Gespräch, das gerade begann und das Wellenkreis um Wellenkreis schlägt, Bewußtsein um Bewußtsein durchströmend und einbegreifend. Weil Becher uns leibhaftig bleibt in der schimmernden Weite und waldreichen Helle seiner Dichtung.

2

*Schulen
schmelzen schneller denn Schneekristalle.
Aber
in aber Geschlechtern
wandert,
wirkt und verwandelt
der Strahl
eines neuen Blickes.*

3

Unser sind – also mein auch – sein summender Sommer, sein lila Meer und der Sterne unendliches Glühen. Volkeseigen.

Gehe ich Umwege? Sage ich es zu allgemein, zu ungenau? Denk ich zu wenig und träum ich zu viel?

1943 hörte ich, tief in der Nacht und in den funkgünstigen, weittragenden Stunden vor Sonnenaufgang deutsche Stimmen von der anderen Seite. Stimmen aus Moskau. Freies Deutschland. Und zum erstenmal die Namen: Becher, Weinert, Bredel, Busch . . . Und ein Lied, sicherlich nicht von Becher, das aber merkwürdigerweise in der Erinnerung mit seinem Namen verbunden blieb: den Soldatenschlager „Lili-Marlen“ mit neuem, zeitgemäßem Text:

*. . . Hört, ihr deutschen Michel,
ihr sieget euch zu Tod.
Der Hammer und die Sichel,
die bleiben ewig rot.
Ihr werdet Moskau niemals sehn,
vielmehr daran zugrunde gehn
wie einst Napoleon . . .*

Das war nicht Bachs Brandenburgisches Konzert, so geliebt von Becher, nicht Bechers Sonette, nicht seine Romane in Versen . . . Und doch: das war – im Gedankengang und weit hergeholt – Verteidigung der Poesie! Das war Bechers Sache! Und unsere! Für sie zu kämpfen, von ihr zu träumen . . . Ja: auch zu *träumen* von ihr!

Über dem Panzerturm wehn sie, dem Wind zu Willen. Sie sind die Ruhe im Sturm und die Unruh im Stillen. Mitten im Streit glutet ihr Schimmer . . .

Wann ist der Träume Zeit?

Nie und immer!

Seit 1945, seit ich Gedichte von Becher las, läßt er mir keine Ruhe. Wie viele sich derzeit aus Augenschwäche oder Denk-Schnoddrigkeit auch darüber noch täuschen: Becher ist für seine Leser sehr unbequem, ein schenkenfreudiger, alles fordernder Freund, ein unüberwindlicher Feind. Ein stilles Wasser. Ein stiller Ozean. Sanft und ungebärdig, streng und verspielt. Er mahnt zur Geduld und fordert zur Ungeduld heraus. Ich liebe ihn, und ich streite mit ihm, und ich möchte sein Mitstreiter sein. Er ist uns noch sehr weit voraus. Wir brauchen noch einige Menschenalter an Anstrengung – der Hände und des Begriffs –, ehe wir aufholen und seinen Schritt fassen.

Intermezzo gegen den Tod.

Der Tod, sagt er, ist unausdenkbar. Das Unausdenkbare zu überwinden, kämpft Becher, verändert er die Welt und verändert sich mit ihr und in ihr. Das ist sein A und O: daß die Welt für uns Wesen gewinnt, daß das Leben in seiner Grenzenlosigkeit siegt, menschlich wird – unausdenkbar.

Wir finden uns mit keinem Tod ab. Auch mit seinem nicht. Becher bleibt immer gegenwärtig, aktiv und sichtbar: als heller Mann auf dem dunklen Grunde des Kampfes gegen den Tod, als deutliche Traumgestalt auf dem lichten Grunde unseres unaufhaltsamen Marsches nach vorn.

Ernst Schuhmachers einfaches, überzeugendes, wunderbares „Epitaph für Johannes R. Becher“ bedarf eines einzigen Widerspruchs. In der Zeit. Heute und morgen sind wir mächtig, das unvollkommene Leben zu besiegen. Übermorgen – und davon ist heut schon zu träumen – wird der Tod zu besiegen sein.

Er ist gegen die Heiligsprechung. Vor dreien nur verneigt er sich: vor dem Gras, vor dem Volk, vor der Partei der Arbeiterklasse.

Immer wieder müssen wir uns bemühen, seinen Weg in der Zeit zu ermessen, sein Gesicht, die Gestalt seines Lebens... Er fordert diese Bemühung, weil seine Erlebnisse und Erfahrungen nicht zurückliegende, für uns etwa abgetane sind, sondern (weit über den vaterländischen Boden hinaus!) im Anbruch der sozialistischen Epoche nützliche, bewegende, aufrührende.

Hier ein Versuch aus dem Jahre 1952, seine Bedeutung in einer Sonett-Fabel zu erfassen: „Der Vorsänger.“

*Er war Hanswurst.
Er turnte gern auf schießen,
balsbrecherischen Stelzen übers Moor.
Er trommelte
und tobte
und beschwor
und tauchte trunken in des Urwalds Tiefen.*

*Durchs Dickicht drangen sie,
und viele riefen:
„Gebt's auf! Hier führt kein Pfad!“ –*

*und kehrten um . . .
Die Schar zog weiter, unbeirrt und stumm.
Er aber sang –
und wachte, wenn sie schliefen.*

*Er blickte oft zurück.
Sein Abschied war
nicht ohne Schmerz . . .
Doch fragte ihn die Schar:
„Sind sie noch fern, die uns vertrauten Erden?“
– so lief er weit voraus
ins erste Licht
und sang sein Lied,
ein Lied der Zuversicht,
das Lied vom Fröhlichsein und Anderswerden.*

10

Er ist ein Ich-Sager. Das ist seine elementare dichterische Kraft. Aber das Ich ist der Funke nur. Der Sprengstoff dazu: er ist ein Wir-Sager, er ist ein Du-Sager. Er spricht für Alle und mit Allen; er spricht für Dich und mit Dir. Seine Dichtung ist Dialog; ihre Spannung hat drei Dimensionen – wie Feld und Himmel und flimmernde Luft.

Dabei sollte und wollte ich es viel einfacher ausdrücken: daß ich nämlich in seinen Liedern und Gedanken immer auch mich, mich ganz persönlich als zu Übereinstimmung oder Widerspruch anrufen, als zu Mitfreude, Mitarbeit und Kampfgenossenschaft aufgerufen empfinde.

11

Becher ist ein streitbarer, fröhlicher Moralist im strengen und aufklärerischen Sinn des Wortes, aber ein Moralist von neuer Art, ein zeitgemäßer, sozialistischer. Er schöpft und gibt Lebens-, Arbeits- und Denkgeltn. Nur setzt er seine Prinzipien nicht, sie wachsen seinen Sinnen und seiner Erkenntnis zu aus den Wechseln der Wirklichkeit. Und auch an dieser Verwandlung ist er beteiligt: ein heller Mann auf dunklem Grunde.

12

Indem ich suche, fällt mir zu, woher mein Gedächtnis Bechers Namen mit der umgedrehten „Lili-Marlen“ zusammenfügt:

*Der Hammer und die Sichel,
die bleiben ewig rot . . .*

Im Verlag „Die Aktion“, in Franz Pfemferts Reihe „Der Rote Hahn“ erschienen 1919 Bechers neue Gedichte „An alle!“

*Die goldene Sichel und der goldene Hammer!
O Ozean-Röte! Morgen! Ährenkranz . . .*

*. . . Ihr werdet hart sein. Und sehr unerbittlich.
Und nicht vergessen. Wabret euer Recht.
Wälzt um! Befreit! Und dann erst: wahrhaftig friedlich
erhöbe sich ein göttliches Geschlecht . . .*

. . . Der Dichter grüßt dich -: Sowjet-Republik!

Und noch ein Zitat zu anderem Zweck. Zur Auffrischung. Damit ein Glanzkorn sichtbar wird, von dem, was nicht verloren und nicht vergessen, ohne Säumen wieder ans Licht und ins Leben muß! Aus dem Fragment „Spartakus“:

*Wir rasten nicht auf jenen schlimmen Märschen,
Wir ohne Brot. Wir ohne Trunk und Statt.
In unserer Sprache reden die Gepreßten.
Die Unterdrückten tragen unser Blut.
Und enden wir gestreckt an allen Mauern,
Und aufgespießt die letzte unserer Brust,
Wir rasten nicht . . . Denn unsere Fahne waltet
Unsichtbar dennoch fort. Und dennoch schallen
Aus toten Mündern fabelhafte Reden.
Und dennoch stehen unsere Tribünen.
Hätt sie auch krasse Faust in Schutt gelegt.
In Staub zermalmt auch unsere Phalangen.
Sie schreiten, schreiten, schreiten dennoch fort.
Leicht überquerend endlose Gewässer,
Gebirge brechend ohne Unterschied!
O unaufhaltsam! . . .*

*. . . Was ihr versuchtet! Immer sei's getan,
Nun spitzt die Köpfe! Sammelt neue Waffen.
Übt übt! Und seid am Werke unermüdlich.
Noch oft kann's heißen: Rückzug. Und: unmöglich.
Verzagt drum nicht! Die Dichter schüren euch.
Die ewigen Gesänge wirken weiter . . .*

... Vorwärts! Auf!
Und ohne Aufschub in die großen Tage.
Vorbei das Elend. Schluß mit Sklaverei.
Die düstere Hobeit in den Pfuhl gesenkt.
Und ohne Wiederkehr. Erhebt euch Freie!

13

Er ist ein Liebender. Er kämpft.

14

Das Lied

„Als namenloses Lied durchs Volk zu gehn ...“

Längst verweht des Vorjahrs Dünen.
Neuer Lenz bringt neues Grünen.
Keines bleibt.
Heiter treibt
andrer Wind die Mühle ...
Langsam erkalten,
flackern die alten
Gefühle.

Der an unsrem Tisch gesessen,
gern begrüßt, doch schnell vergessen,
seine Last,
nahm der Gast,
mußte weiterreisen ...
Wohin? Zu den Sternen?
Verlor sich auf fernen
Geleisen.

Taten, Pläne, Denkgerüste,
Lippen, je von dir geküßte,
Haß und Hieb,
Lohn und Lieb
sinken nun ins Dunkel ...
Lebt nur noch eines:
des Liedes reines
Gefunkel.

*

Lösende Träne, was rinnt du
über das strenge Gesicht?
Lied, du mein Lied, woher nimmst du
dein Glühen, dein inniges Licht?
Der Frühling des Volks gleicht der Sintflut,
bricht brausend die Zäune der Nacht.
Das Herz, drin der zornige Wind ruht,
verjüngt sich und hämmert und lacht.
Was lang in der Seele gestaut war,
entquillt nun und sprudelt und gleißt . . .
Sie neigen sich zu wie ein Brautpaar,
die Heimat und er, der sie preist.

*

Es ist über der grünen Saat
ein neues Lied erklungen,
ziehen auf jedem Pfad
fröhliche Jungen.

Die Taube nistet nah und fern
bei Palme oder Linde.
Wir sind die wahren Herrn
aller vier Winde.

Der Morgen streckt die Arme aus,
sein Licht kennt keine Grenzen,
treten aus jedem Haus
Mädchen mit Kränzen.

Das Lied, es findet Widerhall,
das Licht sieht selbst ein Blinder.
„Friede sei überall!“
singen die Kinder.

(1950)

15

Nich nur danken. Partei ergreifen.
Nicht nur loben. Lernen.
Arbeiten, arbeiten, arbeiten.

EINER DER SCHÖNSTEN VERSE BECHERS

Für Johannes R. Becher fing die Literaturkritik so recht erst da an, wo sie sich nicht mit summarischen Urteilen über den Dichter und sein Werk begnügte, sondern sich der Mühe unterzog, Sinn und Wesen einer Dichtung an ihren gedanklichen und sprachlichen Details darzulegen. In seinen, zum großen Teil kritisch noch unausgeschöpften Büchern über die Poesie („Verteidigung der Poesie“, „Poetische Konfession“, „Macht der Poesie“ und „Das poetische Prinzip“) hat Becher zahlreiche Beispiele dafür geschaffen, wie er sich eine solche Kritik vorstellte. Bei Gesprächen über dieses Thema hat er wiederholt auf Ernst Stein* hingewiesen und seine Methode der Interpretation von Lyrik als beispielhaft bezeichnet. Und er wünschte sich, es möchten auch andere seine Verse so aus der Nähe und zugleich von der Idee und der Gestaltung her beleuchten und begreifen.

Ich will versuchen, im Gedenken an den Freund und Weggefährten ein wenig zur Erfüllung seines Wunsches beizutragen.

Die Wirkung von Kunstwerken ist vielleicht am zuverlässigsten daran zu ermesen, wie und wie stark sie sich dem Gedächtnis einprägen. Die beste Dichtung vergangener Zeiten lebt im Gedächtnis des Volkes vornehmlich in Form von Zitaten und Liedern. Es war nicht zufällig Bechers höchster Ehrgeiz, Verse zu schaffen, die dereinst „als namenloses Lied durchs Volk gehen“.

Ob ihm das gelungen ist und in welchem Ausmaß, werden erst kommende Generationen sagen können. Ich bin indessen überzeugt, es gibt Gedichte und Lieder von Becher, denen die höchste Auszeichnung des Volkes, unvergessen zu bleiben, sicher ist.

Für eine dieser Schöpfungen halte ich das Volkslied „Im Frühling“. Hanns Eisler hat es vertont. Die beschwingte, fast heitere Melodie in Verbindung mit dem drängenden, mahnenden, pochenden Rhythmus entspricht der Eigenart des Textes: Zartes und Grausiges, Angst und Zuversicht zu paaren. Und Ernst Busch macht die außerordentliche Spannung zwischen diesen Elementen durch seinen Gesang zu einem einzigartigen Erlebnis. Wobei er die Worte „Was soll aus uns allen werden“ mehr spricht als singt. So macht er den Gegensatz dieser Zeile zum Titel „Frühlingslied“ erschütternd sinnfällig. Wir schulden dem Sänger, dem Komponisten und dem Dichter gleichermaßen Dank für das Erlebnis der Einheit im Dreiklang ihrer künstlerischen Mittel.

Das ganze Wesen und Streben Bechers spricht einfach und tief aus der

* Ernst Stein, „Kleiner Wegweiser zu Johannes R. Bechers Gedicht“, Aufbau-Verlag, Berlin 1956.

Schlußzeile des Liedes, einem der schönsten Verse Bechers, den fünf an sich durchaus nicht poetischen Wörtern:

Menschen, laßt uns Menschen werden!

Eigentlich sind es nur vier, weil das Wort *Menschen* sich wiederholt. Aber es wiederholt sich eben nicht – und das ist eine unverkennbare Besonderheit der Dichtung Bechers: fast jedes Wort gewinnt, wenn er sich seiner bemächtigt, vielerlei Sinn und Bedeutung. Er liebt es, die gleichen Wörter fast spielerisch derart miteinander in Beziehung oder in Gegensatz zu bringen, daß sie ihren alltäglichen Charakter verlieren und zum Versenken in ihr ungewöhnliches Wesen zwingen – anders gesagt, daß sie poetisch werden. In der erwähnten Verszeile geschieht das mit den Wörtern *Menschen* und *werden*. Das Wort *Menschen* gebraucht Becher am Anfang der Zeile als Bezeichnung der Gattung, und zwar mit einer gewissen Unzufriedenheit, so, als wollte er das ganze Menschengeschlecht, aber auch jeden einzelnen von uns und sich selbst durch seinen Anruf aus Ahnungslosigkeit und Gleichgültigkeit wecken. Er ruft nicht allein. Die von Leid Gezeichneten und die Jungen fordert er auf, mit ihm ihre Stimmen für den Frieden zu erheben. Denn er weiß, daß die Stimme des einzelnen erst Kraft gewinnt, wenn sie die Massen ergreift und von ihnen weitergetragen wird. Zum zweitenmal gebraucht Becher das Wort *Menschen* in der Art, daß daraus hervorgeht: die Rufenden wie die Angerufenen sind eigentlich noch keine Menschen, oder sie sind es erst in dem Maße, wie sie sich dazu aufraffen, es zu sein, genauer: es zu werden. Und dieses „Werden“ ist, ans Ende der Zeile gesetzt, betonte Zukunft und mehr: Es drückt auch aus, daß der Mensch der Zukunft nicht ohne die Bemühung des Menschen der Gegenwart, eines jeden von uns, existieren wird. Bechers Optimismus beruhigt also nicht, er wühlt auf und wirkt verpflichtend. Das geht deutlich aus der vorletzten Strophe des Gedichts hervor, die mit den beschwörenden Worten endet:

*Wenn nicht Friede wird auf Erden,
Was soll aus uns allen werden –*

Hier wird weder die Gattung angesprochen noch das erträumte Geschlecht künftiger Menschen, die diesem Namen Ehre machen werden, sondern ein jeder von uns, und damit wird der Übergang vom Betrachten und Darstellen zur aufrüttelnden Mahnung erreicht. Becher setzt die Seienden nicht in Gegensatz zu den Seinsollenden, er weiß, daß sie Menschen sein wollen. Eingedenk des von ihm so gern zitierten Hölderlin-Verses: „Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch“, malt er in wenigen Worten das Grauen des Atomkrieges, aber so, daß er damit nicht Verzweiflung, sondern die Bereitschaft weckt, es nicht dazu kommen zu lassen.

Es ist bezeichnend für alle wirklichen Dichter, daß ein unveränderliches Motiv all ihre Veränderungen im Laufe des Lebens begleitet. Das gilt auch für Becher. Es ist die von Goethe mit den Worten „Stirb und Werde!“ ausgedrückte, zur Synthese strebende Polarität, die Bechers Dichtung von Anfang an begleitete. Seine erste publizierte Arbeit aus dem Jahre 1911 hieß „Der Ringende“, und einer 1914 erschienenen Sammlung seiner Gedichte gab er den Titel „Verfall und Triumph“. Eines seiner letzten Gedichte endet mit den Zeilen:

*Seht, welch ein Wesen, das in sich erkennt:
Des Menschen Elend und des Menschen Größe.*

Becher hat sich mit den Gegensätzen in seinem Wesen und in der Welt nie abgefunden; er ist ihnen nicht ausgewichen. Zeitlebens war er selbst ein Mensch, der Mensch werden wollte, hielt er die Mitmenschen, und mochten sie noch so verworfen handeln, für fähig, Menschen zu werden. Er wurde nicht müde, ihnen Mut zuzusprechen auf dem schweren Weg, den er mit ihnen teilte.

Becher hat so wie Brecht, wenn auch auf seine ganz andere Weise, eine Dichtung geschaffen, in der sich Helles und Dunkles begegnen. Ja, sie vereinen sich, doch nicht im Sinne der Versöhnung, sondern in jenem historisch bedingten Zusammenprall, der Veränderung bewirkt. Dieses unvermeidbare Verändertwerden und das mehr oder minder bewußte Sichverändern des Menschen in ihr ist das große Thema der Dichtung unserer Zeit. Und es war ganz besonders das Thema Bechers. Gerade dadurch wurde er „Ein Mensch unserer Zeit“, wie er einen seiner Gedichtbände nannte. Auch sein Lied „Im Frühling“ galt der Veränderung. Und zugleich ist es Ausdruck dafür, daß Becher sich und seine Mitmenschen nicht idealisierte – weil er an sich und an sie, so schwer es ihm zuweilen fiel, glaubte.

Die vorstehenden Betrachtungen von Wieland Herzfelde möchten wir durch einen Text ergänzen, den derselbe Verfasser vor nunmehr 42 Jahren demselben Dichter widmete. Vielleicht wird man mit Interesse aus der Diktion den Ton der Zeit heraushören, der beide angehörten, und zugleich die Ankündigung ihres weiteren Weges. Im Juli 1916 veröffentlichte Wieland Herzfelde (unter den Bedingungen der Kriegszensur) in der Zeitschrift „Neue Jugend“, Berlin, die folgende Besprechung von Johannes R. Bechers kurz zuvor erschienenen Gedichtbänden „An Europa“ und „Verbrüderung“:

„An Europa“ und „Verbrüderung“ sind Parallelen zu Bechers früheren Bänden „Verfall und Triumph“. In jenen beiden Bänden handelt es sich um das Individuum Becher. Der Verfall der Seele und des Leibes wird darin gebeitet, bis das eigene Wort zur kasteienden Geißel wird, bis im Zustande

letzter Erniedrigung auflaggt der Triumph: die Bejahung aller Erscheinung in der Gewißheit ihrer Gottverwandtschaft.

Becher verweilt nicht länger beim Ich-Problem. An dessen Stelle trat das Problem der Gattung Mensch. Sogleich wieder ergibt sich: *Verfall* des gegenwärtigen *Europas*, *Triumph* der kommenden *Verbrüderung*. Kraft der basaltklaren Vorstellung des utopischen, des liebenden Menschen (in „Triumph und Verfall“ unter höllischem Blutverlust gerissen aus den Schlacken lässigen Fleisches) unternimmt es Becher, aus den Morasten der Gegenwart ein verklärtes Europa: Utopien zu kristallisieren. Ihm gelingt – wem vor ihm? – die Verschweißung nacktester Wirklichkeit mit der Fata Morgana seiner Sehnsüchte. Seine eigne, angefochtene, nie harmonische Leiblichkeit projiziert er in die ungestalte, taumelnde Gemeinschaft der Völker Europas: Tempel, darin Verrat, Grauen und Fäulnis kulminieren! Und wer in „Verfall und Triumph“ mit dem Pathos der Jugend, der Inbrunst des Mönches, dem Fanatismus des Märtyrers die Erlösung des Ichs gesungen, verkündet heute: Verbrüderung. Bejahend alles: Sonne, Ehrgeiz, Arbeit, Tuberkulose. Er verdammt keine, propagiert jede Existenz. Nur die Beziehungen sind ihm des Hasses und der Liebe wert.

Denn Becher ist kein Poet, gebärend ewige Sprach-Kreaturen aus irdischer Liebe, kein Prediger, werbend für die Erkenntnisse problematischen Geistes. Er ist Verkünder. Probleme sind für ihn nicht da, um gelöst, sondern nur um bejaht oder verneint zu werden. Seine Intuition gibt ihm Hoffnung, nicht Erkenntnis. Seine Pietät gilt nicht sich, nicht den Dingen, dem Nichts, dem Leib, dem Weibe, der Wahrheit. Sie gilt der Dynamik, dem Geschehen, der Befruchtung, der Wandlung. Nicht überreden – reizen, erschüttern, foltern will er die Menschen, so, wie sie und alle Erscheinungen ihn. Phänomen der Empfänglichkeit, reagieren seine Sinne vorurteilslos, unparteiisch; kennen daher die Begriffe schön und häßlich nicht. Bedrängung bedeutet ihm die Welt.

Dennoch: Ausgesprochen männlich von Temperament, wird er nicht passiv, elegisch, betrachtend, distanziert: *Impressionist*. Es ist aggressiv. Seine Produktion entspringt der Hefe des Blutes, dem Motor des Verstandes, sie dient nicht der Erotik der Netzhaut, dem Kodak des Gedächtnisses, dem Barometer der Nerven. Zwar lebt seine Dichtung von Eindrücken, Bildern, fast niemals von Visionen. Aber die Dinge sind ihm nur Relationen seiner künstlerischen Absichten, also wandelbaren Sinnes. Er ist Expressionist. Da aber auch die Worte für ihn keine unwandelbare Seele haben, ist er kein Lyriker. Seine Ebene ist die Syntax. Auf ihr vollbringt er – Napoleon – die unerhörtesten Manöver, strategischen Exzentriks. Seine Strophen sind keine architektonischen Gebilde, sondern Kompanien, rasende, zerstörende, polternde – musizierende, Fahnen schwenkende, flügelbeschwingte.

Nichts kann ihn verletzen außer Indifferenz, Stumpfheit, gereifte Geste. Sie stören den ungeheuren Optimismus seiner Arbeit.

Mich begeistert dieser Optimismus. Heute, da die Devise heißt: „Es ist noch gar kein Ende abzusehen.“ Becher ist gläubig. Sodom ist ihm kein Weltuntergang. Seine Arbeit gilt der Menschlichkeit, heute, da die Götter unangefochten das Eisen wachsen lassen.

Béla Illés

HAMBURGER EPISODE

Ende 1932 verbrachte ich kurze Zeit in Berlin. Ich wohnte bei Johannes R. Becher. Gemeinsam fuhren wir dann nach Hamburg, mit dem Motorrad. Becher führte die Maschine, ich saß im Seitenwagen. Scharfer Nordwind mit Schneeregen schnitt uns ins Gesicht. Unterwegs hielten wir mehrmals vor Raststätten und kehrten ein. Außer schlechtem Tee und schlechtem Rum fanden wir überall Photographien von Hitler, Göring, Röhm oder Goebbels mit eigenhändigen Unterschriften – in dieser Gegend standen alle Wirtshäuser unter dem Einfluß der Nazis. „Aber die Büchereien gehören uns“, sagte Becher. „Und das bedeutet noch immer die Macht.“

In Hamburg besuchten wir H. So nannten wir den einäugigen Matrosen, der mit diesem Buchstaben geschickte kleine Geschichten zeichnete, die in den Parteizeitungen der Provinz erschienen. Sein Auge hatte er in der Skagerrak-Schlacht 1916 verloren. Sein Leben sollte bald darauf in einer Folterkammer der Hamburger Gestapo enden.

Auf Vorschlag von H. aßen wir im Matrosenklub zu Abend. „Es ist urgemütlich dort!“ hatte er versichert. „Dort setzt kein Nazi seinen Fuß über die Schwelle!“

Im Matrosenklub aßen, tranken, schwatzten und sangen Seeleute aus fünfzehn, zwanzig oder noch mehr Ländern. Die dunkelblauen, flachen Mützen behielten sie auf. Meist stand der Name des Schiffes auf dem Mützenband; das ersparte eine lange Vorstellerei. In einem riesigen, aber niedrigen Raum, der überheizt war, saßen sie um die Tische. Fast an jedem Tisch saß auch eine Frau, unmißverständlich in ihrer Profession. An den Wänden hingen die Fahnen aller seefahrenden Nationen. Die Luft war schwer vom Geruch der Speisen und Getränke. Beißender Tabakqualm erfüllte den Raum. Ein paar Neger tranken mit flachsblonden Polen; japanische Matro-

sen stießen mit Spaniern an, die Ohrgehänge trugen. Auf einer Hängelampe saß ein Papagei und putzte sich; er kannte die unanständigsten Wörter aus mindestens zehn Sprachen.

Wahrscheinlich hatte H. aus der Schule geplaudert: Eine Anzahl Matrosen kamen an unseren Tisch. Sie wollten Becher hören. Ich glaube nicht, daß jener deutsche Matrose, der Becher umfaßte und auf den Tisch hob, als sei er ein Kind, auch nur eine Zeile unseres Dichters kannte – aber eines wußte er sicher von ihm: daß eine Zeitlang Rosa Luxemburg diesem jungen sozialistischen Schriftsteller, der sich gegen den imperialistischen Krieg empörte, die Feder geführt hatte.

Becher stand, die Arme verschränkt, auf dem bunten Tischtuch, zwischen den Biergläsern und Rumflaschen. In seinem der Motorradreise angepaßten Aufzug ähnelte er eher einem Lastenträger als einem Dichter.

„Ruhe!“

Im Raum wurde es still. Selbst der Papagei schwieg. Becher, in der tiefen Stille, im Kreuzfeuer der Blicke, stand ein paar Sekunden bewegungslos. Dann breitete er die Arme aus.

„Der Große Plan ...“

Unter diesem Titel war nicht lange zuvor Bechers großes Poem über die Sowjetunion erschienen. Zwischen die erzählenden Passagen des Werkes hatte Becher Hymnen an die sozialistische Arbeit und an den proletarischen Internationalismus eingefügt. Er sprach sie jetzt vor den Seeleuten – ruhig die Worte akzentuierend, laut, deutlich, aber nicht etwa deklamierend, nicht predigend. Seine metallene, harte Stimme erfüllte den Raum. Seine klaren, leicht verständlichen Gedanken trafen ins Herz derer, die das deutsche Wort verstanden, aber sie packten auch alle anderen, die nur erfühlen konnten, worüber dieser Lastenträger sprach ...

Als Becher vom Tisch sprang, brach ein Heidenlärm aus: Füße schurrten den Boden, Fäuste schlugen auf die Tische, Beifallsrufe vereinigten sich zu einem wirren Chor. Man drängte sich zu unserem Tisch, stellte uns Getränke hin, Rum, Whisky, Wodka, smaragdgrüne, topasfarbene oder rubinrote Flüssigkeiten in Gläsern aller Größen. Ein Malaie warf einen mindestens vierzig Pfund schweren Fisch auf unseren Tisch, ein blauäugiger schlanker Norweger ein Bündel Bananen. Ich weiß nicht, was sie noch alles mit uns angestellt hätten, wären nicht in diesem Augenblick die Amerikaner hereingeplatzt ...

Es waren vielleicht zwei Dutzend amerikanische Matrosen, allesamt gründlich voll und äußerst streitlustig. Sie hatten sich noch kaum umgesehen, noch nicht hingesetzt, da wußte man schon, wozu sie gekommen waren. Sie wollten die Neger und die malaiischen Matrosen aus dem Klub vertreiben. Da flogen auch schon Bier- und Rumgläser durch die Gegend. Breite Schul-

tern krachten aufeinander, auf harten Schädeln zerbarsten Stuhlbeine. „Duckt euch unter den Tisch!“ schrie H. Wir gehorchten. Er selbst allerdings nahm an der Schlägerei seinen redlichen Anteil. Endlich beugte er sich zu uns herunter. „Ihr könnt kommen! Die Verletzten sind auch schon rausgebracht!“

Das Bild hatte sich ein wenig verändert. Der Boden war voller Scherben. Die Kellner warfen die Überreste zerbrochener Stühle in die Ecke. Einige Matrosen wickelten sich Servietten um Stirn oder Augen. Sie ließen sich jedoch weder im Trinken noch im Singen stören.

Die Matrosen aus aller Herren Ländern hatten die Amerikaner hinausgeprügelt.

„Gehen wir“, schlug Becher vor. „Wir haben viel zu tun!“

Draußen war es kalt. Der inzwischen zum Sturm angewachsene Wind ergriff uns. Er knatterte wie eine Salve von Maschinengewehren.

Heinz Rusch

AUF JOHANNES R. BECHERS TOTENMASKE

*Die hohe Stirn läßt die Gedanken ahnen,
Die Nähe faßten und den Flug ins Weite.
Der Mund, gestrafft zu wortlos-kühler Breite,
Hat noch nicht aufgehört, das Volk zu mahnen.*

*Das Antlitz lagert groß. Der Großen einer
War dieser Mensch. Wenn auch die Lippen schweigen, –
Die Lieder, die sie formten, übersteigen
Das Maß des Lebens. So wie er war keiner*

*Um Deutschland froh, um Deutschland traurig-bange.
Es wird der Ruhm von seinem Deutschlandsange
Nicht heimatlos und flüchtig sein auf Erden.*

*Muß sich der Leib auch in den Abschied schicken,
Unstillbar träumt, aus fernen Augenblicken,
Sein Antlitz noch den Traum vom Anderswerden.*

DER LETZTE SCHRITT

Als man zum erstenmal von den Vorbereitungen zur Herausgabe von Johannes R. Bechers „Neuen Dichtungen“ der letzten Jahre erfuhr – Dichtungen, die zum Teil bereits bekannt geworden waren –, hörte man als wahrscheinlichen Titel genannt: „Flug der Raketen – Jubelnd ins All.“ Das strahlende Pathos dieses Titels ließ hymnische Verse über die kommunistische Zukunft der Menschheit und die kühne Eroberung des Weltraums erwarten. Merkwürdig kontrastierte dazu die Überschrift, die wenig später mitgeteilt wurde. Das Buch sollte nun „Im Erinnerungswind“ heißen: Bedeutete dies nicht, daß man Gedichte lesen würde, mit denen sich Johannes R. Becher träumerisch in vergangene Jahre versenkte? Wie widersprüchlich, wie vielfältig mußte der Inhalt des neuen Buches sein, wenn er zwei so verschiedene Titel rechtfertigen konnte! Endlich wurde die Lösung gefunden. Als „Schritt der Jahrhundertmitte“ sind die „Neuen Dichtungen“ in kurzer Zeit zu einem Begriff geworden. (Aufbau-Verlag, Berlin 1958.)

Verwirrend vielfältig ist der Inhalt, verwirrend vielfältig in jeder der vier Abteilungen. Oft fragt man sich, nach welchem Gesichtspunkt diese Gedichte gruppiert worden sind, ohne immer eine Antwort zu finden. Dabei ist doch Becher, hierin wie mit manchen andern Zügen Heine nicht unähnlich, auch ein Meister in der Zusammenstellung von Gedichten – einer Kunst, die man nicht unterschätzen darf und deren Beherrschung viel über das Verhältnis eines Dichters zu seinem Publikum verrät. Gerade in den letzten Jahren hat Becher die verschiedensten Möglichkeiten solcher sinnvollen Zusammenstellung mit großem Eifer, mit großer Sorgsamkeit demonstriert; so hat er im „Sonett-Werk“ seine Gedichte nach formalen, in „Liebe ohne Ruh“ nach thematischen Gesichtspunkten geordnet. In den ersten drei, den Lyrik-Bänden der „Auswahl in sechs Bänden“ von 1952 sind die Dichtungen zu einer grandiosen lyrischen Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts – mit tiefen Rückblicken in die Historie, mit weiten Ausblicken in die Zukunft – zusammengefügt, das Gleiche ist auf engerem Raum wiederholt in der kürzlich erschienenen kleinen Reclam-Ausgabe „Als namenloses Lied“.

Warum aber stehen im „Schritt der Jahrhundertmitte“ die schönen naturversunkenen Verse „Schmetterlinge überm See“ neben dem furchtbaren Kriegserinnerungsbild „Flucht nach Taschkent“, warum ein sprachkritisches Gedicht über den Gebrauch des Wortes „Und“ neben dem philosophierenden „Neugeburt“?

Sie alle gehören in einen größeren Zusammenhang; denn Bechers Lyrik ist „als Werk konzipiert, als Ordnung, als umfassender Kosmos“ (Ernst Stein). Wenn die Gedichte einst in den umfassenden „Kosmos“ eingefügt sind, dann wird das eine oder andere, das jetzt noch ein wenig abseitig erscheinen mag, einen genauen Platz finden.

Man vergegenwärtige sich: Von einem gewissen Zeitpunkt seiner Entwicklung an, darüber liegen deutliche Selbst-Kommentare vor, hat Johannes R. Becher sehr bewußt den Hauptteil seines lyrischen Schaffens der gewaltigen und wohl einmaligen Konzeption einer lyrischen „Geschichte der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts“, vom Schritt der Jahrhundertwende bis zum „Schritt der Jahrhundertmitte“ untergeordnet: ein Vorhaben, das heute nur ein Kommunist ausführen kann.

Die Konzeption Bechers mußte zumindest zwei bedeutsame Folgen für die poetische Praxis des Dichters haben: Sie verpflichtete ihn einmal dazu, gleichsam jeden neuen Tag als neues Kapitel seines „Kosmos“ zu begreifen und das bestimmende Erlebnis des „Tages“, wie es sich dem Kommunisten darstellt, zu gestalten. Außerdem mußte es sich immer wieder mit geschärftem, gewachsenem, wachsendem Bewußtsein dem bereits zurückgelegten Weg, dem bereits geschaffenen Werk zuwenden, es prüfen und verbessern: die zahlreichen Korrekturen, die der Dichter an früheren Gedichten anbrachte, sprechen eine deutliche Sprache. Diese Konzeption seines Werkes befreite Becher von dem „Problem“, sich als Lyriker der Gegenwart aufzuschließen, das vielen Jüngeren so großen Kummer bereitet. Aber auch die Gedichte, mit denen er in die Vergangenheit hinabsteigt oder mit denen er die Vergangenheit zu überschauen trachtet, waren fast immer vom Bewußtsein des jeweils „heutigen“ Tages bestimmt.

Muß es nicht manchen jungen Lyriker beschämen, wenn er etwa den Weg Johannes R. Bechers seit 1933 betrachtet, dem Zeitpunkt, da der Dichter aus der Heimat vertrieben wurde? Bechers Lyrik war immer „Gegenwartslyrik“; sie ließ sich nicht durch die Ereignisse der Gegenwart bestimmen, sondern sie beherrschte sie; sie war ein gut gefeilter Schlüssel zu einer für manchen rätselhaften Zeit. In der Sowjetunion schrieb er die schmerzlichen, heimwehdurchwehten Gedichte, die das spannungsreiche Verhältnis des kommunistischen Emigranten zu seiner entstellten, dennoch hoffnungsvoll umworbenen Heimat faßten. Als Krieg war, standen in der Dichtung Bechers die riesigen Felder roh gehauener Kreuze auf, geisterte durch sein Gedicht das bleiche, verzerrte Gesicht des jungen deutschen Soldaten, das Gesicht des irregeführten „Land-sers“. Als der Dichter heimgekehrt war, erlitt er tief das Bild der zerstörten deutschen Städte, der „Trümmerlandschaft“, und er rief zum „Gerichtstag“ auf, den er gemeinsam mit den Vielen auch an sich selbst vollzog. Welche gelösten Töne befreiter Heiterkeit dann, als sich die deutsche Jugend – die

Weltfestspiele in Berlin zeigten es besonders deutlich – endlich auf den rechten Weg machte!

Auch der neue Band ist wieder „Gegenwartslyrik“: Es ist das Erlebnis des geophysikalischen Jahres, das Becher als zweiten geschichtlichen Höhepunkt seiner Lebenszeit nach dem Jahr 1917 und im Zusammenhang mit diesem preist. Dieses Erlebnis flammt immer wieder in, hinter und zwischen den neuen Gedichten auf, mag es auch zuweilen unterbrochen werden von mancher ärgerlichen Episode, die den Blick vom großen Geschehnis ablenkt und zu satirischen Versen wie „Ballade von der Beschallung“ oder „Der Rede-
fluß“ herausfordert. Entscheidend bleibt immer dies:

*Prometheus
Wiedererstanden
In der Jahrhundertmitte,
Nachdem er
1917 die Welt verändert hatte
Und dem Leben des Menschen
Eine neue Gestalt verlieh.*

Bechers Antwort auf den Start der Sputniks – seine „Anmerkung“, sein „Planetarisches Manifest“ – macht uns bewußt, wie albern, wie verkleinernd jenes Hühner-piep-piep ist, mit dem sich mancher Reimbold als zum professionellen Kleinvieh gehörend auswies. Becher zeigt sich auch hier wieder der Größe des Augenblicks gewachsen. Wie meisterhaft präzisiert wird zum Beispiel die Situation in vier Zeilen des Gedichts „Und wer erkennt . . .“:

*Über Zerfall,
Trümmern, verwehten,
Flug der Raketen
Jubelt ins All.*

Im „Erinnerungswind“, von ihm bewegt, stehn vor allem das große, weite Zeiträume fassende Gedicht „Atelier“ (ein Zyklus in vier Teilen, Dokument der Wandlung des Dichters und seiner Zeit) und das einfache, erschütternde Liebeslied „s war nicht die Zeit“. Diese beiden Gedichte gehören (wie die bereits von Stephan Hermlin an anderer Stelle hervorgehobenen: „Brecht und der Tod“, „Frage und Antwort“, „Größe und Elend“, neue Versuche in der Sonett-Kunst) zu den stärksten Schöpfungen des Dichters überhaupt.

„Das Atelier“: Es war ein wunderbarer Gedanke, an der Wandlung des Verhältnisses zum Arbeitsraum, zum „Atelier“ des Dichters, dessen Wandlung und Entwicklung darzustellen. Vier Stationen, vier Ateliers besucht die Erinnerung: in München, in Berlin, in Moskau, im märkischen Saarow. Wer die Biographie des Dichters ein wenig kennt, weiß, was diese Namen be-

deuten. In dem Halbjahrhundert, das diese Namen bezeichnen, wurde das Atelier von „der Jugend Traumgehäuse“ zur „Werkstatt meiner Wandlung“, wurde es zum Ausblicksort in die Heimat und schließlich zum „Gehäuse meiner Seele“, der Seele des Dichters Johannes R. Becher, der sich als Funktionär seiner Partei und seines Staates so oft, so lang seiner poetischen Tätigkeit enthalten mußte. Die Jahre wilden Jugendrausches (*Von Drogen trunken, Gift und Gegengift, / Gangrän und Phlegmone und Narkosen*) werden abgelöst von den harten Jahren des Klassenkampfes in Berlin (*Und Lenins Name glühte an der Wand. / Er las mir seinen Aufruf „An alle!“*). In Moskau dann: *Die Heimat auf dem Holztisch ausgebreitet, / Der Name Deutschland an der Wand gemalt*. In Saarow wird das Atelier zur Heimstätte des Künstlers und der Kunst: *O Saarow-Strand und Lilly überall, / Und Brecht ist da, und Busch singt Eisler-Lieder*.

Wie dieses Gedicht auf beispielhafte Weise im Privaten die gesellschaftlichen Vorgänge spiegelt, so auch das Liebesgedicht „s war nicht die Zeit“. Liebe ohne Ruh: so heißt das sechste Buch der „Auswahl in sechs Bänden“, so heißt ein Band, der die reiche Liebeslyrik Johannes R. Bechers sammelt. „Liebe ohne Ruh“ – ein vieldeutiger Titel. „Rastlose Liebe“ mag er meinen. Er kann aber auch bedeuten: für Liebe keine Rast. Das ist das Thema von „s war nicht die Zeit“. Wie bitter ist für einen reifen Mann die Erkenntnis, seiner Liebe immer nur „halb“ Ausdruck gegeben zu haben: *Was ich dir schrieb – wie flüchtig hingeschrieben! / Wie lieblos hingesagt, dies „Ich bin dein.“* Aber nicht Nachlässigkeit ließ ihn so flüchtig lieben: *Es war nicht berzlos, nicht Lieblosigkeit, / s war nicht die Zeit dazu, s war nicht die Zeit*. Dieses Lied gehört gewiß zu denjenigen, die einst als „namenloses Lied“ durchs Volk gehen werden. Wenn ich diese Verse lese, denke ich an meine Mutter, die zufällig einige Blätter mit Gedichten Johannes R. Bechers in die Hand bekommen hatte. Da saß sie, hielt die Blätter in den Händen und las sich die Verse laut vor. „Sag, wer hat das geschrieben?“ Und ich hatte geglaubt, meine Mutter verstünde nichts von Gedichten, und es wäre sinnlos, sich mit ihr über „Poesie“ zu unterhalten. Sagt ein solches Erlebnis am Ende nicht viel mehr über die besondere Qualität der Lyrik Johannes R. Bechers als Worte wie „volkstümlich“ oder „volksliednah“?

Der Schluß seines Lebenswerkes war „unberechenbar“, wie sehr sich auch die Phantasie mühte, die Szene im „Traumtod“ auszumalen:

*Die letzten Nächte sollte man verbringen,
Wenn voll der Mond scheint, irgendwo am See.
Am besten wäre es in Überlingen
Am Bodensee – und wenn die Vögel singen
Schon früh um drei, dann – schöner Traum ade!*

„Unberechenbar.“ So sind auch nicht die Gedichte, in denen Becher über den Tod meditiert, die Schlußstücke, sondern diejenigen, in denen er abschiednehmend sich noch einmal zum Leben bekennt, zum Leben in einer sozialistischen Gesellschaft. Als „Schlußstück“ des Werkes und Lebens von Johannes R. Becher erschien mir nach der Lektüre das letzte Gedicht des Bandes „Jahrtausendmitte“. Dieses Gedicht, das ein Mann der Generation Bechers schreiben mußte, ist eines jener Stücke, zu denen Becher selbst den Kommentar gegeben hat: *Und dieses Schlichte war: die Meisterschaft.*

*Wenn in der Jahrtausendwende
Ihr um Mitternacht
Brüderlich euch reicht die Hände
Und ihr glückhaft lacht –*

*Daß ich euch nicht störe,
Bleibe ich allein,
Aber in die Jubelchöre
Stimme ich mit ein.*

Von der kleinen Reclam-Auswahl „Als namenloses Lied“ mußte ich mich belehren lassen, daß Becher selber diesen Acht-Zeiler nicht als Schlußstück sah. Dort steht er an vorletzter Stelle. Becher schließt ihm das bekannte *Wir, unsere Zeit, das zwanzigste Jahrhundert* an. Das „Ich“ reiht sich noch einmal ins „Wir“, in dem Becher weiterwirken wird.

Ernst Schumacher

EPITAPH

*Kämpfer bleiben auch beim Tode eines Kämpfers
am Feind.
Sie gedenken des Toten, indem sie kämpfen.
Der Tod kann nicht besiegt werden,
aber das unvollkommene Leben.
Auch in der Poesie
ist der Angriff die beste Verteidigung.
Das Signal zum Angriff
gibt der tote Kämpfer.*

FREUNDES WORTE

Eine Auswahl

Unter all den Persönlichkeiten, mit denen ich nach 1945 im Kulturbund zusammentraf, stand mir Johannes R. Becher innerlich am nächsten. Bei allen seinen Reden empfand ich, daß er vom einfachen menschlichen Leben zum Politischen kam, sowie er immer das Politische auf das Menschliche zurückführte. Er war selbst ein natürlich sich gebender, originaler Mensch.

Prof. Dr. Dr. h. c. Heinrich Deiters

Für mich ist der Name des Dichters Johannes R. Becher verbunden mit jenen für mein weiteres Leben so entscheidenden Erkenntnissen, die ich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft gewann.

Ich kenne keinen deutschen Dichter des 20. Jahrhunderts, in dessen Werk so leidenschaftlich unsere Liebe zu Deutschland Gestalt gewann.

Wolfgang Plat, Hamburg

Es war für mich eine große Auszeichnung, neben Johannes R. Becher im Ministerium für Kultur arbeiten zu dürfen. Er, der große, bedingungslose Kommunist, war für mich als Mensch, Künstler und Politiker ein unvergleichliches Vorbild.

Prof. Hans Pischner

Auch wir gehören zu den Menschen, denen er damals Antwort gab. Ich erinnere mich, was seine Gedichte uns in jenen Tagen bedeuteten, sein „Lied vom Anderssein“ kam uns so oft auf die Lippen, und wieviel von uns selbst fanden wir in seinem Roman „Abschied“ wieder.

Arne und Rosemarie Rebahn

Gerade in den letzten Tagen, als wir noch Hoffnung hatten, sein Leben zu erhalten, wurde mir wieder gegenwärtig, wie schicksalhaft und in vielem entscheidend die Begegnung mit Hans vor nunmehr 47 Jahren für mich war und wofür ich ihm zu danken habe.

Heinrich Bachmair

Ich erinnere mich einer langen Unterredung mit ihm über Kulturfragen, die uns alle angehen. Eigentlich kam ich zu ihm mit einem Haufen von „cahiers de doléances“, aber ich ging sehr nachdenklich weg und mit dem lebendigen Eindruck der Aufrichtigkeit, mit der diese Probleme dort behandelt wurden.

Dann denke ich an meine erste bewußte geistige Begegnung: ein Band Gedichte, die ich nach dem Krieg auf einem Karren gekauft hatte, mit einem so leidenschaftlichen Bekenntnis zu Deutschland! Und ich vergesse auch nicht,

wie mich die Musik Ihrer Nationalhymne gepackt hat, als ich sie zum erstenmal hörte, ohne Verfasser und Komponist zu kennen! . . . „Und der Zukunft zugewandt! . . .“ Mit Wehmut dachte ich daran, daß wir in der Bundesrepublik es nicht über eine einzige, die dritte Strophe eines alten Liedes gebracht haben, dessen Musik im ganzen Ausland, das diese Melodie unter so schrecklichen Umständen kennenlernte, immer wie ein Schock wirken muß!

Dennoch werden diese Erinnerungen vielleicht überhellt durch etwas anderes: den Mut, mit dem sich der Verstorbene so oft in Westberlin, in München, vielleicht noch in andern Städten Westdeutschlands der Diskussion gestellt hat, unbekümmert um Widerspruch, Anfeindung und Hohn.

Wir hatten in wesentlichen Punkten andere Überzeugungen. Seine Jugendgeschichte hat mir seine Entwicklung deutlich gemacht. Aber ich glaube, daß es wesentlich ist, den Menschen aus dem anderen Lager achten und schätzen zu lernen und daß es Wesentliches gibt, auf sittlichem und geistigem Gebiet Wesentliches, das über alle Gegensätze hinweg zu einer Einheit verbindet und vielleicht doch ein Vorbild der ersehnten neuen Einheit Deutschlands ist.

Prof. Dr. Klara M. Faßbinder, Bonn

An Kommen leider verhindert, versichere ich Sie hierdurch meiner aufrichtigsten Anteilnahme.

Otto Dix

Als Dichter gehörte er dem ganzen deutschen Volk an und darüber hinaus auch anderen Völkern, die zu seinem Schaffen in Beziehung traten. Geblieben von ihm ist ein großes Werk, das Werk eines Klassikers, das mit der Weltliteratur weiterleben wird.

Deutsches PEN-Zentrum Ost und West

Erschüttert von der Nachricht des Todes eines meiner frühesten Autoren und guten Freundes, spreche ich Ihnen mein herzlichstes Beileid aus.

Ernst Rowohlt, Hamburg

Ein guter Kamerad und ein hochbedeutender Dichter ist uns verlorengegangen. Wenn einmal die Zeit die Spreu der Dummheit und des blinden Fanatismus vom Weizen der Gerechtigkeit ausgesondert haben wird, erfährt das Echte seiner Dichtung die verdiente Anerkennung aller und dauernden Platz in der deutschen Literatur.

Oskar Maria Graf, New York

Deutschland hat mit ihm viel verloren – allein deshalb schon, weil er es so leidenschaftlich liebte (und das war gewiß nicht immer leicht) wie wenige unter den dichtenden Landsleuten seiner Zeit . . . Zudem ist es in einer Welt, in der es – zumal in unserem Sprachkreis – von Opportunisten wimmelt, ein gutes Schauspiel gewesen, jemanden zu sehn, der seiner Jugendüberzeugung

treu blieb. Falls es je EIN deutsches Pantheon geben sollte, Johannes R. Becher wird darin zu finden sein.

Ulrich Becher, Basel

Verhindert, an der Beisetzung meines alten Freundes Johannes R. Becher teilzunehmen, kann ich nur auf diese Weise mein tiefstes Beileid für sein allzu vorzeitiges Ableben ausdrücken.

Erwin Piscator

Daß er während des Krieges mutig und unermüdlich zur Sache gestanden, war für mich Beweis, daß ein hervorragender Lyriker auch ein hervorragender praktischer, nicht nur theoretischer Revolutionär sein kann. Gewiß war dann seine Arbeit als Kulturminister der ersten deutschen Arbeiterrepublik die Krönung seines so reichen Lebens.

Dr. Konrad Farner, Thalwil bei Zürich

Unsere Welt hat einen wahren Humanisten verloren. Sein Lebenswerk ist eine große Botschaft des Friedens an die kämpfende Welt.

Günther Weisenborn, Hamburg

Ich nehme teil an der Trauer Ihres Landes und aller Dichter.

Guillevic, Paris

Es wird sehr leer sein ohne Johannes R. Becher und sehr schwer, die Lücke zu schließen. Und doch ist es so, daß der Tod eines Dichters weniger ein Tod ist als bei anderen Menschen. Es bleibt das Gesprochene und das Gedachte, es bleibt das Wort, der Atem, das Eigentliche, und lebt. Und gar bei einem Dichter wie ihm, bei dem Wort und Tat eines waren, der Vers und die Forderung, Dichtung und Aufgabe. Etwas davon wird man wiederfinden auf jeder Baustelle dieser Republik, und später in jenem schöneren, einigen, sozialistischen Deutschland, von dem er geträumt und für das er gekämpft hat.

Stefan Heym

Die Nachricht vom Ableben Johannes R. Bechers empfinde ich schmerzlich, so wie alle Deutschen, als einen großen Verlust für die zeitgenössische Dichtung.

Prof. Maurice Colleville

Direktor des Germanistischen Instituts der Sorbonne, Paris

Dieser bedeutende Dichter war ungleich mehr als ein poeta laureatus. In ihm war sehr viel Chaotisches, Abgründiges, Widerspruchsvolles. Er selbst sprach einmal davon, in ihm sei durchaus die Möglichkeit gewesen, ein anderer Gottfried Benn zu werden, wildere Visionen als dieser heraufzubeschwören, „von einer grotesken Abruptheit und einer brutalen Gewalttätigkeit“. Daß er diese Möglichkeit nicht zur Gestalt werden ließ, daß er das Chaotische bändigte, das Abgründige bezwang, sich dem Kollektiv der kämpfenden Arbeiterklasse einzuordnen verstand, sein eigener Erzieher zu

Maß und Form, zum Vernünftigen und Humanen – das ist an ihm das Bewunderungswürdige.

Ernst Fischer, Wien

Ich gedenke in Dankbarkeit der persönlichen Begegnungen, die ich seit 1952 mit ihm für unseren Deutschen Kulturtag hatte – in seinen Gedichten habe ich schon als Student gelesen. Wir waren uns darin einig, daß es die Pflicht der deutschen Menschen sei, miteinander zu reden, um die unglückselige Spaltung Deutschlands in Frieden zu überwinden und die deutsche Kultureinheit zu erhalten, aus der unser aller Schaffen lebt und die darum auch ihm so am Herzen lag. Für mich war er der große Humanist unserer Zeit, den ich verehrte.

Prof. Dr. Dr. Karl Saller, München

Gestorben ist unser Freund und Genosse Johannes R. Becher, unsterblich jedoch sein Werk. Es wird weiterleben in den Millionen Herzen und Hirnen der deutschen Arbeiterklasse und des ganzen deutschen Volkes.

Freier Deutscher Gewerkschaftsbund, Herbert Warnke

Wir ehren in dem Toten einen Mann, der für die fortschrittliche Entwicklung der deutschen Kultur einen entscheidenden Beitrag geleistet hat. Auch der Thomanerchor ist ihm zu tiefem Dank verpflichtet.

Thomanerchor Leipzig

Die friedliebenden Frauen in der ganzen Welt schätzen das große humanistische Werk und den nie ermüdenden Kampf des Dahingeshiedenen, der sein ganzes Lebenswerk leidenschaftlich den edelsten Zielen der Menschheit, dem Frieden, der Befreiung aller Völker von jeglicher Unterdrückung und dem Fortschritt widmete, hoch ein und werden es immer würdigen.

Internationale Demokratische Frauenföderation, Carmen Zanti

Mit innerer Bewegung denken wir in diesen Tagen an die Begegnung mit dem Dramatiker Johannes R. Becher bei der Inszenierung seines Schauspiels „Der Weg nach Füssen“. Wir erinnern uns, welch großes Interesse das Stück nach der Lektüre im Ensemble auslöste; wir erinnern uns, wie im Verlauf der Probenarbeit eine echte, tiefe Freude um sich griff, ausgelöst von den Gedanken und Szenen des Stückes; und wir erinnern uns, wie die Begegnung mit dem Zuschauer diesen Prozeß erkenntnisreich abschloß: Dem Zuschauer wie uns wurde durch dieses Schauspiel der Name „Deutschland“ wieder zu einem inneren Besitz, auf neue, große, hoffnungsvolle Art.

Maxim-Gorki-Theater Berlin

In dem tiefen Schmerz, der uns alle bewegt, gibt es nur den einen starken Trost: das Wissen, daß der Dichter der deutschen Arbeiterklasse, Johannes R. Becher, Unvergängliches für die beste Sache der Welt geschaffen hat, daß sein Werk, darin alle Schönheit und Kraft seines großen Herzens eingegan-

gen ist, in uns weiterwirkt, und daß die edlen Bilder seines poetischen Genius von einem wahrhaft menschlichen Leben im Sozialismus durch unser aller Kampf jeden Tag mehr Wirklichkeit werden.

Lehrer und Studenten der Parteihochschule „Karl Marx“ beim ZK der SED

Wir verehren in dem Verstorbenen den Mitbegründer der Weltfriedensbewegung, der von Anbeginn an der Spitze aller Friedenskämpfer in Deutschland stand. Das Wort dieses großen Menschen und Dichters hatte immer ein besonderes Gewicht und half unserem Volk, internationales Verständnis zu gewinnen.

Bezirksfriedensrat Kottbus

Mit Johannes R. Becher verlieren wir einen Kämpfer für die Gerechtigkeit, der sein ganzes menschliches Denken, sein ganzes Verstehen der internationalen Arbeiterklasse in seinen Werken zum Ausdruck brachte. An seinem Leben, an seiner Parteilichkeit und Aufrichtigkeit werden wir uns ein Beispiel nehmen, um in seinem Sinne für den Sieg des Sozialismus zu kämpfen.

VEB Lokomotivbau „Karl Marx“, Babelsberg

Das Leben Johannes R. Bechers, die Wandlung des Bürgersohnes, der zu Beginn dieses Jahrhunderts gegen die Konventionen seiner Klasse rebellierte, zum treuen Mitstreiter an der Seite der Vorhut der deutschen Arbeiterschaft, ist gerade für die Millionen Menschen des deutschen Mittelstandes und für alle jene, die wie Johannes Hörder einst falschen Fahnen gefolgt sind, ein leuchtendes und Rettung verheißendes Beispiel.

National-Demokratische Partei Deutschlands

Dr. Lothar Bolz

Schon immer habe ich darüber nachgedacht, welchen Namen man dem Institut für Literatur in Leipzig geben könne. Nunmehr wende ich mich an Sie mit der Bitte, darauf hinzuwirken, daß dem Institut, an dem wir jungen Schriftsteller mit so viel Liebe vom Staat unterstützt worden sind, der Name unseres verstorbenen Ministers für Kultur verliehen werden möge.

Werner Kruse

Er ist in die Herzen der Werktätigen eingeschlossen, weil er mit seiner großen Kunst, mit seiner dichterischen Gestaltungskraft Mut, Kraft und Begeisterung im opfervollen Kampf gab. Im Sinne seines Werkes werden wir den Sieg des Friedens und des Sozialismus vollenden.

Sozialistische Einheitspartei Deutschlands,

Bezirksleitung Suhl

Sein „Lied der neuen Erde“ wird für immer kennzeichnend sein für die große Umwandlung in unseren Dörfern, für die demokratische Bodenreform,

und sein Gedicht „Wenn Arbeiter und Bauern kommen überein . . .“ wurde zu einem vielgesungenen Lied, das die Kraft und Stärke des Bündnisses der Arbeiterklasse mit den werktätigen Bauern ausdrückt.

*Demokratische Bauernpartei Deutschlands
Ernst Goldenbaum, Berthold Rose*

Das Lied von der „Blauen Fahne“, das Johannes R. Becher unserem Verband widmete, ist uns bleibender Besitz als Zeichen der Verbundenheit des Dichters mit dem Leben und den Problemen der deutschen Jugend. Seine theoretischen Schriften und sein dichterisches Werk, in denen er die hohen Ideale des sozialistischen Humanismus so überzeugend gestaltete, sind uns teures Vermächtnis und zugleich lebendige Verpflichtung. Sein Lied, das schon jetzt „namenlos im Volk lebt“, sein Geist und sein Wort müssen zum Besitz der Allgemeinheit werden; es ist uns unentbehrlich auf dem Wege zum Sieg des Sozialismus in ganz Deutschland.

FDJ-Organisation der Karl-Marx-Universität Leipzig

Vielen von uns war er jahrzehntelang in der Arbeit für unsere Partei und insbesondere auf dem Gebiet der Literatur persönlich verbunden. Noch auf seinem Krankenlager, das er nicht mehr verlassen sollte, hat er für unseren Verlag die letzte Hand an das Manuskript seines letzten Buches gelegt. Das Lebensbild Walter Ulbrichts fügt sich sinnvoll dem Gesamtwerk des Genossen Johannes R. Bechers ein, es unterstreicht noch einmal am Ende eines kampferfüllten Lebens, wofür und mit welcher Leidenschaft er gestritten hat.

Dietz Verlag

Zu den Mitgliedern unserer Arbeitsgemeinschaft gehören vornehmlich auch ehemalige Offiziere und Generale, die sich stets dankbar des Rates und der Hilfe erinnern werden, die dieser deutsche Dichter jedem von uns in der Zeit nach dem schweren Erlebnis von Stalingrad im Nationalkomitee „Freies Deutschland“ zuteil werden ließ. Vielen von uns hat er die wahren Werte der deutschen Geisteskultur wieder bewußt gemacht und den Glauben an einen Neuaufstieg des Denkens, Fühlens und geistigen Schaffens in der sozialistischen Gesellschaft gegeben. Es ist ein großes Glück, das nicht jedem Menschen zuteil wird, in so starkem Maße unter dem Eindruck eines großen Mannes und seines überzeugenden sittlichen Bekenntnisses gestanden und nicht zuletzt unter seiner Führung den Entschluß zu einem neuen Weg gefunden zu haben.

*Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Offiziere
Dr. Otto Korfes, Generalmajor a. D.*

Mit allen Volkskunstschaffenden unserer Republik trauern wir um den schmerzlichen Verlust, den Tod des Dichters der Nationalhymne und vieler

unserer schönsten, ausdrucksvollsten Chorwerke. Mit der Pflege seiner Werke werden wir sein Andenken stets in Ehren halten.

Chor des VEB Rathenower Optische Werke

Aufrichtige Teilnahme versichern Lehrer und Schülerschaft. Leben und Werk unseres Namenspaten sind für uns Vorbild, Ansporn und Mahnung.

Johannes-R.-Becher-Oberschule, Annaberg/Erzgebirge

Trauer und Anteilnahme bewegt die Einwohner der Gemeinde Bandelin und die Mitarbeiter des Kulturhauses, das seinen Namen trägt. Das Wirken Johannes R. Bechers wird bei uns unvergessen sein und durch unsere Arbeit weiterleben.

Klubleitung des Kulturhauses „Johannes R. Becher“, Bandelin

Wir würden es als hohe Ehre betrachten, wenn wir auch nach außen hin die große Verehrung, die wir Ihrem Manne entgegenbringen, zeigen dürften, indem wir unserer Schule den verpflichtenden Namen „Johannes-R.-Becher-Berufsschule“ geben.

Lehrer und Schüler der Landwirtschaftlichen Berufsschule, Seelow/Mark

Wir Werktätigen verlieren in ihm einen Freund, einen Dichter, der uns mit seinen Werken den Weg wies zum Schaffen für die sozialistische Kultur. Wir geloben, sein Werk zu bewahren und seinen Kampf fortzusetzen, bis „die Sonne schön wie nie über Deutschland scheint“.

VEB Elbtalwerk Heidenau

Das Wirken Johannes R. Bechers reichte tief auch in die Reihen unserer Partei hinein, weil er in seiner edlen Sprache und seiner überzeugenden Gedankenführung besonders starken Zugang zum Denken und Fühlen unserer Menschen fand.

Liberal-Demokratische Partei Deutschlands

Dr. Hans Loch

Als ich heute in einer Feierstunde unseres Theaters Worte des Gedenkens sprach, kam mir die Erinnerung an ein Gespräch, das ich vor zwei Jahren mit unserem Minister führen durfte. Damals erreichte mich am späten Abend ein Anruf von ihm, und er beglückwünschte mich zu der Entwicklung unseres Theaters, von der er in einer Kollegiumssitzung am Morgen erfahren hatte. In dieser Tatsache, daß ein Minister aus seiner Wohnung abends einen Bühnenleiter anruft, um ihm schöne Worte der Anerkennung zu sagen, äußerte sich für mich und für uns alle die neue sozialistische Beziehung zwischen den führenden Persönlichkeiten unseres Staates und uns.

Konrad Gericke, Intendant des Friedrich-Wolf-Theaters Neustrelitz

AUS DER DEUTSCHLAND-DICHTUNG

JOHANNES R. BECHERS

Das Gedichtwerk Johannes R. Bechers umfaßt den gesamten Erlebnisbereich des Deutschen unserer Zeit – einen Reichtum, der bisher nur zum geringeren Teil erschlossen ist. Wir haben eines der darin immer wiederkehrenden zentralen Motive herausgegriffen, um es in einigen Etappen durch fast ein halbes Jahrhundert zu verfolgen. Zugleich entstand auf diese Weise ein – unvollständiger, dennoch aber einigermaßen repräsentativer – Querschnitt durch die Vielfalt der Formsprache Johannes R. Bechers.

Deutschland

1914

*Ein Gymnasialdirektor stelzt im Grunewalde.
Ein Weib spaziert im Dunkel, grünlich und zernagt.
Ein kleiner Fürst kommt an, ganz Wicks und Bügelfalte.
Der Reichstag ward zum fünften Male heut vertagt.
Es steigen weiße Straßen, jubelnd im Geglänze
Erwachten Frühjahrs. Finster streift Napoleons
Schatten. Starr im Schein der fahlen Flammenkränze
Bewachen Batterien einen Hügelthron.
Schwer wird's, sich als Deutschen zu bekennen,
Nicht nach den Landschaften Frankreichs zu brennen,
Nach Paris nicht, unserem rosenen Kindbeitstraum.
Wir leben in einem kalten rechteckigen Raum.*

*Ein Kritiker hat einen Dichter totgeschwiegen.
Kleists Dämon höhnisch aus verworrenem Schilfrohr grinst.
In wüsten Knäueln kotzend die Betrunknen liegen,
Derweil ein grüner Mond in schwarze Lachen blinz.
Auf vollem Platze sich die dumpfen Trommeln rühren.
Es ziehen bunte Haufen joblend zur Bastille.
Die Priester hetzen auf die Schar zu blutigen Schwüren.
Die weiße Dame reicht mit spitzen Fingern Pillen.
Schwer wird's, sich als Deutschen zu bekennen,
Nicht nach den Landschaften Frankreichs zu brennen,
Nach Paris nicht, unserem rosenen Kindbeitstraum.
Wir leben in einem kalten rechteckigen Raum.*

*Mit Richard Wagner heult ein arges Pack besessen.
 Die plumpen Autobusse zeigen wenig Eile.
 Die Schildwache entschläft. Das Volk hat nichts zu fressen.
 Ein blonder Staatsminister starb an Langerweile.
 Die Fabne aber flattert stolz der Republik.
 Paris beschließt der heiligen Städte ewigen Bund.
 Ihr fabelhafter Ruhm erschallt von Mund zu Mund.
 Paris springt auf, ein Tier, ertötend mit dem Blick.
 Schwer wird's, sich als Deutschen zu bekennen,
 Nicht nach den Schönheiten Frankreichs zu brennen,
 Nach Paris nicht, unserem rosenen Kindheitstraum.
 Wir leben in einem kalten rechteckigen Raum.*

Deutscher Pfuhl

1926

*O Deutschland: tausend Singsang-Kröten
 Erquaken aus dem Jammer-Strudeloch.
 Gott atmet aus, blutdunstig sich umrötend.
 Gaswolken blühn, von Donnern überpocht –*

*Und Frühling ist's: ausstülpt es die Matratzen
 Jetzt aus den Fenstern als ein Blutgeschwür.
 Zigarrenrauchend hockt, den Grind sich kratzend,
 Ein breiter Klotz, der Wächter vor der Tür.*

*Geschlitzte Säue in den Fleischerläden.
 Wir aber stopfen – ein Kartoffelpapp.
 Lang fasern ab vom Mund dir Speichelfäden.
 Ein Feuerschluck: wir saufen Höllen-Schnaps! ...*

*Noch immer grölen dir ums Obr die Kaiser-Barden
 Den Wacht-am-Rhein-Gesang.
 Aufziehn, das Hakenkreuz gezückt, die Hitlergarden
 Zum Juden-Fang ...*

*Eintrichtere dir Gespensterfraß,
 Schon bist du jauchig durchgefleckt.
 Kalkübertüncht qualmt rings das Aas.
 Heil, Herrschern euch, im Nackenspeck! –*

*Steig auf aus deinem Schlaf: scharlachene Traum-Gewitter
Umplatzen dich, und dein Geripp wird Stabl!
Die Sonne stak im Raum, ein glühender Splitter –
Und Totenköpfe, wie auf Luft gemalt ...*

*Es schädelhämmerte des Nachts mit Ästen.
Zug staut um Zug sich vor dem Leichenhaus.
Die Götter blökten, wie aus Schaum gedrechselt;
Radschlagend glänzt du ewiger Geist uralte, als Pfau ...*

*Gefangene wispern aus den Käfig-Zellen.
Auf, Mörder, schnall dich fest an deinem Block!
Thronstühlen aufgeleimt, umkränzt mit Eisenschellen:
Die Henker-Puppe, schnurrend, im Gebrock ...*

*Geronnener Mond: bin-eise über Dächer!
Reibweis gestreckt die Schläfer, knochen-nackt.
Ein Wind, geschüttelt wie aus schwarzem Fächer,
Aufdreht er Haupt an Haupt, blitz-überzackt ...*

*Entsteig dem Schlaf: schon wachsen euch Gelenke –
– wie blättert leuchtend auf sich Gruft an Gruft! –
Es anmarschieren Krüppel, krücken-schwenkend,
Schief flattern die Erhängten in der Luft ...*

*Erschossene anwackeln, kessel-paukend;
Millionen sind's, ein dröhnend Wander-Heer –
Millionen leere Särge erdbin schaukeln –
Millionen: aufgeschultert ein Gewehr –*

*Millionen: hoch an Stangen Tafeln tragend.
Millionen: Stirnen Zeichen eingeritzt ...
Die Irren, auf den Böden ketten-nagend,
Aufsprangen sie, von Stacheldraht umspitzt ...*

*Wann wird es sein: daß Volk du dich in Massen
Aufwölzt wie eine Woge kübn, die trägt
Zum Himmel sich –! Gekrümmte Wasser
Anwirft es schon, geschleudert schräg ...*

Deutschland, Deutschland . . .

1937

*Deutschland! Deutschland! Du, mein Heimatland!
Unter deinem Himmel, deinem blauen,
Stand ich einst auf einem Felsvorsprung –
So, als würde ich ins Herz dir schauen,
Sah ich weitbin, bis die Dämmerung
Dich verhüllte, und mit allen Sinnen
Hielt ich fest dein Bild, bevor es schwand.
Seitdem leuchtet mir dein Bild tief innen,
Deutschland, Deutschland! Du, mein Heimatland!*

*Deutschland! Deutschland! Du, mein Mutterland!
Meines Wesens wundersame Wiege!
Deine Glocken klangen mütterlich.
Daß ich dunklen Mächten nicht erliege,
Gabst du mir die Hand und führtest mich,
Und im Traum erschien mir eine Blüte,
Die mit ihrem Dufte mich umwand,
Blühen ließ sie einer Mutter Güte –
Deutschland, Deutschland! Du, mein Mutterland!*

*Deutschland! Deutschland! Du, mein Vaterland!
Deine Genien waren meine Väter,
Und so wuchs ich über mich hinaus.
Freveltaten aber und Verräter
Trieben mich aus meinem Vaterhaus.
Väter, seht, verbannt sind euere Söhne!
Du, mein Glückseiland, mein Schmerzensland!
Alles Gute dir und alles Schöne!
Deutschland, Deutschland! Du, mein Vaterland!*

*Deutschland! Deutschland! Meiner Brüder Land!
Wer hat all das Bruderblut vergossen?
Wer ist schuld an all dem deutschen Leid?
Wer hat unserm Leid den Mund verschlossen?
Denkt daran, daß ihr berufen seid,
Starken Muts zu widerstehn dem Bösen!*

*Brüder, reicht euch brüderlich die Hand,
Daß das Reich vom Übel wir erlösen!
Deutschland! Deutschland! Meiner Brüder Land!*

*Deutschland! Deutschland! Unser Kinderland!
Es beschwören uns der Mütter Tränen:
Seht, wie unserer Kinder Land verdirbt,
Bis zum Weltrand sich die Gräber dehnen,
Jeder frohe Kinderlaut erstirbt.
Wer kann unsere Kinder glücklich preisen?
Deutsches Kinderland in Schutt und Brand!
Deutschland, Land der Witwen und der Waisen!
Deutschland, Deutschland! Unser Kinderland!*

Meiner Heimat Schönheit

1947

*Soll ich meiner Heimat Schönheit preisen,
Wird mir bang – wie viele Leben lang
Müßte ich in tausendfachen Weisen
Preisen dich, ein ewiger Gesang!*

*Niemals würde sich ein Lied vollenden,
Das dich preisen soll, mein Bodensee,
Viel zu frühe muß mein Lied ich enden,
Und die Berge winken schon ade.*

*Wilder Kaiser und ihr Hoben Tauern,
Euch zu preisen, fand ich nicht die Zeit,
Und ich kann nur eine Zeit betrauern,
Die euch nicht die besten Lieder weiht.*

*Schwabenland: o möchte mir gelingen
Dir zu danken noch ein letztes Mal
Und in einem Liede Dank zu singen
Kloster Beuron und dem Donautal!*

*Wieviel Gutes hab ich zu verdanken
München dir, und denk ich immer dein,*

*Soll in einem Hohenlied auch Franken
Und der Main mir unvergessen sein –*

*Und es fließt in meinem Herz die Saale,
Und es rauscht in meinem Herz das Meer,
Daß ich ihre Schönheit widerstrahle –
Eure Schönheit macht das Herz mir schwer,*

*Und wie soll ich euch, ihr sanften Wiesen,
Deren Sanftmut mir das Herz beschwert,
Und wie soll ich aller Flüsse Fließen
Fassen in ein Lied, das ewig währt!*

*Blaut der Sommerhimmel nicht noch blauer,
Daß, durchblaut von ihm, mein Lied ihn schaut –
Und, mir anvertraut, der Dome Dauer
Baut sich auf und wird zum Glockenlaut –*

*Da und dort, wohin den Blick ich wende,
Wartet meiner allerorts ein Ort,
Und erwartet, daß ich ihn vollende,
Und so wartet er auf Klang und Wort –*

*Und es melden sich viel schöne Dinge.
Und ein jedes sieht mich an und fleht:
„Du sei unser Lied, und singe! singe!
Mache unser Schweigen du beredt!“*

*Alle Wesen schaun mich an und neigen
Sich mir zu, und in mir wächst ein Leid,
Denn ihr klagt mich an in eurem Schweigen,
Daß ihr nicht zum Lied geworden seid ...*

*Soll ich meiner Heimat Schönheit preisen,
Wird mir bang – wie viele Leben lang
Müßte ich in tausendfachen Weisen
Preisen dich, ein ewiger Gesang ...*

An die deutsche Sprache

1952

*Der Sprache Einheit hat uns Luther einst erstritten,
Der Sprache Wortgewalt hat Gryphius uns verliehn,
Hat unsagbares Leid zutiefst in ihr durchlitten –
Der Sprache Schönheit gab uns Friedrich Hölderlin.*

*In Goethes Sprache hat sich all das ausgesprochen,
Was je ein deutsches Herz, ein Menschenherz erregt.
Dies Wort brach nie sein Wort, so blieb es ungebrochen,
Und sein geprägtes Wort hat fest sich eingepägt.*

*Gib, Deutschland, uns die Kraft, das neue Wort zu finden,
Gib uns das Wort, darin wir stimmen überein,
Das Wort, das streitbar ist und das vermag zu richten,*

*Das Wort, versöhnend, um den alten Streit zu schlichten,
Und das berufen ist, den Frieden zu verkünden!*

Gib uns das Wort, das läßt ganz Deutschland einig sein!

Schöne deutsche Heimat

1958

*Wenn man von der Schönheit
Der Heimat spricht,
Darf nicht vergessen werden
Zu erwähnen,
Wie es mit der Schönheit der Menschen bestellt ist.*

*Schön sind die Menschen vor allem dadurch,
Daß sie sich eine menschliche Ordnung geschaffen haben,
Eine schöne Menschengemeinschaft.*

*Danach gilt es zu fragen,
Darauf muß man hinweisen.*

*Denn was wäre die Schönheit
Der Natur nütze,
Wenn in dieser schönen Natur
Die Menschenschönheit daniederliegt
Und verkümmert.*

*O wie herrlich leuchtete die Gebirgswelt
In ihrem Gletscherglanz,
Und Alpenwiesen schmiegen sich
An die Geröllfelder
Dunkelgrün –
Es lockte das Edelweiß –*

*Aber inmitten all dieser Schönheit
Lag,
Mit elektrischem Stacheldrahtzaun umgeben,
Das KZ . . .
Furchtbar anzublicken war
Das Gebirgspanorama,
Umlagernd solch ein Grauen . . .
Eine gespenstische Schönheit.*

*Darum ist die Heimat auch wahrhaft schön nur dort,
Wo der Mensch sich eine menschliche Ordnung geschaffen hat,
Eine menschliche Schönheit.*

Die wahre Schönheit ist ganz.

Singt das Lied der ganzen Schönheit!

DER FALL RUDOLF PFLÜGER

Gegen Abend holten sie ihn aus der Zelle und führten ihn in ein kleines Zimmer. Es war der Aufenthaltsraum der Wache. Ein Mann in schwarzer SS-Uniform saß an einem Tisch am Fenster und las Zeitung. Ein anderer suchte etwas in einem Schrank. Ein Zivilist stand über den Schreibtisch gebeugt. Er telefonierte. Rudi konnte nur den Hörer und die Schnur sehen.

„Hier ist der Rudolf Pflüger“, meldete der Posten, der ihn aus der Zelle geholt hatte.

„Danke! Soll warten!“

Rudi blieb unter der Tür stehen. Die Stimme war ihm doch bekannt?

„Nein, Regimentsstab 107“, rief der Zivilist ärgerlich ins Telefon. „Ja! Nein, hier ist Sicherheitshauptamt!“ Dann war es ruhig. Am Fenster wurde ein Zeitungsblatt gewendet. Aus der Entfernung versuchte Rudi die Titel zu lesen: „Neue Kesselschlacht in . . .“ Der Rest war nicht mehr zu erkennen. Der Mann am Telefon klopfte nervös auf den Tisch. Vom Schrank dumpfes Gemurmel: „Keine mehr da!“ Gegenstände wurden übereinandergeworfen, dann schloß der Uniformierte die Schranktür. Der am Schreibtisch sagte ärgerlich: „Dann müssen Sie mir aus meinem Zimmer einen Streifen bringen!“ Aus dem Telefon schien immer noch keine Antwort zu kommen, denn er fuhr fort: „Nein, gehen Sie zu Walch, er soll sie aus dem Schreibtisch holen. Er weiß, wo sie liegen.“

Der Angesprochene ging an Rudi vorbei, ohne ihn anzusehen. Er sieht aus, als wäre er über den Auftrag ärgerlich, dachte Rudi.

Da endlich, deutlich war ein Knacken im Apparat zu hören. „Ja, hallo!“ Wieder war es still. Eine Minute verging. Die Uhr im Zimmer tickte so laut, daß Rudi unwillkürlich begann, mitzuzählen. Das war gut gegen die Aufregung, die sich immer mehr seiner bemächtigte. Soll heute abend noch eine weitere Vernehmung sein? Oder geht es wieder fort – in ein Lager?

Aber was hat das mit dem Regiment zu tun? Warum läßt er sich mit dem Regiment verbinden? Jetzt weiß ich es wieder, Unterschmid heißt der Kerl. Rudi wußte jetzt, an wen die Stimme ihn erinnerte. Da war die Verbindung wieder da.

„Hallo – Regimentsstab? Hier Sicherheitshauptamt. Ich brauche den Kommandeur. Nicht da? Also den Stellvertreter.“

Stille.

„Wie heißt der Stellvertreter des Kommandeurs?“ wandte sich Unterschmid an Rudi.

„Oberleutnant Stellrecht.“

„Hallo! Ja, hier Sicherheitshauptamt. Oberleutnant Stellrecht? Heil Hitler! Unterschmid, Dezernat V. Ich habe mit Ihnen in Sachen des Oberschützen Rudolf Pflüger zu sprechen. Hören Sie mich?“

Am Fenster legte der Uniformierte die Zeitung zusammen. Dann beugte er sich vor, um nach der Uhr zu sehen, die unmittelbar neben ihm stand. Jetzt starrte er Rudi an.

„Nein, bleiben Sie am Apparat!“ sagte Unterschmid gerade. „Rufen Sie bitte zurück! Über unsere Zentrale, Apparat 911. Ich warte hier auf Ihren Anruf.“ Er legte den Hörer auf. Dann sah er nach Rudi. „Kennst du Stellrecht?“

Rudi zögerte, dann schüttelte er den Kopf. Stellrecht, Stellrecht, das war doch der, der den Unterricht gab. Nein, das braucht Unterschmid nicht zu wissen. Mich kennt er kaum, kann also nicht viel aussagen. Ist ganz gut. Unterschmid hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und ein Blatt Papier neben sich gelegt. Er sah zum Fenster hinaus. Was will er bloß vom Regiment, dachte Rudi.

Da klingelte das Telefon.

„Apparat 911. Ja, Unterschmid. In Ordnung. Kontrollnummer 1609 – Ziffer LQ!“ Und nach einer kurzen Pause: „Ja, nach hier vermitteln!“

Wieder war einen Augenblick Stille.

„Herr Oberleutnant, wir sind wieder verbunden. Ja, das Gespräch ist dienstlich! Ganz richtig, Oberschütze Rudolf Pflüger. Haben Sie die Stammrolle? Geboren? Moment, ja, hier liegt es vor mir. Also am 2. Dezember 1922 in Ulm an der Donau. Stimmt! Am 19. September im Auftrag des Sicherheitshauptamtes abgeholt. Nichts mehr gehört? Ja, es waren einige Feststellungen zu machen. Wo? Sollte gestern schon entlassen werden, es ist alles in Ordnung!“

Entlassen! Rudi wollte seinen Ohren nicht trauen. Schon gestern? Aber er war doch erst heute vormittag verhört worden. Hatte er sich getäuscht, zu schwarzgesehen? Oder kam jetzt der Befehl zur Frontbewährung – Himelfahrtskommando? Immer wieder wechselten die Gedanken – er hatte die weiteren Worte Unterschmids überhört. „Nein, bei der Überführung!“ war nur das Ende des Satzes, der sich ihm wieder deutlich ins Bewußtsein prägte.

„Hm! Ja, Sie bekommen auch die schriftliche Bestätigung. Mir ist es darum zu tun, daß Sie sofort die Eltern verständigen. Bei einem Terrorangriff. Vermerken Sie das auch in der Stammrolle! Nein – nein. Am 30. September.

Ist in Ordnung. Am besten, Sie lassen das morgen hier abholen. Ja, Dezer-nat V, Unterschmid. Heil Hitler!“

Was konnte das bedeuten? Hatte das Regiment den Auftrag erhalten, ihn hier zu holen? Entlassen . . . Entlassen – sollte es wahr sein?

Der Hörer wurde aufgelegt.

„Na ja!“ Unterschmid erhob sich. „Pflüger, hast du gehört?“

„Ja, aber . . .“, kam es verwirrt von Rudis Lippen. Was wird jetzt ge-schehen? Für Unterschmid schien die Sache klar zu sein. „Da, komm mal her!“

Rudi ging die fünf Schritte zum Schreibtisch.

„Hier ist alles, was man dir abgenommen hat!“ Der Kommissar griff in die Schublade: Geld, Rudis Armbanduhr, der Füllhalter, einige Briefe und Zettel kamen zum Vorschein.

„Unterschreib!“ Der Briefbogen, der vorhin neben dem Telefon gelegen hatte, wurde Rudi hingeschoben. „Unten steht, daß dir die Sachen ausgehän-digt werden. Da!“ Mit dem Finger deutete Unterschmid auf die Stelle, wo Platz für die Unterschrift war. Alle Gegenstände waren einzeln genannt. Rudi griff nach seinem Füllhalter, schraubte ihn auf und schrieb langsam seinen Namen unter das Schriftstück.

Unterschmid sah ihm dabei zu. Dann nahm er das Blatt an sich, faltete den Bogen und steckte ihn in die Brusttasche. Rudi zögerte. Durfte er jetzt gehen? War er entlassen? Er nahm einen der Briefe vom Tisch und wollte ihn einstecken, als Unterschmid schnell dazwischenfuhr: „Halt mal!“ Er entriß Rudi den Brief. Gleichzeitig drückte er ihn ein paar Schritte zurück gegen die Tür.

„Ich habe da noch eine Frage.“ Dabei sah er Rudi an. „Was war mit dem Mädél, das diesen Brief da geschrieben hat?“ Er wies auf den hellblauen Umschlag, der wieder auf dem Tisch lag.

„Mit Irmgard? Ich kenne sie noch nicht lange.“

„Und sonst?“

„Sie hat mir zweimal geschrieben . . .“

„Das will ich nicht wissen“, unterbrach Unterschmid. „Hat sie mit eurer Sache etwas zu tun?“

„Nein! Wir haben nie davon gesprochen.“ Rudis Stimme zitterte ein wenig.

„Was macht ihr Vater?“ wollte Unterschmid wissen.

„Bei der Straßenbahn. Als Beamter.“

„Hm.“ Dann nach kurzer Überlegung: „Werden ja sehen, was mit dem Liebchen ist.“

„Sie weiß nicht, daß ich Hans Scholl gekannt habe!“ Was würden die Eltern von Irmgard denken, wenn sie vorgeladen wird. Rudi versicherte nochmals: „Bestimmt nicht. Ich möchte nicht, daß . . .“

„Das laß unsere Sorge sein!“ meinte Unterschmid kurz. Er las in dem

Brief. Dann warf er ihn auf den Tisch. „Dummes Getue!“ Und zu Rudi gewandt: „Ein anderer wird sie schon trösten!“

„Wieso? Ich werde . . .“

„Quatsch nicht blöd!“ Unterschmid hatte sich umgedreht. Dann ging er zum Schrank. „Wo habt ihr die Achter?“

Der Uniformierte stand müde auf. „Im Schrank sind keine.“ Er zog ein Schubfach an seinem Schreibtisch auf und holte eine Handfessel heraus, die er Unterschmid reichte.

Was soll das? Rudi konnte keinen Sinn in alldem finden. Entlassen? Gefesselt? Wollen sie ihn gefesselt dem Regiment übergeben? Kriegsgericht?

Da zog Unterschmid die Fessel auseinander. „Los, Pflüger!“

Rudis Hände zitterten, als er sie hinhielt. „Werde ich nicht entlassen?“

Unterschmid lachte kurz auf. „Hast du dir wohl gedacht, du Idiot!“

„Sie haben doch selbst gesagt . . .“ Rudis Stimme war unsicher, er konnte den Satz nicht vollenden.

„Auf den Rücken!“

Und als der Gefangene nicht gleich begriff, riß Unterschmid ihm die Arme auf den Rücken, um hier die Hände in die Fessel zu spannen.

In diesem Augenblick kam der zweite Uniformierte wieder zurück und legte einen Streifen mit Patronen auf den Tisch. Unterschmid zog einen Revolver aus der hinteren Hosentasche und lud ihn mit dem Streifen.

„Wer geht mit?“

Die beiden in schwarzer Uniform sahen sich an.

„Drei Treppen – der Aufzug geht mal wieder nicht. Ich muß mich ausruhen!“ Einer der beiden setzte sich auf den Stuhl am Fenster.

Der andere sah auf die Uhr. „Um halb sieben ist Ablösung – noch zehn Minuten. Ich komme mit, wenn wir um halb wieder hier sind!“ Er griff nach der Mütze, die am Schrank hing. Dann sah er in den Spiegel, ob sie auch richtig saß. Anscheinend hatte er auf dem Totenkopf an der Mütze einen Fleck entdeckt, den er mit dem Taschentuch wegwischte.

„Klar!“ versprach Unterschmid. „Hatte um sechs Dienstsluß. Will ja selbst weg. Meine Kleine wartet am Potsdamer auf mich!“ Er stieß Rudi an. „Los, komm!“

„Viel Spaß!“ rief der Zurückbleibende.

Zwei Türen wurden auf- und sorgfältig wieder zugeschlossen. Jetzt war man im Freien hinter dem hohen Gebäude.

„Wohin führen Sie mich?“ Rudis Stimme war heiser.

Unterschmid verzog keine Miene. „Zum Schießstand. Ist nicht weit.“

„Und . . .?“ Rudi wagte nicht, zu Ende zu denken.

„Und? Ja hast du denn immer noch nicht begriffen? Aus! Schluß!“ Unterschmid sprach barsch, doch ohne Erregung.

Der Gefangene blieb stehen. – Schluß? Sie wollten...?

„Ich soll – erschossen werden?“ Noch immer erschien es ihm unwirklich, was er nun deutlich auf sich zukommen sah.

„Sei froh! Mit dem Beil ist es umständlicher. Also, lauf weiter!“ Die beiden griffen nach seinen Armen.

„Aber Scholl wurde vom Gericht – ich – ich habe...“ Die Gedanken verwirrten sich.

„Pflüger, solchen Aufwand machen wir mit dir nicht. Scholl – das ist erledigt. Soviel Wind habt ihr Verräter nicht verdient. Du schon gar nicht!“ Unterschmid versetzte ihm einen Stoß, daß er einige Schritte vorwärts taumelte.

„Das – das darf nicht sein! Das ist Mord!“ keuchte Rudi und blieb wieder wie gebannt stehen.

„Los, weiter!“ Der Uniformierte stieß ihn mit dem Fuß in den Rücken. „Sonst hole ich den Haken, und wir ziehen dich wie ein Schwein hinüber.“ Er spuckte aus. „Ich habe Erfahrung darin, Jungchen.“

„Darf!“ höhnte Unterschmid. „Dazu brauchen wir deine Genehmigung gerade!“

Rudi lief einige Schritte wie betäubt.

„Mein Vater – die anderen...“

Sie packten ihn an den Schultern. „Mach uns kein Theater!“ redete Unterschmid ihm zu. „Wir wollen auch hein! Kannst beruhigt sein: sie werden die Engländer verfluchen, weil ihr Sohn dem Luftterror zum Opfer fiel. Gefallen für Führer und Vaterland am 30. September 1943.“

„Das war doch gestern!“ Als sei er über diesen Gedanken erschrocken, blieb Rudi abermals stehen.

„Hast eben das Glück gehabt, deinen Tod um einen Tag zu überleben.“ Unterschmid lachte kurz.

Sie schoben ihn weiter an einer grauen Mauer entlang. Die Dämmerung war hereingebrochen.

Hinter der Mauer im Park sind die Bäume groß – sie müssen schon alt sein. Älter als ich! – Was hat Hans gedacht, als sie ihn zur Hinrichtung führten? – Die Gedanken zogen zogen wie Blitze vorbei.

Irmgard – sie wird weinen! Fred ist im Zuchthaus verhungert! Es ist ein schlechter Trost, zu wissen, daß die Freunde tot sind. Ist es überhaupt richtig, einfach mitzugehen? Jetzt dieses gemeine Gesicht da zusammenschlagen! Sie haben mir ja die Hände auf den Rücken gefesselt. Nein, die sollen nicht erleben, daß ich winsle!

„Ihr Schweine!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Unterschmid sah ihn aufmerksam an. Dann faßte er nach der Handfessel, sie war fest. „Die paar Minuten wirst du noch warten können!“ Sie gelang-

ten noch einmal an eine Tür. Der Mann in Uniform fand nicht gleich den richtigen Schlüssel.

„Bestien seid ihr!“ Rudi schrie ihnen seine ganze Verachtung ins Gesicht.

„Junge, werd nicht frech!“ Underschmids Stimme klang nun doch wütend.

„Wir schlagen dich auf der Stelle zusammen und lassen dich drei Tage lang verrecken!“

Da quietschte die kleine eiserne Tür. Sie traten auf einen weiten, ummauerten Platz. Gerade gegenüber standen Zielscheiben, daneben lehnten manns hohe Figuren an der Mauer.

„Sollen wir ihn zur Übung . . .?“ Der Uniformierte sah fragend auf Underschmid.

„Dauert jetzt zu lange!“

Sie führten Rudi zur rechten Seite des Platzes. Dort standen Bäume; die ersten Blätter waren zur Erde gefallen. Hinten an der Mauer war ein Busch mit kleinen gelben Asten gerade noch zu erkennen. Sie leuchteten vor dem grauen Hintergrund.

Das ist also alles vorbei: Blumen, Wald, Wasser, Freunde, Menschen. – Rudi setzte mechanisch Fuß vor Fuß.

Drüben, jenseits der Mauer sang eine Amsel. In der Ferne polterte die Straßenbahn. Vom Europahochhaus blitzten Lichter auf, verschwanden sofort wieder hinter Verdunklungen. Nur ein Fenster strahlte hell und feindlich in die Dämmerung.

„So!“ Die drei Männer waren vor einer Sandgrube angelangt. Rudi sah Underschmid an, der neben ihm stand, und sagte fest: „Trotzdem, die Freiheit wird leben!“ Die letzten Worte von Hans Scholl waren ihm plötzlich ins Gedächtnis gekommen.

„Du nicht! Dafür wird jetzt gesorgt!“ Underschmid stieß Rudi an den Rand der Grube.

„Ihr seid Verbrecher!“ Rudi schrie es hinaus. Die Amsel stockte in ihrem Gesang.

„Jetzt ist Schluß!“ Underschmid hatte die Pistole bereits aus seiner Tasche geholt. Er setzte sie in den Nacken des Gefangenen. Rudi Pflüger bewegte den Kopf, ihm war schwindlig.

Noch etwas sagen? Nein! Die Gedanken hetzten sich und stießen gegeneinander. Ist das: mit Würde sterben? Das Eisen ist kalt! Ich war nur Arbeiter! Ist man immer allein? Ob sie es erfahren? Einmal wird . . .

Ein Schuß. Rudi Pflüger stürzte nach vorn in den Sand. Die Kugel hatte ihn sofort getötet, Underschmid war ein erfahrener Schütze.

Das Gesicht des Toten lag zur Seite gewandt, Blut strömte aus dem Mund. Der Kommissar stieß den leblosen Körper noch mit dem Fuß an, dann bückte er sich, um die Handschellen abzunehmen.

„Bleibt er über Nacht liegen?“ wollte der in der Uniform wissen.

„Ja, ich lasse ihn morgen zur Anatomie bringen – ist noch in Ordnung“, entgegnete Unterschmid.

„Die Zerbeulten nehmen sie uns ja leider nicht ab“, sagte der Uniformierte. Dann gingen beide.

In der Wachstube trafen sie schon die Ablösung an. „Fünf nach halb, dieser Bengel hat uns aufgehalten!“ seufzte der Uniformierte...

Am anderen Tag kam eine Ordonnanz vom Regiment. Kommissar Unterschmid hatte einen Todesschein besorgt, den er mit den Hinterlassenschaften Rudi Pflügers dem Boten aushändigte.

„Er war schon entlassen – eine Bagatelle, die geklärt werden mußte.“

Er zeigte dem Mann die Quittung mit Rudis Unterschrift.

„Auf dem Wege. Sie wissen – vorgestern, der schwere Angriff.“

„Jawohl!“ Die Ordonnanz steckte den ordnungsgemäß ausgefertigten Todesschein ein. „Ich bedaure den Tod Ihres Kameraden Pflüger! Ich bedaure ihn außerordentlich!“ Unterschmid drückte dem Manne, einem Gefreiten, die Hand.

Die Wahrheit über den Tod Rudi Pflügers wurde erst mehrere Jahre nach Kriegsende bekannt.

Ein Medizinstudent hatte damals bei einer anatomischen Übung in einem Oberkiefer eine Revolverkugel gefunden.

Die Lage des Geschosses schien nicht auf einen Selbstmörder zu deuten. Nachforschungen des Studenten ergaben, daß es sich um einen Genickschuß handeln müsse. Das Interesse des Studenten war geweckt. Er bemühte sich um den Namen des Toten. Nach vielen Wochen erst fand er die Spur, als sich jemand erinnerte, eine schmutzige, blutige Wehrmachtsuniform vom Körper jener Eingangsnummer geschnitten zu haben, unter der die Leiche registriert worden war. Unter einem Berg übelriechender Kleidungsstücke stöberte er die Uniform auf und entdeckte zwischen der dazugehörigen Wäsche ein Stück, das, mit blauer Wäschetinte in unbeholfener Schrift eingezeichnet, Name und Anschrift des Toten verriet.

Erst nach dem Kriege bot sich dem jungen Arzt eine Gelegenheit, die Familie Pflüger in Ulm aufzusuchen. Die amtliche Mitteilung des Regiments stimmte mit den Vermutungen des Arztes natürlich nicht überein. Der Vater des Toten suchte Überlebende von Rudis Einheit und unterhielt sich mit ihnen. Er befragte die Ordonnanz und den Offizier, die seinerzeit mit Unterschmid gesprochen hatten, und schließlich konnte auch Unterschmid selbst ausfindig gemacht werden. Er war jetzt Oberinspektor bei der Kriminalpolizei einer westdeutschen Großstadt. An einen Fall Rudolf Pflüger konnte er sich nicht mehr erinnern.

DAS VERHÖR

Alle drei schwiegen jetzt. Nur der Dicke keuchte wie ein gehetzter Hund und versuchte die Schweißtropfen, die ihm in den geöffneten Mund flossen, wegzublasen. Er hatte zwischen den Zähnen einige Mohnkörner. Ich mußte lachen. Die Vorstellung, daß dieses Ungeheuer mit dem blutigen Gummischlauch in der Hand Mohnkuchen essen könnte, war unsagbar lächerlich. Er sah mich an und schlug zu, ohne ein Wort zu sagen, gründlich, fast wie mit Mühe. Ich schloß die Augen und verkrallte meine Finger in die Oberschenkel. Fest. Noch fester. Langsam fing ich an zu spüren, wie der Schmerz von den Füßen und Fingerspitzen zum Kopf stieg. Ich machte Gegenschmerz. Die Wunde über dem Ohr brannte jetzt weniger. Ich drückte den Kopf an die Wand und versuchte, mich ganz steif zu machen. Wie beim Zahnarzt. Jetzt wird der Bohrer zu summen anfangen. Achtung: Bzzzz-bzzz.

Ich öffnete die Augen. Es war still. Aber mitten auf dem Tisch, auf dem weißen maschinenbeschriebenen Papier saß eine Fliege. Ich hatte das Gefühl, aus irgendeiner schrecklichen, unwirklichen Welt auf die Erde zurückzukehren. Eine Fliege. Ich war nicht mehr allein. Ich hatte eine Verbündete. Eine Freundin.

Die Fliege drehte kokett das Köpfchen und kam um drei Manuskriptzeilen näher zu mir heran. Erst am Anfang der leeren weißen Fläche am Rande des Protokolls blieb sie stehen. Irgendwo aus der Ferne sprach eine väterlich liebenswürdige Stimme zu mir. Sie wiederholte stereotyp die Worte: „An sich denken ... Jüdin ... Sagen wo ... An sich denken ... Sagen wo ...“ Ich dachte an die Fliege. Ich liebte sie. Ich bemühte mich, für sie einen Namen auszusuchen. Man kann keine Freundin ohne Namen haben. Es war sehr schwer. Ich kenne keinen Namen einer berühmten Fliege. Und eine Fliege kann man doch nicht Ali, Terry oder Hede nennen. Wenigstens nicht eine Fliege, die unsere einzige Freundin ist. Ich muß ihr einen anderen Namen geben. Einen schöneren. Den schönsten. Johanna, Katharina, Ulrike. Die Fliege Ulrike – das ist lächerlich. Also fangen wir mit A an. Anna, Alexandra, Abigail, Ariane, Adrienne ...

Adrienne Goldstein! Nein, Adrienne nicht. Nur nicht Adrienne. Die väterliche Stimme an meiner Linken schwieg plötzlich. Ich hatte wahrscheinlich laut gesprochen. Aber was lag noch daran. „Wo versteckt sie sich?“ Es war

doch schon alles zu Ende. Ich sah den Dicken und die Fliege an. Der Dicke putzte sich mit der Zunge die Zähne. Seine riesigen, patschigen, teigweißen Hände mit den kurzen behaarten Fingern spielten mit dem Gummischlauch und ließen darauf feuchte Spuren zurück. Auf einmal wurde mir bewußt, daß ich Angst hatte. Ich wollte schlucken, aber es ging nicht. Über meine Stirn floß Blut. Ich wischte es ab. Aber es war nur Schweiß. Ich hatte Angst. Die Stimme an meiner Linken fing an ungeduldig zu werden. „Also, wo ist sie?“ Ich sah die Fliege an. Sie saß, ohne sich zu rühren, fest an die Tischplatte geschmiegt, jeden Augenblick bereit, wegzufiegen. Die kleine Jüdin konnte nicht wegfliegen. Es war schon zu spät. Menschen haben keine Flügel und keine tiefen, rettenden Höhlen.

Ich war der einzige, der wußte, wer Trudi Steyer, das adoptierte Kind eines Buchhalters in der kleinen Bezirksstadt an der Grenze, früher gewesen war. Und ich sehnte mich danach, es vergessen zu können oder es nie gewußt zu haben. Der Kommissar zerdrückte sorgfältig seine nur halb zu Ende gerauchte Zigarette. Es war eine schreckliche Gebärde, aber er sagte nichts dabei. Ich sagte mir vor: „Sie können Adrienne nicht töten, sie können Adrienne nicht töten, sie tun es nicht.“ Der Dicke hatte doch Mohnkuchen gegessen – sie können sie nicht töten. Sie können nicht. Sie können nicht. Sie schicken keine Kinder ins Gas. Es ist nur Propaganda. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Ich hätte früher darauf kommen müssen. Ich fing wieder an zu hoffen. Die Zeit ist schwer. Jedem geht es jetzt schlecht. Sie werden sie in eine Anstalt stecken, aber in ein paar Wochen muß der Krieg ja schon enden und dann ...

Es war wieder unheimlich still. Irgendwo auf dem Korridor klappte eine Tür. Die drei schwiegen. Ich hörte das Ticken meiner Armbanduhr. Der Dicke legte den Schlauch auf den Tisch und fuhr sich langsam mit der Hand über die Kehle. Er lächelte dabei. Ich hatte Angst. Ich wollte etwas sagen, aber kein Laut kam über meine Lippen. Ich strengte mich an. Ich wollte nicht sterben. Nicht hier, nicht jetzt. Der Einäugige klappte die Nagelfeile zu und blickte auf. „Los, schreib die Adresse!“

Die Fliege Adrienne war weggefliegen. Sie verachtete mich. Sie wußte, daß man Kinder ins Gas schickt. Und ich wußte es auch. Ich nahm die Feder in die Hand. Auf einmal war ich ganz ruhig. Ich hatte das Gefühl, in zwei verschiedene Wesen geteilt zu sein, von denen das eine bestürzt jede Regung des zweiten registrierte, welches mit Bedacht und eisiger Ruhe wie eine von absurden Signalen geleitete Maschine handelte.

Der Einäugige heulte wie ein Tier auf, als ihm die Federspitze die Hornhaut seines gesunden Auges durchbohrte. Eine unheimliche Freude erfüllte mich. Sie waren verwundbar! Dem Dicken steckte die Pistole zu fest im Halfter. Er zuckte fassungslos mit der Hand, seine herausquellenden Augen

machten ihn einem erschreckten exotischen Fisch ähnlich. Der Kommissar schoß zuerst.

Als sie dann um mich herum standen, sah ich, wie zwischen ihren Schuhen die Fliege Adrienne hervorkam. Sie sah mich mit ernsten Augen an und nickte mit dem Kopf. Sie wollte sich entschuldigen.

Olaf Badstübner

UNSERE TRAUER, UNSER ZORN

„**N**ein. Diesen Sonntag können wir uns nichts vornehmen, weil ich nach Buchenwald muß.“ So antwortete ich – und erschrak. „Ich muß nach Buchenwald.“ Gelassen hatte ich das gesagt, als handle es sich um einen gewöhnlichen Ausflug.

Eine viertel Million Mal war das schreckliche Wort gefallen, in Deutschland und Polen, in Frankreich und der Tschechoslowakei. Es war gesagt worden von verhafteten Illegalen und von Leuten, denen ein Wort zuviel über die Lippen gekommen war; es war gesagt worden von jüdischen Kaufleuten und kommunistischen Arbeitern, von französischen Abgeordneten und polnischen Soldaten. Es war geflüstert worden hinter den Gittern in Besuchsräumen von Gefängnissen und geschrien in einsamen Zellen.

„Ich muß nach Buchenwald!“ 56 000 sagten es, die nie wiederkehrten.

Im Zug nach Weimar las ich ein Buch. Es war ein Buch, wie es kein zweites in unserer Sprache gibt: „Nackt unter Wölfen“, geschrieben von Bruno Apitz, Buchenwald-Häftling Nr. 2417.

Ich habe viele Romane gelesen. Zählen kann ich sie nicht mehr, aber eins weiß ich: Sie handeln von Menschen, die in Freiheit kämpfen, lieben und lachen. Dies Buch aber handelte von Menschen, die man zu Nummern machen wollte, ohne Namen und Gesicht. Zu Tieren wollte man sie abstumpfen durch tägliche Gemeinheit, täglichen Hunger und täglichen Tod vor Augen – einen Tod, wie es ihn auf Erden nur einmal gab: im faschistischen Konzentrationslager.

Buchenwald war, gemessen an der Zahl der Gefangenen, eine Stadt; und diese Stadt vegetierte schlimmer dahin, als jemals die unterdrücktesten, ärmsten Proletarier. Aber in dieser Hölle gab es Menschen, die im Dunkel noch Licht sahen, das Licht des Sozialismus, der kommen würde, ob sie auch vor-

her starben. Ihre illegale Organisation, geheimer als die geheimste Gruppe jenseits des Stacheldrahts, lebte, kämpfte, rettete Todeskandidaten um den Preis des eigenen Lebens, gab Verzweifelten Zuversicht und sammelte Waffen für den Aufstand. Zu diesen Menschen kam ein jüdisches Kind, drei Jahre alt. Es war im Getto geboren und hatte nie eine andere Sonne gesehen als die, die hinter Stacheldraht schien. Wenn es das Wort „SS“ hörte, rollte es sich zusammen „wie ein Engerling“. Ein Pole pflegte es, als die Eltern in Auschwitz gestorben waren, und als er selbst „auf Transport gehen“ mußte, nahm er es mit, in einem Koffer. Wohlbehalten kam es nach Buchenwald. Es blieb am Leben und sah die Sonne, die nicht hinter Stacheldraht scheint!

Zunächst aber ist es in der Effektenkammer des Lagers versteckt, bei dem deutschen Kommunisten Höfel, dem Ausbilder von illegalen Kämpfern. Was soll die illegale Leitung tun? Wenn die SS erfährt, daß ein jüdisches Kind im Lager ist, wird sie jeden foltern und verhören, der davon weiß. Darf das Kind die Organisation gefährden? Was sollen die Illegalen tun, die um aller Leben willen den Aufstand vorbereiten?

Die SS erfährt es . . .

Der Omnibus verläßt das fahnengeschmückte Weimar in Richtung Ettersberg. Sonnenstrahlen werfen Lichtreflexe auf Straße, Felder und Gesichter. Die Straße steigt an, führt unter Bäumen dahin.

Der Große Ettersberg.

Sie schweigen, der Journalist aus Paris, die Dolmetscherin, der Photograph aus München. Ein Obelisk gibt Kunde, daß das Mahnmal Buchenwald nahe ist.

Der Omnibus rollt weich über eine Betonstraße, die von Eisenbahnschienen begleitet wird. Die Blutbahn und die Blutstraße, erbaut unter Strömen von Schweiß und Blut. Bilder von Ermordeten säumen die Straße: Mathias Thesen, Ernst Putz, Rudolf Renner. Ernste, stille Gesichter. Katja Niederkirchner lächelt. So ist sie uns in Erinnerung geblieben, über den Tod hinaus. Goldene Flammen zucken über den Bäumen. Der Omnibus fährt den Nordhang des Großen Ettersberges hinab, bremst.

Das Lager.

Da stehe ich vor den flachen, langgestreckten grauen Gebäuden, die zu einem deutschen KZ gehörten. Flach, langgestreckt und grau, der Baustil der Nazis. Alles sah so aus, ob Lagerbaracke oder Führerbunker, ob Goebbels' Sommersitz oder die Prunkbauten in München und in der Berliner Wilhelmstraße. Flach, langgestreckt und grau – Symbol des tausendjährigen Unreiches, erschreckend eintönig und kalt, nicht für fröhliches Leben gedacht, sondern für den Tod.

Ringsum ist die Überwindung dieses Todes.

Menschen über Menschen. Junge Leute in FDJ-Kleidung, in den Kombinationen der Gesellschaft für Sport und Technik, alte in schwarzen Anzügen. Franzosen mit Baskenmützen. Männer, die man an Gesicht und Haltung als ehemalige Häftlinge erkennt.

Autos über Autos. Ein Omnibus trägt über dem Fahrersitz die Aufschrift „Warszawa-Buchenwald“. Ihr habt eine lange Fahrt hinter euch, Genossen, eine lange Fahrt. Vor achtzehn, neunzehn Jahren kamt ihr gefangen aus Warschau nach Buchenwald, vor dreizehn Jahren wurdet ihr befreit, und heute fahrt ihr wieder die Strecke Warszawa-Buchenwald. Aber anders, ganz anders – als Überwinder des Todes.

In den zermahlenen Trümmern vom Gustloff-Werk und dem KZ-Bahnhof blühen Gräser und Blumen. Bäumchen sind aufgewachsen, aus Samen, die vom Wald herübergefliegen sind.

Den Caracho-Weg hinab ... Alle Gebäude hier mußten im Laufschrift gebaut werden, unter SS-Gebrüll: „Caracho, caracho!“ Rechts ein flaches Haus: die politische Abteilung. Der Weg der Gefangenen hierher war der Weg in den Tod. Nun weht dort eine Rote-Kreuz-Fahne; denn der Tod ist überwunden.

Das Tor.

Es ist niedrig; ein Wachturm steht darauf. Die Posten mit den maschinenstarrten Gesichtern hatten Maschinengewehre und Maschinenpistolen. Links vom Tor duckt sich der Bunker, flach, eng und grau. Ich habe darüber gelesen, ich weiß, daß hier Hunderte getreten, erschlagen und gehängt worden sind, von einem SS-Tier namens Sommer. Ich habe darüber gelesen, und ich glaubte, der Bunker sei geräumig gewesen wie ein Luftschutzbunker. Aber was hier steht, ist ein gemauerter Käfig, nicht größer als ein Kleintierstall. In Gang und Zelle ist kein Platz für normale Bewegung. Hier hat der Kommunist Höfel gelitten, geschrien und geschwiegen, als die SS dem jüdischen Kind auf die Spur gekommen war.

Das schmiedeeiserne Gittertor! *Jedem das Seine*. Warum brennt die höhnische Inschrift nicht?

Der Appellplatz: Grauer Boden und kleine Steine, die bei jedem Schritt knirschen. Wollen sie flüstern, wollen sie reden? Track, track, track ...

Das ist nicht nur Sand, das sind nicht nur Steine! Hier treckten in acht Jahren 250 000 Menschen, gehetzt von 6000 Unmenschen. Hier haben sie gestanden, am Tage und bei Nacht, in sengender Hitze und schneidender Kälte. Hier sind viele umgefallen und gestorben.

Fast jeder, der das Lager aufsucht, blickt zu Boden und geht langsam, als scheue er sich, die Füße aufzusetzen. Überall, wo ähnliches geschah, sieht auch die Erde gleich aus: in Sachsenhausen, Auschwitz und Hiroshima ...

Wo die Baracken gestanden haben, wächst nun Gras.

Im Museum, der früheren Lagerkantine, treffen sich Gefährten aus einundzwanzig Ländern. Auf den Treppenstufen, in der Tür, zwischen den Vitrinen, überall wiederholt sich dieselbe Szene: Männer gehen aufeinander zu, umarmen sich, pressen die Wangen aneinander, schütteln sich die Hände. Nicht laut und stürmisch, nein, gemessen, ruhig, mit Blicken, als wollten sie sagen: Nun laß dich ansehen! Lebst noch, machst noch mit? Hast's überstanden, die acht Jahre, und die dreizehn danach waren auch nicht ohne ... Ein Kahlköpfiger mit zerzaustem grauem Bart verliert die Krücken, als er den wiedergefundenen Genossen an die Brust drückt.

Zwischen den Menschen öffnet sich eine Gasse, und an ihrem Ende steht eine Urnenschale, flankiert von Jungen in graublauer FDJ-Kleidung. Sie sehen tapfer geradeaus, in ihren Gesichtern zuckt es, die Augen sind feucht. Schwer ist es, an diesem Ort Wache zu stehen.

In der Urnenschale ist Erde, graue Erde, und Steine, graue Steine, wie draußen auf dem Appellplatz. Es ist blutgetränkte Erde aus Lidiče, dem Dorf in der Tschechoslowakei, das sie dem Erdboden gleichgemacht haben und das wiedererstanden ist. Es ist blutgetränkte Erde aus Oradouer-sur-Glane, dem Dorf in Frankreich, das sie auch verbrannt haben und dessen Kirchenruine heute noch mahnt und anklagt. Es ist Asche aus dem Krematorium von Buchenwald, in dem stündlich achtzehn tote Häftlinge verbrannt wurden, tagelang, wochenlang, monatelang.

Überall, wo ähnliches geschah, sieht auch die Erde gleich aus. Hier mischt sich die Erde von Lidiče und Oradour mit der Asche von Buchenwald. Im Tode ist vereint, was vereint litt und kämpfte; und die Urne als Symbol der Vereinigung in diesem Raum, wo keiner unterscheiden kann: Der Genosse ist aus diesem Land und der Genosse kommt aus jenem.

Weißhaarige, schwarzgekleidete Frauen treten vor die Urne, und sie hoffen, daß ein Stäubchen dabei sein möge von den Ihrigen, die sie nie wieder sahen. Die Tränen sind die gleichen, der Zorn ist der gleiche, und nichts unterscheidet hier Russin, Französin, Deutsche.

Und die Jungen heben die Schale auf, tragen sie langsam durch die schweigende Gasse. Franzosen entrollen die Trikolore, Russen die rote Fahne mit Hammer und Sichel, Dänen den Danebrog, und ein Zug sammelt sich hinter der Urne. Langsam zieht er über den Appellplatz zum Tor, zieht den Carachow-Weg hinauf zum Großen Ettersberg.

Goldene Flammen zucken über den Bäumen – der Glockenturm des Mahnmals. In seinem Innern wird die erdgefüllte Schale versenkt.

Da gehe ich nun mit dem einstigen Buchenwald-Häftling Otto Trillitzsch, Redakteur aus Dresden. Vor uns verbergen sich Gebäude hinter schwarzen Planken.

Das Krematorium.

Chemikaliengeruch schlägt uns entgegen. Alles scheint damit getränkt – Wände und Böden. Dreizehn Jahre sind vorbei, aber der Geruch wird noch lange bleiben, sooft wurden diese Chemikalien auf tote Menschen gestreut.

„Als die Amerikaner einmarschierten“, sagt Otto Trillitzsch, „lagen noch Tote im Krematorium, aufgeschichtet bis über die Planken. Der amerikanische Kommandant verlangte, daß Leute aus Weimar heraufkämen, zu sehen, was in ihrem Namen verbrochen worden war. Sie zogen vorbei, von Grauen gepackt, und viele sagten, sie hätten das nicht gewußt. ‚So wenige Kilometer vor Ihrer Stadt ist das geschehen, und Sie haben nichts gewußt?‘ fragte der Amerikaner. Er wurde abgelöst, weil es seinen Herren peinlich war, daß die Faschistenschande ans Tageslicht kam.“

Doch die beiden Verbrennungsöfen sieht nun jeder. Die sechs Feuerlöcher sind offen; eine Welt hat in die grausigen Schlünde geblickt. Blumen brennen vor Öfen und Feuerlöchern, rote Kranzschleifen brennen an den Wänden – für den Genossen Thälmann, der hier ermordet worden ist. Ungezählt sind die Menschen, die vor den Öfen verharren. Sie sehen die Namen auf den bekränzten Tafeln; Tafeln – nicht größer als Türschilder. Wollte man Tafeln für alle anbringen, und wären sie kleiner als Türschilder, die Wände von Buchenwald reichten nicht aus.

In der Baracke am Krematorium steht das Verworfenste, was faschistische Tiere jemals ausdachten. Hat man das KZ bis jetzt noch gefaßt durchwandert, hier verliert man seine Fassung.

Das Ordinationszimmer eines Arztes: ein Tisch für Instrumente, eine Meßplatte, ein hölzerner Rost. Der Gefangene kam nackt durch die Tür, und nach einer Minute wurde der nächste gerufen. 7200 sowjetische Kriegsgefangene sind in dieses Zimmer gerufen worden . . .

Die Ärzte am Tisch waren keine; die Instrumente wurden nicht angerührt. Der Gefangene wurde nur flüchtig abgeklopft und sofort an die Meßplatte gewiesen. Dort stand er, nicht ahnend, daß eine Pistole aus dem Verschlag hinter der Wand durch den Schlitz der Meßplatte zielte. Im Vorraum, wo die anderen warteten, dudelte Musik, und niemand hörte den Schuß. „Der Nächste!“ Kam der Nächste herein, war der Leichnam fortgeschafft, das Blut von dem hölzernen Rost geschwemmt. Sauber arbeitete die Anlage, sehr sauber, stundenlang, tagelang, wochenlang. 7200 tote sowjetische Kriegsgefangene sind in Zinkkästen fortgeschafft worden.

Wenn es euch nicht gelingt, den Sozialismus aufzubauen, dann sinkt ihr zurück in die Barbarei. So hat Karl Marx vor vielen Jahren die Menschheit gewarnt. In Buchenwald erhob sich diese Gefahr; das war sie, die Barbarei! Auf diesen Arzt am Krankenbett des Kapitalismus waren die deutschen Faschisten schon verfallen . . .

Wer das KZ gefaßt durchwandert hat, verliert hier seine Fassung. Keiner bleibt ohne Erschütterung, jeder geht unter Tränen oder mit geballten Händen, mit Entsetzen und Haß hinweg. Und dieser Haß hat Namen und Adresse!

Die Straße der Nationen. Jedem Land, dessen Söhne hier litten und kämpften, ist einer der Pylonen an der Straße gewidmet. Die Feuer in den Schalen sind angezündet, Flammen und Rauch wehen über das Land.

Im Sonnenschein breitet sich das Land vor mir aus. Dörfer, so weit das Auge reicht, Berge und dunkle Wälder am Horizont. Weimar ist im Dunst verborgen.

Erde, fruchtbare Erde.

Der Samen, ausgesät von jenen, die hier gefangen saßen und sich befreiten, ist endlich aufgegangen. In den Dörfern und Städten ringsum ist das Neue gewachsen, der Sozialismus, und er ist emporgewachsen bis zu diesem Berg, der einst verflucht war. Zu Hunderten sind sie aus Dörfern und Städten gekommen, haben gegraben und Fundamente gelegt. Nun erhebt sich das Mahnmal zum Gedenken der 56 000, die das Neue im Herzen trugen, es aber nicht mehr sahen; zu Ehren der vielen, die kämpften, am Leben blieben und trotz ihrer Wunden das Neue bauten.

Herabgestiegen bin ich die Treppe zwischen den Stelen, den Bildsäulen, auf denen der Leidensweg von Buchenwald eingegraben ist. Aus hellrotem Granit sind die Stufen der Treppe, und gekittet sind sie mit Mörtel in dunklem Rot. Es ist, als rinne Blut herab.

Vorbeigegangen bin ich an den trichterförmigen, ummauerten Gräbern, in denen die SS ihre Opfer verscharfte. Immergrüne Pflanzen bedecken den Boden.

In weitem Bogen führt die Straße der Nationen zum dritten Rundgrab und mündet in eine andere Treppe, in den Weg der Freiheit, der aufwärts führt. Diese Stufen bestehen aus hellen Steinen, und die Treppe wird von Absatz zu Absatz breiter, wie auch die Front der Freiheit immer breiter wird.

Goldene Flammen tauchen über der Treppe auf, die Spitzen des Glockenturms. Sie flammen weit übers Land, sichtbar über Räume und Zeiten.

Jahrhunderte wird das Mahnmal stehen und künden von Karl Marx' Warnung und Ernst Thälmanns Tod, von dem jüdischen Kind und den Illegalen, von der Befreiung und der ersten freien Arbeit auf dem Großen Ettersberg. Noch leben die Zeugen der Barbarei, aber sie werden eines Tages nicht mehr sein. Es leben die Erbauer, aber auch sie werden einmal nicht mehr sein. Doch nach Generationen, wenn die Welt längst so eingerichtet sein wird, wie es die Gefangenen von Buchenwald erträumten, wird das Mahnmal noch stehen.

Mit der Zeit wird die Erinnerung an das Leid verblassen, und niemand wird sich mehr vorstellen können, wie das einst war. Und man wird das Mahnmal betrachten als Kunstwerk aus den ersten Tagen des neuen Lebens, das nun die ganze Zeit beherrscht; als Zeichen, daß es Menschen gab, die den Schritt in dieses Leben nicht gehen durften. Man wird es betrachten als Scheidepunkt zweier Welten, zweier Zeiten. „Hier endete die alte Welt“, so wird man sagen, „und hier begann unsere wahre Geschichte.“

Und der Blick der Kommenden wird fallen auf das verwitterte Standbild, auf die knöchigen, zerquälten, aber aufrecht stehenden Gestalten, auf das Kind und den Gefangenen mit der Fahne, auf die Zögernden und den Gefangenen mit der erhobenen Schwurhand. Die Menschen werden in den Gesichtern der Gestalten alles Leid finden, das in Buchenwald und Auschwitz, in Oradour-sur-Glane und Hiroshima gewesen ist. Nur dort werden sie es noch finden, sonst nirgends in der Welt. Und die Gewehre in den Händen der Gefangenenfiguren werden ihnen sagen, daß zwischen der alten Welt und der wahren Geschichte der Aufstand war, die Revolution, die alles hinwegfegte, was den Menschen erniedrigt hat.

Heinz Kamnitzer

ERKÄMPFT DAS MENSCHENRECHT

Nicht an unseren Gräbern zu weinen seid ihr da, sondern von unseren Gräbern sollt ihr den Glauben an die Stärke für das Große und Gerechte unserer Sache mit heimtragen für eine bessere und schönere Zukunft.

Paul Gesche, am 21. August 1944, dem Tag seiner Hinrichtung.

Das Symbol des Faschismus ist das Fallbeil. Die Zahl seiner Opfer ist Legion. Tausende holte sich der Henker in der Zeit zwischen 1933 und 1945. Ihr Andenken ist in einem neuen Sammelband durch Selbstzeugnisse verewigt.* Sie sind stellvertretend für viele ungenannte und unbekannte Soldaten des Widerstandes. Ein Lebensabriß, ein Bild, ein Brief spricht für sie und zu uns.

Es gibt viele Bücher, die das menschliche Antlitz und letzte Briefe wiedergeben. Sie sollen durch Gesicht und Wort die Würde des Menschen beweisen.

* „Erkämpft das Menschenrecht“, Lebensbilder und letzte Briefe antifaschistischer Widerstandskämpfer, mit einem Vorwort von Wilhelm Pieck, Dietz Verlag, Berlin 1958.

In dieser Anthologie ist verzeichnet, wen der Tod dazu bestimmt hat. Er hat dabei das höchste Maß angelegt und Helden gefunden, die in die Reihe von Spartakus, Müntzer, Liebknecht und Luxemburg gehören.

Die deutsche Arbeiterklasse schaut dich an und übergibt dir ihr Vermächtnis. Du siehst und liest in ihrem Testament ihr Leid und ihre Last, ihren Geist und ihre Zuversicht. Es sind weiche und herbe Züge, einfache und tief-sinnige Zeilen. Aber immer ist man ergriffen von der Güte inmitten der Grausamkeit, von der Menschenliebe inmitten der Barbarei, von dem Idealismus bis zum letzten Atemzuge.

Ohne Flucht in die Religion, aber mit der Gewißheit, in ihrem Ideal und in ihren Genossen weiterzuleben, scheiden sie aus der Welt. So mancher hätte seinen Kopf retten können. Aber diese Materialisten hatten eine Moral, diese Atheisten folgten einer Ethik, die selbst den Gefängnispfarrern alle Achtung abrang.

Mut und Stolz finden sich oft bei Todgeweihten, wenn ihre Überzeugung stark ist. Vor dem Scharfrichter will keine große Seele klein sein. Auch die Männer des 20. Juli 1944 starben reuelos und ungebeugt. Auch sie wußten, was sie erwartete. Und dennoch ist es um unsere Genossen anders bestellt gewesen. Sie waren seit Jahren, oft Jahrzehnten, einen geraden Weg gegangen. Sie hatten sich nichts vorzuwerfen. Mit ihrer Gesinnung und ihrer Handlung hatten sie sich dem höchsten Ideal der Menschheit, dem Sozialismus, verschrieben.

Nicht eine späte Einsicht oder plötzliche Umkehr hat sie aufs Schafott geführt. Nicht nur der Widerstand, sondern die Vision der Zukunft hatte ihr Leben ausgefüllt. Sie waren keine Schwankenden, die sich stellten, als alles verloren war. Sie waren Kommunisten, die eine neue Welt erobern wollten.

Die meisten hatten in der deutschen Arbeiterbewegung eine Kette von Kämpfen hinter sich. Sie boten Hitler und seinen Horden die Stirn, als andere noch ihren Illusionen und Vergnügungen nachliefen. Sie hatten von der ersten Stunde an nicht nur die Knechte, sondern vor allem die Herren der NSDAP bekämpft und dem Untergang in die Barbarei den Aufstieg zum Sozialismus gegenübergestellt.

Sie waren keine Verschwörer, die auf einen Staatsstreich zusteuerten. Ihr Ziel schrieb ihnen den Weg vor. Sie wandten sich an das Volk, wirkten im Volk und starben für das Volk. Sie hatten nichts gemein mit den Männern der letzten Stunde, die zur Bombe griffen, als die Niederlage im Felde den Zusammenbruch ankündigte.

Sie wußten, daß kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun Erlösung bringen konnte. Die Quelle ihrer Kraft und die Stätte ihrer Tätigkeit lag im Proletariat. Das gilt nicht nur für die Männer und Frauen, die aus der Arbeiterschaft in die sozialistische Bewegung hineinwuchsen. Es trifft ebenso zu auf

die Künstler und Gelehrten, auf die Ärzte und Studenten, die aus dem Bürgertum zur Arbeiterklasse stießen.

Schon lange Zeit waren sie wenige, wenn sie zusammenkamen. Jetzt saßen sie allein in der Todeszelle. Allein verkörperten sie Millionen, allein waren sie Arbeiterklasse, Partei, Volk, Nation. Sie warteten, bis man sie holte. Erst in den letzten Minuten bekamen sie Papier und Feder oder Bleistift. Wenn ihr Testament den Empfänger erreichte, waren sie nicht mehr. Die Toten spendeten Trost. Ihre letzte Bitte galt den Frauen, den Kindern, den Eltern und den Genossen. Sie bitten, ja sie fordern, standhaft zu sein, wie sie es gewesen, und weiter zu leben.

Vorsichtig mußten sie sein, obwohl sie selbst nichts mehr zu verlieren hatten. Einige schreiben nur, ihre Lieben und ihre Freunde sollen hart, fest und treu bleiben. Andere erklären, daß sie nichts bereuen und stets mit Freuden denselben Weg gehen würden. Oft entsprechen auch die einfachen Worte den einfachen Menschen, die so groß waren. Sie bekennen sich zur richtigen Seite, sie wollten, daß alle Menschen glücklich sind, sie haben ihren Auftrag auf Erden erfüllt. Gut und gerecht wollten sie sein, nur ein *Mensch* wollten sie sein. Andere wieder berufen sich auf den geistigen Sinn des Lebens. Sie lesen oder zitieren Homer, Plato, Goethe, Schiller, Kant und Hegel. Dabei schwingen deutlich die Namen von Marx, Engels und Lenin mit, die nicht genannt werden durften, sollte der Brief den Empfänger erreichen. Immer wieder bedanken sie sich für ein reiches Leben, für das große Wissen, das ihnen der Sozialismus gab. Manche benutzen das lateinische Sprichwort *Ex oriente lux*, um zum letztenmal die Sowjetunion zu grüßen.

Sie nehmen Abschied von den Bergen und Tälern, von den Wäldern und Strömen ihrer Heimat. Ein junges Mädchen aus dem Sudetenland bittet: Vergiß nicht, mich in die Heimat zu holen. Ein alter Tischler ordnet noch an: Meine Werkzeuge haltet stets rostfrei.

Alle, die dieser Sammelband ehrt, fielen für das Menschenrecht, das der Sozialismus verkündet und die Arbeiterklasse erkämpft. Sie gehörten der KPD und der SPD an oder schlossen sich in der Finsternis des Faschismus einer Widerstandsgruppe an. Die Gemeinsamkeit des Schicksals führte zur Verbundenheit im Kampf und wurde zum Vermächtnis für die Nachwelt. Der Kommunist Ernst Thälmann, der Sozialdemokrat Rudolf Breitscheid und der Pazifist Carl von Ossietzky sind das Symbol dieser Einigkeit.

Die meisten Märtyrer waren Kommunisten. Sie hatten die Kühnheit der Konsequenz, die ihre Partei auszeichnet. Sie vereinten die Glut der Gesinnung mit der Entschlossenheit ihrer Vorbilder Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Wenn man auf sie zur Zeit gehört, wenn man wie sie kein Pardon gegeben hätte, nie und nimmer wäre der SS-Staat und der Krieg über Deutschland gekommen.

Wenn aus vier Briefen zitiert wird, so nicht, um ihre Verfasser herauszuheben. Sie sollen nur zusammenfassen, was alle dachten, fühlten und wollten. Als gemeinsames Testament legen sie Zeugnis ab, wofür alle lebten und starben:

Schwesterlein! Dank für Deine Zeilen. Warum aber so kleinmütig? Du haderst mit den Verhältnissen, die Dir den Bruder nehmen. Warum willst Du nicht verstehen, daß ich dafür sterbe, daß viele nicht mehr einen frühen und gewaltsamen Tod zu sterben brauchen? Noch ist es so, doch hilft mein Leben und Sterben es bessern. Es kann und darf nicht Eure Aufgabe sein, mein Sterben zu bejammern, denn nur dann – wenn Ihr es bejammert – ist es nutzlos und verfehlt. Voll erfüllt es seinen Zweck, wenn Ihr es ganz verstehen lernt. Darin kann sich all Eure Liebe und Achtung zu mir zeigen: im Verstehen und Bemühen, gleich mir zu denken und zu handeln. Je besser und tiefer Ihr das vermögt, um so eher werden Angehörige aufhören können, die Ihren zu beweinen, die gestern und heute fielen und die morgen in noch größeren Massen fallen werden. Denn dann wird dieses Fallen aufhören, aber auch nur dann! Es muß dieses Begreifen nicht mit neuen Strömen von Blut erkaufte werden. Es wird es aber, wenn dieses Begreifen nicht sehr bald eintritt. Mein Bemühen war, eine solche Katastrophe zu verhindern. Ich wurde gehindert, es fortzusetzen. Damit kann und wird jedoch die Vollendung nicht gehindert werden. Zurück läßt sich das Rad der Entwicklung nicht drehen. Die Menschen werden in kurzem begreifen lernen, daß es sich nicht einmal ungestraft aufhalten läßt. Herzlichen Gruß Euch allen.

Fiete Schulze, Hafenarbeiter, KPD, enthauptet am 6. Juni 1935.

... Kann je ein Mensch das Maß an Schmerzen, Kummer, Not, Elend und Verzweiflung ermessen, daß all die Armen zu erdulden haben, weil sie an eine friedliche Gemeinschaft der Völker glauben, die mit ihrer Hände Arbeit ein menschenwürdiges Dasein schaffen können, jenseits der Barbarei des Krieges mit den ungeheuren technischen und organisatorischen Mitteln der Neuzeit großen Wohlstand erreichend, der Friede bedeutet. Ich war nicht genügend stumpfsinnig und hatte ein zu fühlendes Herz, um nicht auch mitbestrebt zu sein, das zu erringen. Deshalb bin ich hier. Der Mensch unterscheidet sich vom Tier dadurch, daß er denken und danach handeln kann mit eigenem Wollen. Furchtbar das Los einer menschlichen Hammelherde, die zur Schlachtbank gejagt wird und weiß nicht wofür. Wir kämpfen für unsere Sache.

Gefesselt, 2. Nov. 1942.

Kurt Schumacher, Bildbauer, Gruppe Schulze-Boysen/Harnack, hingerichtet am 22. Dezember 1942.

... Und immer wieder hat das Leben mich vor Aufgaben gestellt und mich wählen lassen zwischen Kampf oder Verzicht. Wir haben das Leben nie verachtet, niemand, glaube ich, liebte die Sonne mehr als wir! Aber um des höheren Zieles willen haben wir es an die zweite Stelle gesetzt und an die erste Stelle den Kampf! Den Kampf unserer Zeit mit all seiner Brutalität und Gemeinheit, mit seinem Haß und seinem Grauen und mit der Gewißheit, daß am Ende unser das Zuchthaus wartet, die Kugel oder das Beil.

Und wenn ich jetzt am Ende meinen Blick nach vorne richte, so weitet sich meine Brust, denn ich sehe vor mir Eure strahlende neue Welt, für die wir gekämpft haben. Ich sehe vor mir Eure Zeit, die frei von Haß und voll Liebe ist, in der die Sonne

ohne Unterlaß scheint. Ein weites Feld voll Arbeit, ein schöner Frühlingsmorgen der Völker bricht an. Der jahrtausendealte Traum der Menschheit wird zur Wirklichkeit – „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“. Nicht mehr das Gebet um unser täglich Brot wird Euch belasten, und Euer Kampf wird die ehrenvolle Arbeit sein, die uns Menschen zu den wahren Höhen dieser Erde führen wird. Ihr werdet kühn die Sterne vom Himmel holen, deren Glanz wir nur ahnten und deren schwacher Schein doch schon unser Leben vergoldete. Unsere Zeit wird Euch einmal ferner und fremder sein, als uns die Pyramiden des alten Ägypten. Aber eins wird uns und Euch durch alle Zeit verbinden: die Freude am Leben!

„Freude, schöner Götterfunke . . .!“ – Darum sollt Ihr auch nicht an diesem letzten meiner Tage trauern; diese Welt, die ich hinter mir lasse, ist es nicht wert. Ihr sollt diesen Tag zu einem Fest der Freude machen in dem Bewußtsein, daß ich diesen letzten Gang mit einem freudigen Lachen geschritten bin, weil ich weiß, daß wir das Maß unserer Zeit nur füllen, damit uns der Morgen gehöre.

Ex oriente eben lux! – In diesem Geist sollt Ihr immer an mich denken. So laßt mir einen Platz in Eurem Herzen, damit ich in Euch weiterlebe! Das ist mein letzter Wille!

„Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“

Wilhelm Thewes, Bauingenieur, KPD, hingerichtet am 8. Februar 1943.

Mein lieber Vater! Sei stark! Ich sterbe, als was ich gelebt habe: als Klassenkämpfer! Es ist leicht, sich Kommunist zu nennen, solange man nicht dafür zu bluten hat. Ob man wirklich einer war, beweist man erst, wenn die Stunde der Bewährung gekommen ist. Ich bin es, Vater.

Ich leide nicht, Vater, glaube mir das! Ich gönne keinem, mich schwach zu sehen. Anständig aus dem Leben zu gehen, das ist die letzte Aufgabe, die ich mir gestellt habe.

Erweise Dich Deines Sohnes würdig! Überwinde den Schmerz! Du hast noch Deine Aufgabe zu erfüllen. Du hast sie doppelt und dreifach zu erfüllen, denn Deine Söhne sind nicht mehr.

Armer Vater, aber auch glücklicher Vater, der seiner Idee das Beste opfern mußte, das er zu geben hatte.

Der Krieg wird nicht mehr lange dauern – und dann ist Eure Stunde gekommen.

Denkt an alle, die den Weg schon gegangen sind und ihn noch gehen werden, den ich heute gehen muß – und lernt einst von den Nazis: jede Schwäche wird mit Hekatomben von Blut bezahlt werden. Deshalb seid unerbittlich. Bleibe hart!

Ich habe nichts zu bereuen im Leben, höchstens, nicht genug getan zu haben! Mein Tod wird aber auch wohl die versöhnen, die mit mir nicht immer einverstanden waren.

Ach Vater, Vater, Du lieber, Guter. Wenn ich nicht fürchten müßte, daß Du unter meinem Tod zusammenbrichst.

Hart bleiben, hart, hart!

Beweise jetzt, daß Du aus innerstem Herzen Dein Leben lang Klassenkämpfer warst.

Helfe ihm, Frieda, richte ihn auf! Er darf nicht zugrunde gehen! Sein Leben gehört nicht ihm, sondern der Bewegung! Jetzt tausendmal mehr als bisher. Jetzt muß er beweisen, daß seine Überzeugung nicht in einem romantischen Ideal, sondern in unerbittlicher Notwendigkeit wurzelt.

Grüßt alle Bekannten und Freunde. Ich will sie nicht mit Namen nennen. Aber ich drücke noch jedem einzelnen in Gedanken die Hand und danke für alle Liebe und alles Gute.

Sorge für Marta! Sie ist Eure Tochter. Sie wird es Euch leichter ertragen lassen, daß ich nicht mehr bin.

Ich sterbe leicht, weil ich weiß, warum ich sterben muß. Die mich töten, werden in nicht so langer Zeit einen schwereren Tod haben. Das ist meine Überzeugung.

Hart bleiben, Vater! Hart! Nicht nachgeben! Denke in jeder schwachen Stunde an diese letzte Forderung Deines Sohnes Walter.

Walter Husemann, Werkzeugmacher, KPD, Gruppe Schulze-Boysen/Harnack, hingerichtet am 13. Mai 1943.

War ihr Opfer vergebens? Sie wußten es besser. „Der Tod ist eine natürliche Erscheinung, alle Kreatur muß sterben. Wer aber sein Leben hingibt für die Sache, macht sein Sterben zur Tat. Ein solches Sterben ist schön, bei aller Grausamkeit, weil es nicht nutzlos ist“, schrieb Hermann Danz an Eva Lippold. Wie armselig ist gegenüber dieser sozialistischen Erkenntnis der Aberglaube an ein Leben im Jenseits. Der religiöse Mensch in seiner Angst macht sich etwas vor. Der sozialistische Kämpfer mit seinem Mut weiß, daß er seine Spuren in allen, die nach ihm kommen und ihm nacheifern, hinterläßt. Zu Staub sind sie geworden, aber ihr Feuer brennt weiter, solange Menschen leben werden. Was alles ist ihnen zu danken! Der Geist der Gemeinsamkeit, das Vorbild der Treue und nicht zuletzt die Zuversicht, die heute die deutsche Arbeiterklasse und ihre demokratische Republik erfüllen.

Viele wurden fünf Minuten vor zwölf hingerichtet. Sie wurden noch zur späten Stunde ermordet, damit sie fehlen, wenn die neue Zeit beginnt. Ihre Häsher und Schergen wußten, daß wir es ohne sie schwerer haben würden. Alle haben gerne gelebt, ja, sie haben das Leben inbrünstig geliebt. Gerade deswegen konnten sie nicht, wollten sie nicht Kreaturen der Knechtschaft sein. Einige hatten sich früh auf den Golgatha-Weg vorbereitet und ihn nicht gefürchtet. Andere waren, wie Thomas Mann es von sich sagte, nicht zum Martyrium geboren, aber durch ihre geistige Würde dazu berufen. Alle haben eher ihren Atem als ihr Gewissen aufgegeben. Deswegen leben sie im Gedächtnis der Gegenwart fort, deshalb bleiben sie Leitbilder für die Zukunft. Wenn ihre Nachfahren ihre Größe erreichen, brauchen sie nicht wie sie zu sterben.

Rose Nyland

AN EINEN TOTEN

Deutscher Widerstandskämpfer, erschossen am 24. März 1942

*Ich war noch ein Kind
als die Nacht
in der Du sterben solltest
mir auf meinen
Glauben
gelegt wurde
und wir schweigend die Stunde
erreichten.*

*Wir saßen verborgen
und maßen
Deine Sekunden.*

Und Dein Herz schlug noch.

*Einer sagte:
Er hat standgehalten –
Und dasieß
daß man Dir die Knochen
zerbrochen hatte.*

*Einer sagte:
Wir hätten ihn noch brauchen
können!*

*Und dann schwiegen wir
bis die Uhr schlug*

Viermal

*Wir wußten die Schüsse
fallen.
Schweigend.*

*Und auf meine weißen Kinderjahre
fiel brennend
ein Tropfen
Blut.*

*Aber
unwiderruflich blieb:
Er hieß Rudolph
Sein Leben ist
nicht verlorengegangen.*

*Und der Tropfen
von schwarzem Blut
auf meinen Kinderjahren
ist gewachsen
zum
Leuchten
über der Stirn
meines Kindes.*

KOMMUNISTEN

*Sind tausend Städte,
die die Nacht umschlingt
mit leisem Schlaf.
Die Straßen ruhn.
Ein helles Stimmchen weint.
Ein kleines Lied erklingt.
Ein Schritt verhallt.
Ein Motor singt.
Sind tausend Städte,
die die Nacht umschlingt.*

*Und überall sind irgendwo
ins Blau gehängt
die hellen Fensteraugen,
wie wachend
weil es rundum schläft.*

*Und überall hat irgendwo
ein Menschenhirn
den Schlaf verdrängt
und wacht
und liest
und denkt.*

*Und lernt von Marx
mit klarem Kopf zu streiten.
Von Lenin
in die Zukunft stürmisch schreiten.
Und denkt und formt
des nächsten Morgens Tun.
Für alle Städte,
die dem Tag entgegen
in tiefem schlafgelöstem
Frieden ruhn.*

Rudolf Leonhard

DIE GEGENWART DER REVOLUTION

*Streik! Hungersnot! Die Auslandstelegramme.
Matrosenmord! Wirtschaftszusammenbruch!
In Rußland schrieb Lenin ein neues Buch,
in Südamerika brennt Aufruhrs Flamme,*

*in Frankreich jubelt man zum roten Tuch.
Die Gegenwart zerbricht, die Gott verdamme.
Das Ungeziefer stirbt im Schicksalskammer.
Im Chaos röchelnd endet Zeitenfluch.*

*Schlimmer als Chaos war, was Ordnung hieß
und dumpfe Masse tief im Elend ließ –
jetzt Nacht um Nacht dröbn's massenhaft von Schritten.*

*Die Masse weiß, sie hat genug gelitten,
die Masse klagt nicht an, sie hört auf zu bitten,
die Masse nimmt, woraus man sie verstieß!*

1921

DIE WAFFE SEINER KUNST

70. Wiederkehr des Geburtstages von Friedrich Wolf

Den Namen Friedrich Wolf hörte ich 1945 zum erstenmal, als ich sechzehnjährig aus dem Kriege kam. Wenig später sah ich auch den, der diesen Namen trug; er unterhielt sich mit Menschen meines Alters über den „Professor Mamlock“. Ernsthaft ging er auf die Fragen der Jugendlichen ein; noch heute habe ich seine Stimme im Ohr, energisch, klar und warm zugleich, sehe ich ihn in einem karierten Hemd, sehe sein Gesicht. Wie er uns allen den Spiegel vorhielt, hatte er sich besonders ein Herz für die Jugend bewahrt. Jahre danach half ich als Lektor bei der Herausgabe seiner Gesammelten Dramen. Eines Tages ließ er, der nicht wußte, daß der Lektor mit dem Schriftsteller identisch war, sich zu mir führen, um mich zu meinen ersten Gedichten zu beglückwünschen. Er tat es nicht, damit ich mir etwas auf meine Versuche einbildete, sondern um zu ermutigen – der weltbekannte Dichter kam zu dem Anfänger, der über Sechzigjährige zu dem Springinsfeld.

Vor allem aus dem dramatischen Werk dieses Mannes habe ich viel gelernt, gelernt in den wichtigsten Fragen des Lebens und der Zeit. Wolfs Schauspiele, die revolutionäre Zielklarheit in spannender Handlung und pulsierendem Leben auflösen, die in hohem Maße politische mit künstlerischer Qualität, mit Theaterwirksamkeit verbinden, sind das Kernstück seines Werkes, das eine neue Epoche der deutschen Literatur begründen half. Ihnen ist auch das (zusammen mit Otto Lang und Manfred Nössig) von Walther Pollatschek verfaßte Buch „Das Bühnenwerk Friedrich Wolfs“* gewidmet, dem ich Anregungen für das Folgende verdanke und dem bei dieser Gelegenheit aufrichtige Anerkennung ausgesprochen sei. Mit Hilfe von Selbstzeugnissen aus Briefen und Artikeln gibt es gründliche Kommentare, eine umfassende Wertung von parteilichem Standpunkt. Vor allem klären theatergeschichtliche Bemerkungen, Bemerkungen zum Kulturkampf der Arbeiterklasse, Wolfs Bedeutung für das sozialistische Theater: die aus dem Ganzen hervorgehende Mahnung an unsere Bühnen, sich energischer dieser großen, vom Atem unserer Zeit durchwehten Dramatik anzunehmen, verdient nachdrückliche Unterstützung.

* Henschelverlag, Berlin 1958.

In den Dramen sind Stoffe wie der deutsche Bauernkrieg, das Jahr achtzehn, der antifaschistische Kampf unverlierbar in aufrüttelnde Kunst, in Fleisch und Blut umgesetzt von einem, dessen Wirken den revolutionären Arbeiterkampf von Jahrzehnten begleitete und mit seinem Leben eins war. Leidenschaftlich für die Durchsetzung historischer Notwendigkeiten kämpfend, Etappen der Tradition der nationalen Anstrengung gestaltend, die in unserer Republik fortlebt, ist Friedrich Wolf ein Bahnbrecher des sozialistischen Realismus in Deutschland und ein Vorbild für Generationen kommender Schriftsteller geworden.

Der Drang, aus der Enge der bürgerlichen Welt herauszukommen, kennzeichnete Wolfs Jugend. Schon der Schritt zur Medizin war eine tieferlebte Hinwendung zum Sozialen, zu praktischem Humanismus. Der Arzt, aus den Schützengräben des ersten Weltkriegs zurückgekehrt, wurde Mitglied des Zentralrats der sächsischen Arbeiter- und Soldatenräte – in den auf die Novemberrevolution folgenden Kämpfen verband er sich für immer mit der Arbeiterklasse. Die zu dieser Zeit entstandenen Bühnenstücke tragen noch den Stempel der Subjektivität und des Idealismus. Das bedeutendste unter ihnen, „Das bist du“ (1918), sieht nur in der geistigen Wandlung des einzelnen die Möglichkeit, „die Welt umzustürzen von oben nach unten, von unten nach oben“. Seine Grundlage bildet kein gesellschaftlicher Konflikt, sondern eine abstrakte Idee, die an abstrakten Figuren abgehandelt wird. Dennoch ist dort, ähnlich wie im Frühwerk von Becher und Brecht, ein auf das Leben und seine Veränderung gerichtetes Gefühl wirksam.

Mit dem „Armen Konrad“, geschrieben 1923, vollzog dann Wolf die beispielhafte künstlerische Wendung, wie sie sich bereits in einer solchen Absage an den Expressionismus angekündigt hatte: „Es ist Wahnwitz, Gestalten zu ‚erfinden‘ . . . Das Formgesetz des Dramas verlangt höchste Objektivierung; sonst geht es in Lyrismen und Ideenverkündung zuschanden.“ Vorläufer des deutschen Bauernkrieges wie den „Bundschuh“ und den „Armen Konrad“ in einem realistischen Drama gestaltend, warf er zum erstenmal die Frage der Einheit der revolutionären Kräfte und ihrer Entschiedenheit auf. Es war die Frage der Novemberrevolution. Am meisten hat mich immer wieder jener Höhepunkt in der inneren Entwicklung des Stückes beeindruckt, da Konrad erkennt, daß mit dem Klassegegner, dem Herzog, paktieren zu wollen, einen tragischen Irrtum bedeutete. „Geselln, wir han zuviel geglaubt, ich gesteh's . . .“ Den Zögernden und Zweifelnden, die im Augenblick höchster Gefahr nutzlos debattieren, bereit, „die große Sach“ einer nichtswürdigen Mehrheit zu opfern, schleudert er die Worte entgegen: „Es gibt keine Wahl! Wenn die Stiegen brennen, bleibt nur der Sprung aus dem Fenster! Springt in den Kampf, Geselln, oder die Balken werden euch erschlagen!“

Eine ähnliche Situation gibt es in den „Matrosen von Cattaro“. Dieses

Schauspiel zog rückblickend im Jahre 1930 noch einmal die Lehren aus den Ereignissen des Jahres 1918, und zwar nun vom Standpunkt einer zielklaren Führung der Massen, wie sie in diesen Jahren von der KPD – der Wolf seit 1928 angehörte – verwirklicht worden war. Auch hier wird Zögern und mangelnde Entschlossenheit den Aufständischen zum Verhängnis. Auch Franz Rasch, der Führer der meuternden Matrosen, scheut zunächst den Einsatz der Waffen und läßt es demokratischen Spielregeln zuliebe geschehen, daß der Matrosenrat der Entscheidung ausweicht. Aber er gibt sich von Anfang an keinen Illusionen über die Gegenseite hin, und der Aufstand scheitert letztlich daran, daß die Masse der Matrosen nicht weiß, was sie tun soll, und ihr die Organisation fehlt. Und nicht nur diese vertiefte Erkenntnis enthalten die packenden Szenen des Dramas, nicht nur die einer erneuten revolutionären Zuspitzung entspringende Aufforderung: „Kameraden, das nächste Mal besser!“, sondern auch eine klare Vorstellung von dem, was „danach“ sein wird. Es zeigt die ganz aus der Handlung entwickelte Weite des Ideengehalts, wenn Franz Rasch dem Fregattenkapitän antwortet: „Ja, wir sind im Unrecht, wie immer, wenn ihr die Macht habt, über uns Recht zu sprechen! Aber wenn wir gesiegt und die Macht haben, dann wird das Unrecht von gestern das Recht von heute sein!“

Unbestreitbar hat Friedrich Wolf mit den „Matrosen von Cattaro“ das erste bedeutende sozialistische Bühnenstück der deutschen Literatur geschaffen: die besten Traditionen des realistischen Theaters fortführend und in einer neuen Qualität aufhebend. War etwa schon in den „Webern“ Gerhart Hauptmanns nicht ein einzelner der Held, sondern die Menge, das Volk, so ist das hier ebenfalls und in viel tieferem Sinne der Fall. Im Gegensatz zum „Armen Konrad“, wo teilweise noch ein persönlicher Konflikt zwischen Konz und dem Herzog dominierte, steht in den „Matrosen von Cattaro“ eindeutig die Klasse als handelndes Element im Vordergrund. In dieser wiederum verschwindet der einzelne, der Sprecher und Führer, nicht wie weitgehend bei Hauptmann, sondern hebt sich ab und ist eins mit ihr in lebendigem Wechselspiel.

Wieder und wieder gestaltete Wolf die Größe des kämpfenden Volkes mit allen Widersprüchen, gestaltete er die Kraft der um die Macht ringenden unterdrückten und ausgebeuteten Schichten. Ob in dem 1928 entstandenen Schauspiel „Cyankali“, das kein medizinisches und kein „allgemein menschliches“, sondern ein soziales Problem mit realistischen Mitteln bewältigte, oder in dem nach China verlegten, die chinesische Entwicklung antizipierenden Lehrstück „Tai Yang erwacht“ (1930), immer wies er an typischen Gestalten und Konflikten nach, „wie man kämpfen soll und kämpfen muß“.

In der über die Bühnen der ganzen Welt gegangenen Tragödie von dem

Arzt und Juden Mamlock, dessen kleinbürgerliche Arglosigkeit und politische Blindheit mit der Wirklichkeit des Faschismus konfrontiert wird, hat er 1933 zum Widerstand gegen das „dritte Reich“ aufgerufen und dem antifaschistischen Widerstandskampf der Kommunisten zugleich ein Denkmal gesetzt.

Der Dichter des „Professor Mamlock“ gehörte zu jenen, die nie, auch in den schlimmsten Tagen des Krieges nicht, am deutschen Volk und an der Möglichkeit verzweifelten, daß es mit dem Faschismus selber Schluß machen könnte. Er glaubte an Deutschland, so, wie er an Frankreich glaubte, als dessen Regierung ihn im Camp du Vernet interniert hatte und er gerade dort sein Drama über die französische Revolution, den „Beaumarchais“, schrieb. Darum war besonders auch er in der Nachkriegszeit berechtigt, seine Heimat nach Schuld und Sühne zu fragen und mit schonungslosen Stücken wie „Was der Mensch sät“ und „Wie Tiere des Waldes“ auf konsequente Abkehr vom Faschismus, auf den Bruch mit der Vergangenheit zu dringen. Keiner hat dabei wie er die Not einer mißbrauchten und irregeleiteten Jugend verstanden. Friedrich Wolf ging aber auch bei der Lösung der unserer Literatur gestellten Aufgabe voran, Probleme der Entwicklung unter den neuen Verhältnissen in der Deutschen Demokratischen Republik zu behandeln. Die 1950 geschriebene Komödie „Bürgermeister Anna“, die in einem Dorf nach der Bodenreform spielt, zeigt an einer burlesken Idee, wie sich das Volk der eroberten Macht zu bedienen lernt, wie das neue Leben „überall wie von einer starken Kraft aus der Erde herausdrängt“ und, bereits unüberwindlich, das Gestrige zum Aussterben verurteilt.

Ein dreiviertel Jahr vor seinem Tode, im Winter 1952/53, beendete Wolf sein letztes großes Drama, den „Thomas Münzer“. Einen lang gehegten Plan verwirklichend, griff er noch einmal das Thema des deutschen Bauernkrieges auf. In Goethes „Götz von Berlichingen“ wie in Hauptmanns „Florian Geyer“ waren Vertreter des niederen Adels als die Helden dieser Periode dargestellt worden. Wolf dagegen hatte schon im „Armen Konrad“ die Bauern selbst in den Mittelpunkt gerückt; dasselbe tat er im „Thomas Münzer“, indem er veranschaulichte, wie der Prediger von Allstedt von der Bewegung der Bauern getragen und weitergetragen wird. Darüber hinaus aber machte er nun die gesamt nationale Bedeutung jener bäuerlich-plebejischen Erhebung deutlich, die im 16. Jahrhundert die Frage der Einigung Deutschlands von unten, das heißt auf demokratischem Wege, auf die Tagesordnung setzte. Das Schauspiel ist von tiefer historischer Wahrheit erfüllt, etwa auch im Sinne der Konzeption Münzers, die in erster Linie eine theologische war und erst als solche, als „theologische Ketzerei“, zum politischen Programm wurde. Aus der historischen Parallele allein ergibt sich die Aktualität des Stückes heute, da wir vor der Aufgabe stehen, die demokratische Wiedervereinigung Deutschlands durch Beschleunigung des sozialistischen Aufbaus bei uns zu

erleichtern und herbeizuführen. Im Gegensatz zu heute mußten die Pläne Münzers, die nach Engels „die Antizipation des Kommunismus in der Phantasie und der bürgerlichen Revolution in der Wirklichkeit“ waren, an der objektiven Zurückgebliebenheit der deutschen Verhältnisse wie der revolutionären Bewegung selbst scheitern. Die Worte, die Münzer vor seiner Hinrichtung spricht, sind ein Hinweis auf unsere Gegenwart und zugleich ein Vermächtnis auch des Dichters: „... möget ihr Werkleut euch zusammentun ohn Arglist, aber in Treue zueinander und in festem Gehorsam vor der großen Sach ... mit allen, die Fürchterliches sahen, doch die Furcht vergaßen ... auf daß der Regenbogen dereinst sieghaft auf dem Banner leuchte und den Himmel zur Erde bring ...“

Die Novemberrevolution auf die Bühne bringend, hat Friedrich Wolf an sie den Maßstab der sozialistischen Oktoberrevolution in Rußland, den Maßstab Lenins angelegt. Mit dem Bauernkrieg hat er die revolutionäre Tradition des deutschen Volkes wachgerufen und für die Gegenwart fruchtbar gemacht. In diesem Sinne Lehren der Geschichte gestaltet und auf unsere Zeit und unser Land angewendet zu haben, ist sein besonderes künstlerisches Verdienst.

Zum vollständigen Bild des Künstlers, des Kämpfers und Arztes gehören aber untrennbar seine Prosa und seine Lyrik, die seine reichen Ausdrucksmöglichkeiten zeigen. Ans Herz gewachsen sind mir die Erzählungen, Meisterwerke ihrer Art, bei deren erneuter Lektüre ich an eine Äußerung Lion Feuchtwangers denken mußte, daß eine große Liebe durch alles gehe, was Friedrich Wolf geschaffen habe. Da ist die lichtdurchströmte, menschlich fein abgestimmte Geschichte von „Lucie und dem Angler von Paris“, in der ein interessantes Problem des Künstlertums unserer Tage aufgeworfen wird. Da ist der erschütternde Nekrolog auf den Internierten „Jules“, im unverlierbaren Glauben an den Menschen auf eine – nicht zufällige – Geistesverwandtschaft mit Gorki deutend. Und da sind die wahre Liebe zum ersten Land des Sozialismus verratenden Berichte der „Sieben Kämpfer vor Moskau“, ein Heldenepos, welches nicht nur eindrucksvolle Kampferelebnisse schildert, sondern auch den menschlich-moralischen Hintergrund zeichnet, aus dem der Widerstand und die Kraft der Sowjetvölker im zweiten Weltkrieg erwachsen.

Versklänge wie das hymnische „Denn der Mensch ist es, der jede Glocke bewegt“ oder das bescheidentliche „Verzeiht, daß ich ein Mensch bin“ – auch sie sind Wolf, und gerade das Zarte, Lyrische, liebend Menschenfreundliche, das zittert um „alles Schöne, dem alle Gefahr nahe ist“, floß ein in sein mitreißendes Kämpfertum. Der Humanismus Friedrich Wolfs ist den in dieser Zeit einzig realen Weg gegangen, den Weg der Tat und des Kampfes für eine bessere Welt, den opferreichen, aufsteigenden Weg der Arbeiterklasse. *Ihr*

als dem Vortrupp der Nation, der Bewahrerin der Kultur hat er seine Kunst als Waffe in die Hand gegeben, seiner eigenen 1928 aufgestellten Maxime folgend, wie sie ausgedrückt ist:

Fordert *euer* Leben, *eure* Spiele; schaffe
Sie dir selbst, Prolet!
Kunst ist Waffe!

Friedrich Wolf

DER SOLDAT GOTTES

Entwurf zu einem Film (1939)

Personen: WENDT, Frontoffizier im Weltkrieg, dann Leutnant im Freikorps „Lützow“, Arbeiter auf einer Soldatensiedlung, Werkstudent, Pfarrer, KZ-Insasse. TÜMMLER, Bataillonskamerad von Wendt, dann SS-Führer. HARTMANN, Major im Felde, später General in Nazideutschland, konservativ. BULLERJAHN, Pfarrer, Wendts Amtsbruder, im Felde Etappenoffizier, dann „Deutscher Christ“. MÜNZNER, im Felde Gefechtsordonnanz, dann Bergarbeiter, Siedler, Arbeitsdienstler. LISA, Wendts Frau.

Bataillonsunterstand vor Verdun (1916). Im engen Gefechtsbunker Major v. Hartmann mit Artilleriebeobachter Leutnant Tümmeler und Gefechtsordonnanz Münzner, Telefonisten. Sie jagen Nachrichten über den Sturm auf den Douaumont, daneben: „Verbindung zum rechten Nachbarbataillon abgerissen. Leutnant Wendt schwerverwundet.“ – Münzner muß die Verbindung zum rechten Abschnitt herstellen: Wo liegt rechtes Bataillon? Wie weit vorgerückt? Es ist ein früher Morgen im April, kaum etwas zu sehen vor Nebel und Pulverdampf. Münzner findet den Leutnant Wendt mit einem Brustschuß in einem Granattrichter; er stellt die Verbindung her zum Bataillon, schafft den Leutnant durch das Artilleriefeuer, wird selbst dabei verwundet; jetzt stützt Leutnant Wendt den Münzner; so kommen beide in den Gefechtsstand des Bataillons, wo sie zusammenbrechen. Der Major empfängt von Münzner noch die Meldung, ehe er ohnmächtig wird. Wie man Wendt verbinden will, sieht man, daß er eine schwarzweißbrote Kriegsflagge um seine Brust gewickelt hat, die er als erster auf dem Fort hatte aufpflanzen wollen.

Fabrikmauer in einer Arbeiterstadt Deutschlands (1920). Kapp-Putsch: Eine Anzahl Gefangene. Arbeiter, einige leichtverwundet, werden von einem

Kommando des Freikorps „Lützow“ herangeführt und vor die Mauer gestellt. Es kommen im Gespräch die beiden Kriegskameraden Leutnant Tümmeler und Leutnant Wendt, beide jetzt „Lützower“; sie tragen den Totenkopf als Freikorpsabzeichen auf dem Stahlhelm. Ein Unteroffizier meldet Wendt: „Herr Leutnant, Kommando angetreten! Alles fertig!“ Wendt geht mit Tümmeler die Reihe der gefangenen Arbeiter entlang; plötzlich sieht er ein bekanntes Gesicht: Münzner, seine Ordonnanz, der ihn bei Verdun aus dem Feuer getragen hat! Wendt inszeniert ein erneutes Verhör; er entläßt die Arbeiter wegen Mangels an Beweisen. Heftiger Zusammenstoß Wendts mit Leutnant Tümmeler, der diese „seltsame Milde“ melden wird.

Der ehemalige Major v. Hartmann ist nunmehr Oberst; er ignoriert die Meldung Tümmelers, schätzt Wendt zu sehr als ehrlichen Soldaten. Wie er jetzt dem Freikorps seinen Dank abstattet und die Offiziere des Freikorps in die reguläre Truppe übernommen werden sollen, weigert sich Leutnant Wendt, die Fahne der Republik zu grüßen. Er muß seinen Dienst quittieren.

Soldatensiedlung in der Heide (1921). Der ehemalige Leutnant Wendt hat einen Teil seiner alten Kompaniekameraden, die jetzt Erwerbslose sind, zusammengerafft. Sie haben an Stelle ihrer Kriegsbeschädigtenrente Siedlungsland erhalten und beginnen auf Grund der „produktiven Erwerbslosenfürsorge“ mit geringer Unterstützung der Regierung im wildesten Moorgebiet der Lüneburger Heide ein Stück Erde urbar zu machen. Wendt selbst schuftet mitten unter ihnen als Landarbeiter. Auch Mädel und Frauen helfen ihnen. Sie haben eine Montessorischule eingerichtet für die Waisen der gefallenen Kameraden. Lisa, ein kräftiges Mädel, leitet diese kleine Schule. Sie ist Lehrerin. – Eines Tages kommt der Befehl der Regierung, die Siedlung sofort zu räumen. Das ganze Gelände soll ein Truppenübungsplatz werden. Zu der Regierungskommission gehört auch Oberst v. Hartmann. Scharfe Auseinandersetzung zwischen Wendt und v. Hartmann. Wendt: „Wir lassen uns nicht länger hin- und herschieben! Wir werden diese Stellung hier halten bis zum letzten Mann!“ Hartmann will nicht gegen die alten Soldaten vorgehen, will sie nicht von dem Siedlungshof treiben. Aber Oberleutnant Tümmeler, der seinen früheren Kameraden Wendt haßt, findet von sich aus einen Weg. Mit Hilfe eines Provokateurs läßt er falsche Nachrichten unter den Siedlern austreuen. Die Höfe seien verkauft. Oberst v. Hartmann halte den Zwangs-räumungsbefehl aufrecht; morgen werde der Befehl ausgeführt. Die verzweifelten Siedler stecken zwei ihrer Höfe in Brand. Jetzt muß das „Kommando Tümmeler“ eingreifen. Es kommt zu einem kurzen Kampf. Die Siedlergruppe muß die Gegenwehr aufgeben, da Lisa ihnen zuruft, daß die Schule im Maschinengewehrfeuer der Angreifer liegt und daß die Kinder in Gefahr sind. Die alten Soldaten werden von den jungen schwerbewaffneten Tümmeler-

Leuten gefangengenommen, niedergeschlagen und gefesselt. Auch Wendt steht jetzt gefesselt, abgerissen mitten unter den anderen alten Soldaten und Arbeitern, als Oberleutnant Tümmler kommt und sich „die Strecke“ ansieht. Er hält vor Wendt. Während er seine Reitpeitsche in den Stiefelschaft steckt, meint er zu Wendt: „Natürlich, Sie mußten logischerweise da enden, bei den Roten.“ – „Ich bin kein Roter!“ sagt Wendt. – „Auch noch ein Feigling bist du!“ – „Wenn ich die Hände frei hätte“, Wendt schaut seinen Gegner an, „würdest du . . . Held das kaum sagen!“ – „Was würdest du, was?“ Tümmle ihm die Faust ins Gesicht. „Was würdest du?“ – „Du Schuft!“ Lisa, die dabeistand, springt jetzt gegen den Oberleutnant; sie wird von den „Wiking“-soldaten zurückgerissen. „Laß nur, Lisa“, sagt Wendt in eisiger Wut und rückt mit seinem kantigen Schädel gegen Tümmler vor: „Schlag doch weiter, du Held, schlag doch weiter!“ Tümmle: „Fühlst dich wohl als Christus hier, als Lumpenchristus?“ Zieht seine Handschuhe wieder an.

Gefangenzelle (1921). Wendt in Einzelhaft. Ein alter Wärter bringt ihm Graupensuppe (den „blauen Heinrich“), legt ein Stückchen Papier, so groß wie ein Trambahnbillet, auf seinen Klosettkübel „zur Bedienung“. – „Gib’s denn nichts zum Lesen?“ fragt Wendt, „kein einziges Buch?“ – „Nein.“ – „Gar nichts? Wirklich nichts zum Lesen?“ fragt Wendt noch einmal den alten Wärter. – „Höchstens die Bibel, wenn Sie die wollen?“ Wendt sitzt über einem Buch, er liest und liest. Noch im Halbdunkel unter dem letzten Tageslicht, unter dem Gitterfenster liest er in der Apostelgeschichte: „Und ich sage euch, ihr sollt euch nicht fürchten vor der Macht der Menschen!“ Er spricht leise die Worte nach.

Portierstube in einem kleinen Hotel (1923). Wendt hat das Theologiestudium begonnen; er bekam von Lisas Vater, einem Kassenarzt, einen gewissen Zuschuß. Jetzt aber während der rasenden Inflation ist das nicht mehr möglich; er studiert tags und verdient sich nachts sein Geld als Nachtportier, als „Werkstudent“. Die mannigfachsten Typen lernt er so kennen, Hochstapler, Verzweifelte, Schieber, auch politische Schwerverdiener, im Taumel des Geldes und der Macht . . . und er muß nachts gegen den Schlaf kämpfen, studieren. – Lisa ist in demselben Hotel Stubenmädel. Sie ist Wendts Frau geworden und erwartet von ihm ein Kind. Aber sie muß sich oft der Zudringlichkeit der Gäste erwehren. Sie flüchtet zu Wendt, der einen der sie bedrängenden Kavaliers mit einem trockenen Kinnhaken zu Boden streckt; dann studiert er weiter: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel . . .“

Pfarrhaus in einer Kleinstadt (1930). Jahre vergingen. Der frühere Leutnant ist jetzt Pfarrer in einem Städtchen am Rhein. Lisa als Pfarrersfrau wirt-

schaftet in ihrem Pfarrgarten. Ihre beiden vier- und fünfjährigen Jungen helfen ihr, Reisig in die Erbsbeete zu stecken. – Zu Wendt kommen oft alte Kriegskameraden, manche Erwerbslose, da es sich herumgesprochen hat, daß er gern hilft. Auch alte Landstreicher und Ganoven machen sich das zunutze. Wendt stellt sich, als merke er's nicht, gibt ihnen, überführt sie aber dann mit Witz. Dabei erheben alle Anspruch auf Christus, besonders die Bettler und Vagabunden. – Mitten in eine solche Szene schneit ein feierlicher „Amtsbruder“ aus der Großstadt hinein, der Pfarrer Bullerjahn, der schon im Felde Pfarrer war: die Paulusgemeinde von B. lasse anfragen, ob Wendt die freigewordene Stelle dort übernehmen wolle? Wendt wehrt sich zuerst, vor allem auch Lisa. Aber Bullerjahn schildert ihm das Elend und die „Gottverlassenheit“ der Großstadt mit so bewegten Worten (gerade dort verlaufe heute „die Front“), daß Wendt sich mit einer Probepredigt in B. einverstanden erklärt. Bullerjahn sagt, es sei höchste Zeit, den „deutschen Gott“ wieder zu erwecken!

Es kommt in Wendts Amtsstube auch ein Pärchen, das heiraten will. Der junge Mann mit Naziabzeichen am Rock ersucht den Pfarrer um einen „echt deutschen Trauspruch“ bei der Feier. Wendt fragt den jungen Mann, ob er vielleicht nicht selbst einen geeigneten Spruch vorschlagen könne. Der Nazi hält diesen für geeignet: „Der Väter Segen baut den Kindern Häuser.“ Wendt lächelt und meint, das sei einer der Sprüche Salomons; aber vielleicht wisse die junge Braut einen besonders schönen Spruch. Die junge Frau überlegt einen Moment und nennt diesen: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen.“ Der sei ebenfalls aus dem Alten Testament, aus dem Buch Ruth, belehrt Wendt die Nazibraut. Lachend erzählt Wendt nachher diese kleine Sprechstundenepisode seiner Frau. Er nimmt das Ganze nicht ernst.

Die Probepredigt in der Pauluskirche. Bullerjahn stellt Wendt in B. vor allem als den „Kriegskameraden Leutnant Wendt“ vor. Nach Wendts Probepredigt, die begeistert aufgenommen wird, läßt Bullerjahn anstimmen: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“, und zwar mit Trommelwirbel in die Orgelbegleitung hinein. Wendt meint, der Trommelwirbel gehöre wohl doch nicht hierher. Hinter der Orgel steht eine Abteilung der Hitler-Jugend, die auf Kommando Bullerjahns den Trommelwirbel exekutierte. – Generalmajor v. Hartmann begrüßt Wendt.

Die Fabnenweibe. Wendt in der Großstadt (1936). Wendt ist in B. ein berühmter Kanzelredner. Er trägt, nachdem „Deutschland wieder zu Ehren gelangte“, auch wieder das EK I auf seinem Pfarrgewand. Dies EK I ist Bullerjahns ganzer Schmerz, da er selbst – obschon Hauptnazipfarrer und Wortführer der „Glaubensbewegung der deutschen Christen“ – diese Aus-

zeichnung nicht besitzt. Er, Bullerjahn, ist dafür ein echter „Deutschgläubiger“, mit Einschlag ins „Neuheidentum“. Es kommt öfters zu lebhaften, vorerst privaten Diskussionen zwischen ihm und Wendt, weil er – streng nach Rosenberg – nachweist, daß Christus kein Jude gewesen sei, sondern ein Mecklenburger, daß Christus nicht aus Nazareth stamme, sondern aus Mecklenburg-Strelitz, daß Christus mit den Wikingern nach Phönizien und Palästina fuhr, um dorthin die germanisch-arische Kultur zu bringen. – Als eine Weihe der Fahnen der neugeschaffenen Regimenter stattfinden soll, ersucht Generalmajor v. Hartmann den alten Kriegskameraden, den Pfarrer der Pauluskirche, den „Leutnant Wendt“, diese Fahnen, die die Namen der alten Regimenter tragen, zu weihen. Alle sind bei dieser Feier: auch Tümmler, der inzwischen zum Oberst und SS-Gruppenführer avanciert ist. Wendt spricht über das Thema: „Wohl dem, der sein Leben hingibt für seine Freunde!“ Aber es kommt kein Satz darin vor von dem „gottgesandten“ Führer, der „auch heute unserem Volk beschert“ wurde. Die Predigt hat dennoch große Wirkung. Und es erscheinen in der Sakristei General v. Hartmann, um zu danken, dann auch Bullerjahn und Tümmler. Tümmler meint, es seien zuviel Sprüche aus dem „Judenevangelium“ darin gewesen, zuviel Zitate des „Rabbiners Paulus“. Wendt: „Nanu, wer war denn Christu?!“ Der Generalmajor will das Gespräch ablenken. Aber jetzt sekundiert Bullerjahn: Die neuen Rasseforschungen hätten aus den Gemälden festgestellt, daß Christus einen ausgesprochenen Sachsenschädel besitze. Wie Tümmler nun provoziert, daß dies allerdings nur ein reinblütiger Deutscher verstehen könne, und Wendt sich diese „Wikingerscherze“ verbittet, wirft Tümmler ihm seine „rote Vergangenheit“ vor und verlangt, daß Wendt sein EK I ablege. Nur mühsam kann General v. Hartmann dies verhüten. – Lisa kommt, bittet zum Essen im Pfarrhaus. General v. Hartmann atmet erleichtert auf, bietet der Frau Pfarrer den Arm.

Im Pfarrhaus. Das Festessen. Vor der festlich gedeckten Tafel bloß Wendt, Lisa und der General, der plötzlich furchtbar unruhig wird. Was denn los sei? Er wolle schnell einmal sehen, wo die anderen Herren bleiben. Wendt will das Mädchen schicken, aber der General besteht darauf, selbst zu gehen. Er geht. Man wartet. In der Küche sitzen ein Dutzend Bettler und Arbeitsdienstler, denen schon seit einer Viertelstunde das Wasser im Munde zusammenläuft, sie fangen heimlich an, fischen sich kleine Klöße aus der riesigen Suppenterrine, puhlen sich ein paar Rosinen aus dem Kuchen, haben so ihre eigenen Ansichten über das Ganze. – Oben wartet man noch immer auf den General und die anderen, die nicht kommen. Da geht Wendt die Geduld aus. Als er aus der Küche unten „Volksgemurmel“ hört, rennt er hinunter und holt sich das Dutzend Bettler, alte Kriegskameraden und Arbeitsdienst-

ler, die gerade herauskamen, zu Gast, darunter auch den Münzner und einige aus der Moorsiedlung, die von der Festpredigt des „Leutnant Wendt“ gelesen hatten und ihren alten Freund mal „vornehm reden“ hören wollten. Aber Wendt ist weder der feierliche Pfarrer noch der Kriegsleutnant. Er legt sein EK I ab; er ist ein Mensch unter Menschen, ein Kamerad unter seinen alten Kameraden. Sie essen, sie trinken, sie erzählen einander die alten Geschichten, sie singen die alten Lieder. Lisa, der erst die Tränen kamen bei dem mißlungenen Festmahl, wird mitgerissen. Es ist ein fröhliches Gastmahl. – Da hagelt eine SS-Patrouille hinein. „Herr Pfarrer Wendt wird gebeten, uns zu folgen!“ Die „alten Jungens“ von Verdun und vom Moorhof umringen ihn. „Gib uns noch einmal ein Kommando, Wendt!“ – Aber er verzichtet. „Ihr werdet noch von mir hören!“ – „Als Pfarrer?“ – „Als Soldat Gottes.“ – „Aber wir . . . was sollen wir denn tun?“ fragt Lisa und hält ihn noch einmal. – „Vieles gibt es jetzt zu tun“, sagt er „aber mit einem muß man anfangen; und dies eine heißt: Sich nicht fürchten! Sich nicht fürchten vor der Lüge und Macht dieser Menschen!“ – „Vorwärts!“, sagt der SS-Scharführer, und weiß kaum, was er sagt, während das SS-Kommando Wendt abführt.

Werner Lindemann

WESTDEUTSCHE MARGINALIEN

AM MITTAG

*bat der Generaldirektor
mit rubiger Hand
die Entlassung des Kommunisten unterzeichnet.
Jetzt beugt er sich über den Börsenbericht.
Die Zeitung zittert in seiner Hand.*

EIN PASTOR

*wettert
gegen die unchristliche,
von der Technik verdorbene Menschheit.
Er spricht in ein Mikrophon.*

DIE HÄNDE FALTEND

*bittet der Pastor um Gottes Segen
zum Kampf
gegen die bösen Ideen des Kommunismus.
Vor ihm sitzen alte Frauen.*

DER ALTE MANN UND DAS PFERD

„Die Pferde witterten, was kam.“

Er ist alt geworden und dabei der Alte geblieben – das zeigt Ernst Jünger in seinem letzten Buch „Gläserne Bienen“. Es nimmt fast alle Leitmotive seiner früheren Veröffentlichungen wieder auf, bringt einige Variationen hinein und komponiert das Ganze als eine Art Großen Abgesang. Jünger wäre aber nicht Jünger, wenn er eine mutige Selbstkritik gäbe; er zeichnet sich vielmehr so, wie ihn die anderen sehen sollen. Interessant werden die „Gläsernen Bienen“ nur dadurch, daß Jünger in einer scheinbaren Generalbeichte gleichzeitig den Weg einer gesellschaftlichen Schicht spiegelt, die in den letzten fünfzig Jahren eine besonders unheilvolle Rolle gespielt hat: den Weg der deutschen Militärkaste. Sein Buch demonstriert, wie sich das deutsche Offizierskorps durch alle politischen Veränderungen hindurch zu behaupten wußte und wie es sich auch den modernen Bedingungen eines amerikanischen Oberbefehls anpaßt.

Eine reaktionäre Utopie

Was auf den einhundertachtzig Seiten passiert, ist schnell erzählt.

Jünger führt sich ein als ehemaliger Leichter Reiter, der heutzutage kein rechtes Fortkommen findet. Ein ehemaliger Kamerad namens Twinnings vermittelt ihm eine Unterredung mit Zapparoni, dem Chef eines Superkonzerns. Dieser braucht für gewisse dunkle Geschäfte einen zuverlässigen Mann, rücksichtslos, ohne moralische Hemmungen. Die nötige Prüfung – ein Abenteuer mit Robotern, eben den gläsernen Bienen – besteht der Leichte Reiter aber nicht. Dennoch führt eine anschließende Unterredung zur Anstellung, allerdings in einer niederen Position. Jünger verläßt Zapparoni einigermaßen zufrieden: Nun kann er seiner Frau Theresa doch noch das neue Kleid kaufen. Eingebettet in diese etwas dürftige Rahmenhandlung ist dann die Hauptsache: die Rückblendungen, die über den Weg des Autors vom Kriegsschüler vor dem ersten Weltkrieg bis in Zapparonis Werk berichten. Etappen sind der erste Weltkrieg, die Niederlage, Landsknechtsdienste im Baltikum und in „Asturien“, Spezialistendienste bei der „Panzerabnahme“ und Ausbildung der Jugend für den zweiten Weltkrieg; nach der

erneuten Niederlage Spruchkammerv Verfahren und das traurige Dasein eines Spezialisten, den die Entwicklung überholt hat und der zu nichts Rechtem mehr zu brauchen ist.

Das alles ist in einer Form vorgetragen, die Jünger schon im „Arbeiter“ und in „Heliopolis“ verwendet hat: in der Form einer reaktionären Utopie. Die Gegenwart, von der Jünger spricht, ist eine Welt völliger Automatisierung. Für alle Verrichtungen haben die Menschen Roboter. „Von gewissen Ausnahmen abgesehen, lag ihre obere Grenze bei der Größe einer Wassermelone, während sie nach unten ins Winzige gingen und an chinesische Kuriositäten erinnerten. Dort wirkten sie wie intelligente Ameisen, aber immer noch in Einheiten, die als Mechanismen, also nicht etwa auf eine rein chemische oder physikalische Weise arbeiteten.“

Bis auf diese Roboter Zapparons ist die Welt der „Gläsernen Bienen“ aber die der Mitte des 20. Jahrhunderts. Neben den Robotern existieren noch Autos, Lokomotiven, Gas-, Licht- und Wasserwerke und andere Einrichtungen der „Werkstättenlandschaft“. Dadurch kommt es ständig zu Vexierbildern, die eine Utopie vortäuschen, sie aber immer wieder aufheben.

Aber nicht in dieser Inkonsistenz besteht der reaktionäre Charakter der Utopie Jüngers, sondern in seiner Abstraktion von den Produktionsverhältnissen, von den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die Automatisierung durchgeführt wird. Bei ihm ist stets nur von der Technik, vom Produktionsprozeß die Rede, dieser allein wird als entwicklungsfähig angesehen. Weil aber Jünger als bürgerlicher Ideologe die besonderen historischen Bedingungen der Produktion nicht erkennen kann, verquickt er die neue Technik mit den heute schon historisch überholten kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Zapparoni, das personifizierte „Big Business“, ist kraft seiner wirtschaftlichen Macht der Herr der Welt. Damit wirft Jünger die heute schon entschiedene Frage gar nicht auf: daß die Automatisierung, die „zweite industrielle Revolution“, nur unter sozialistischen Produktionsverhältnissen möglich ist. Durch seine Unterstellung suggeriert Jünger dem Leser, der Kapitalismus sei die ewige Form, in der die Menschen produzieren; die Zukunft erscheint als eine Welt des Super-Imperialismus. Von der Grundfrage unserer Epoche lenkt Jünger ab, er verdeckt den Inhalt der Kämpfe unserer Zeit: den Übergang zur klassenlosen Gesellschaft, zum Kommunismus.

Fetisch Nr. 1: Die Technik

Jünger faßt den Produktionsprozeß nicht von seiner lebendigen, menschlichen, sondern von der toten Seite her, von den Produktionsmitteln: als abstraktes, mit eigener Kraft begabtes mystisches Wesen, als „Technik“.

Seine Stellung zur Technik hat sich im Lauf der Jahre gewandelt. Ursprünglich predigte er, von der Absicht besessen, die Niederlage von 1918 ungeschehen zu machen, die „Totale Mobilmachung“. Sie sollte sich sogar „auf das Kind in der Wiege“ erstrecken. Jünger sah ihr Wesen darin, alle Energien einer Nation den Forderungen des Krieges unterzuordnen, und zwar schon im Frieden. Der ideale Soldat war für ihn der Tötungsspezialist, versiert in der Bedienung kompliziertester Massenvernichtungsmaschinen, dabei empfindungslos und ohne kontrollierendes moralisches Bewußtsein. Damals bejahte er die moderne Technik, weil sie für ihn Ausdruck des Grundzuges unseres Zeitalters war und ihre Meisterung allein die prophezeite „planetarische Herrschaft“ garantierte.

Doch als die Faschisten dann praktizierten, was ihr intellektueller Wegbereiter gefordert hatte, war es ihm nicht recht (hier ist nicht der Ort, auf die Ursachen des Zerwürfnisses zwischen Jünger und der NSDAP einzugehen; sie liegen in der Richtung der Offiziersrevolte vom 20. Juli). Mit dem Näherrücken der erneuten Niederlage derselben militaristischen Kreise, mit ihrer völligen Diskreditierung bei Kriegsende und danach schlug auch Jüngers Stimmung um. Nach dem ersten Weltkrieg hatte er die Technik zwar als dämonisch angesehen, sich aber ihrer Dämonie lustvoll in die Arme geworfen. Nun wurde sie das böse Prinzip schlechthin.

Schon sein umstrittenes Friedensmanifest, dann „Heliopolis“, vor allem aber das „Sanduhrbuch“ und die Studie über den feudalen Gegenrevolutionär Rivarol versuchten, die Misere, in die die herrschenden Kreise Deutschland hineingestoßen haben, aus dem Überhandnehmen der Technik zu erklären. In den „Gläsernen Bienen“ ist es nicht anders. Die Roboter werden zum Symbol des Bösen in der Gegenwart; Jünger setzt sie den Pferden entgegen als dem Symbol der guten alten Zeit. Die Technik ist für Jünger der Widersacher der Natur, ja der Widersacher des richtigen Lebens, ein Dämon, der ihn aus dem moralischen Gleichgewicht bringen will: „Menschliche Vollkommenheit und technische Perfektion sind nicht zu vereinbaren. Wir müssen, wenn wir die eine wollen, die andere zum Opfer bringen. (...) Die Furcht, aber auch die Begeisterung, die uns der Anblick perfekter Mechanismen mitteilt, ist das genaue Gegenstück zu dem Behagen, mit dem uns der Anblick des vollkommenen Kunstwerkes beglückt. Wir spüren den Angriff auf unsere Intaktheit, auf unser Ebenmaß.“

Niemand leugnet, daß mit der Entwicklung der letzten zweihundert Jahre ein moralischer Verfall bestimmter Schichten im Kapitalismus – nämlich der herrschenden – verbunden ist. Aber dafür die Technik verantwortlich machen, ist pure Ignoranz. Das „Kommunistische Manifest“ hat die wahren Ursachen dieser Entwicklung aufgedeckt, und durch die Arbeiterbewegung sind sie in das Bewußtsein von Millionen übergegangen: Es sind die kapitalistischen

Produktionsverhältnisse, die den technischen Fortschritt mit Elend und moralischem Verfall koppeln. Soll die moderne Technik dem Menschen Freiheit und ein hohes moralisches Verhalten bringen, dann muß der Kapitalismus beseitigt, dann müssen die Produktionsverhältnisse dem Charakter der Produktivkräfte angeglichen werden.

Fetisch Nr. 2: Die Macht

Ein ähnlicher Fetisch wie „die Technik“ ist für Jünger „die Macht“. Bereits in den zwanziger Jahren trieb er seine Gesinnungsgenossen in den Reihen der schwarzweißbroten Reaktion immer wieder an, die Macht zu erobern, sie für die totale Mobilisierung auszunutzen und den nächsten Krieg vorzubereiten. Macht, wie er sie verstand, war niemals Volksherrschaft, nicht einmal bürgerliche Demokratie. Sein Ideal von Staat und Macht lag immer in der Nähe von Führertum und Militärdiktatur. Es bedeutete stets Unterdrückung der Massen; die Demokratie haßte er „wie die Pest“.

Dabei betrachtete er die Macht immer losgelöst von ihren gesellschaftlichen Grundlagen; sie schien ihm nur im Apparat der militärischen und polizeilichen Gewalt verkörpert. Daß die Staatsgewalt von der ökonomisch herrschenden Klasse ausgeübt wird – davon liest man bei Jünger nichts. Der Kampf um die Macht ist für ihn ein mehr oder weniger gefährliches Spiel großer Demagogen, ein Ringen hervorragender einzelner, mehr oder weniger klug, brutal, geschickt. Das ist der Blickwinkel des Militärs, einer Kaste, die sich in der bürgerlichen Gesellschaft weitgehend verselbständigt und die verschiedensten Wechsel bürgerlicher Regierungen und Staatsformen übersteht.

Deshalb verband sich für Jünger die Frage der Macht immer mit zwei Aufgaben: erstens den herauszufinden, dessen Charisma ihn als von der Vorsehung erwählten Führer kennzeichnete, und zweitens möglichst umfassend in die Schachzüge und Kniffe einzudringen, die nach seiner Ansicht die großen Demagogen benutzen, um die Massen zu lenken. Noch in den „Gläsernen Bienen“ schreibt er, ganz im Geiste des „Mythos des XX. Jahrhunderts“:

„Ich hatte im Leben einige Begegnungen mit bedeutenden Männern gehabt. (...) Es können Männer sein, deren Name sich in jeder Zeitung findet, aber auch gänzlich Unbekannte, sie können gut oder böse, tätig oder untätig sein. Dennoch ist etwas Gemeinsames, Imponierendes um sie, das zwar nicht alle, aber doch viele, und zwar einfache Naturen eher als komplizierte, wahrnehmen. Ein Philosoph etwa, dem diese Kraft gegeben ist, (...) ist imstande, Zuhörer zu faszinieren, die kein Wort seines Vortrages verstehen.

(...) Es muß eine unmittelbare Wahrnehmung der Größe geben, die unabhängig vom Verständnis ist. Wir werden getroffen wie die Magneten vom elektrischen Strom. Daß seine Stöße Buchstaben, Worte, Texte bilden, ist eine andere Sache, ja mindert oft sogar die Macht der Anziehung.“

Nach diesem gefährlichen Unsinn glaubt Jünger, seine Leser so weit zu haben, daß sie ihm den Zapparoni als den neuen Führer abnehmen. Das ist eine der bezeichnenden Schwenkungen des alternden Jünger. Noch vor zehn Jahren hatte er die großen Gestalten der Weltgeschichte in Sulla, Wallenstein und Yorck gesehen und daneben als vierten seinen ehemaligen Chef, Generalleutnant Hans Speidel, gestellt, ohne daß ihm die Inkommensurabilität aufgefallen wäre. Er handelte einfach als Ideologe der Militärclique. Heute haben sie die NATO, und dort ist Speidels Vorgesetzter ein Amerikaner; das Big Business feiert im Wirtschaftswunderland nach amerikanischer Manier Triumphe. Deshalb werden in Jüngers Schrift die Manager als die Führer der Gegenwart gefeiert. Versucht der abgehalfterte Leichte Reiter auch hier und da einige ironische Kritik (unter anderem in dem Namen „Zapparoni“), so wird er doch bald andächtig und still, und ihn erfaßt der Schauer der Größe vor dem, den er eben noch im Jargon seiner Standesgenossen als „Stahl-, Tuch- und Kohlenfritzen“ bezeichnet hatte: „Sein Auge hatte vorweltliche Einschlüsse. Erkannte es den zeitlosen Einschluß in einer neuen Weltminute, im Trug der Maja mit seiner unendlichen Fülle von Bildern, die wie die Wassertropfen eines Springbrunnens in das Becken zurückfallen? Fühlte es Sehnsucht nach den großen Wäldern am Kongo, in denen neue Rassen aufwachsen? (...) Sah er im Automatenwesen ein großes Experiment, eine Prüfung, die zu bestehen, eine Frage, die zu beantworten war? Ich hielt ihn theoretischer, ja theologischer Betrachtungen für fähig.“

So, wie Jünger früher einen Mythos um die Macht wob, diese dabei aus ihren realen gesellschaftlichen Beziehungen herauslöste und den Weg zur NS-Diktatur vorbereitete, so bietet er heute den Super-Boss Zapparoni als Lenker der Geschichte, als Gestalt mit außerordentlichen metaphysischen Einsichten an. Auch in den „Gläsernen Bienen“ mystifiziert Jünger die Macht und versucht, sie ihres Klasseninhalts zu berauben; wie immer wirkt er damit im Sinne derer, die dort, wo er schreibt, die Macht besitzen und sie gegen das Volk gebrauchen.

Das Böse: Der Proletarier

Jünger besitzt keine Einsicht in die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, und insofern ist er beschränkt. Doch bleibt es nicht dabei. Er schreibt mystischen Unsinn in einer Zeit, in der es für die Menschheit zu einer Frage von

Leben und Tod geworden ist, die Bewegungsgesetze des eigenen Zusammenlebens zu erkennen. Er verhängt durch seine willkürlichen „Deutungen“ und Symbole von gläsernen Bienen und Pferden die Wahrheit, während es gerade darauf ankommt, sie den Massen begreifbar zu machen.

Jünger kennt seinen Standort, und er kennt seinen Gegner. Nie unterläßt er es, ihn eindeutig anzusprechen: die werktätigen Massen, die Demokratie, vor allem das Proletariat, die Arbeiterbewegung, den Sozialismus, den Marxismus und die Sowjetunion. Auch hier versucht er, in seiner gewohnten symbolistischen Manier zu verfahren, aber seine Symbole sind in der Kennzeichnung des Gegners stets eindeutig, verständlich für jeden Leser der Boulevardpresse. Ganz anders als bei der Mitteilung seiner positiven Ideale: da bemüht er sich, die Symbole dunkel zu halten, weil sie den Sinn nur zu Eingeweihten tragen sollen. In beiden Fällen aber ist ihre Banalität dieselbe.

In den „Gläsernen Bienen“ lamentiert Jünger über den allgemeinen Verfall seit dem ersten Weltkrieg. Er träumt von der Freiheit der feudalen Kriegsschüler, vom Herrenleben als Leichter Reiter, von bunten Monturen und von der Sicherheit eines in sich geschlossenen, allgemeingültigen Moral-kodex. Voll Haß berichtet er: „Wir wurden von unsichtbaren Schützen auf große Entfernung aufs Korn genommen und aus dem Sattel geholt. Wenn wir sie erreichten, fanden wir sie in Drähte eingesponnen, die den Pferden die Fesseln zerschnitten und über die kein Sprung hinwegführte. Das war das Ende der Reiterei. Wir mußten absitzen.“ Und wie sahen die aus, die ihn aus dem Sattel holten? So: „Es war ein kleiner, mickriger Bursche, ein finniger Vorstädter, irgendein Messerschmied aus Sheffield oder ein Weber aus Manchester.“ Wie fanatisch der Haß Jüngers ist, zeigen die Adjektive „mickrig“ und „finnig“, ganz ungewohnt bei diesem Autor, der sich ständig um erlesene Haltung bemüht. „Er kauerte hinter seinem Dreckhaufen, hatte ein Auge zugekniffen und visierte mit dem anderen über das Gestänge, mit dem er das Unheil anrichtete. (. . .) Das war der neue Polyphem oder vielmehr einer seiner untersten Laufburschen, mit einer eisernen Prothese vor dem einäugigen Gesicht. So sahen also jetzt die Herren aus. Mit der Schönheit der Wälder war es vorbei.“

Selten findet man in der Dekadenzliteratur die gesellschaftliche Bestimmtheit der Schönheit so offen ausgesprochen wie hier. Ein Leben, in dem Jünger und seinesgleichen nicht über die Massen herrschen können, in dem einer von den Sklaven den Herrn aus dem Sattel holt, ist für ihn nicht mehr lebenswert. Wo die Schlösser und Herrensitze zu Kinder- und Ferienheimen werden, wo die Arbeiter und ihre Kinder durch den Wald wandern, da ist es für den Herrenreiter mit der Schönheit vorbei.

Die Tugend: Der preußische Offizier

Um die Militärs hat Jünger sich seit je gesorgt. Trost spendend und Verhaltensregeln gebend, hat er 1948 seinem sich noch im Hintergrund haltenden Chef aus dem zweiten Weltkrieg, dem Generalleutnant a. D. Hans Speidel, unwandelbare Gesinnungstreue bezeugt: „Jedenfalls täten wir gut, (...) auf alle Fälle einen kleinen Verein zu bilden. Ich denke auf alle Fälle meine Arbeit wie bisher fortzusetzen, auch wenn es kleine Hunde schneit.“ Was er damals notgedrungen nur brieflich zu verstehen gab, das verkündet er später wieder in seinen Büchern. In den „Gläsernen Bienen“ zeichnet er das Leben eines ehemaligen Kadetten und späteren Rittmeisters; alles wird aus der Perspektive des Militärs gesehen und bewertet. Das beginnt bei der Erzählung von „alter Freiheit“ auf dem Rücken der Pferde, von „froher Jugend“ in der Kadettenzuchtanstalt und glückhaften Tagen bei der Attacke. Der Zerfall, der die ganze Welt ergriffen haben soll, wird nur deshalb bemerkt, weil die Kavallerie am Ende ist und der Leichte Reiter absitzen muß. „Krieg ist nicht mehr Krieg“ – mit dem Erlebnis wird er nicht fertig. (Das ist getreu autobiographisch: das Erlebnis der Materialschlacht, die Faszination durch ihre Technik und die imperialistische Politik ließen ihn im Krieg die Grundform des menschlichen Daseins sehen; der Frieden wurde dementsprechend nur als Zwischenkrieg gedeutet, und das Grundgesetz der Zeit sah Jünger in der „Totalen Mobilmachung“. Der Krieg, in dem seine Kaste erst ihre Daseinsberechtigung erhält, war zur normalen Lebensform erklärt.)

So ist er „auf den Panzer umgestiegen“ und hat angeblich versucht, im modernen Krieg die alten Ideale zu bewahren. Seine Kameraden zogen inzwischen ins Baltikum, sie kämpften in „Asturien“. Bei den dortigen „Händeln“ soll es Jünger erschreckend klargeworden sein, daß sich mit dem „Umsteigen auf den Panzer“ die alten Moralbegriffe nicht retten ließen: „Ich hatte die Gewißheit, daß es mit allem vorbei war, was man geachtet, was man geehrt hatte. Worte wie Ehre und Würde wurden lächerlich.“ Aber das Böse verkörpert sich in der Gegenseite, während die Legion Condor aus einer Art Gralsrittern besteht. Was Jünger mit all dem sagen will, ist: Wenn die faschistische Offiziersclique so gehandelt hat wie im letzten Krieg, daß noch viele Geschlechter schauernd davon reden werden, dann waren daran die „Asturier“, die spanischen Republikaner, die „Roten“, die „mickrigen“ und „finnigen“ Vorstädter, die Sowjetarmee schuld. Das ist den Praktikern der „verbrannten Erde“, den Führern der Kommandos zur Partisanenbekämpfung, den Schlächtern von Lidice, Oradour und Warschau die rechte Erklärung ihrer Verbrechen.

Instruktiv ist auch Jüngers Darstellung der „Spruchkammerverfahren“, denen sich nach dem letzten Krieg so viele seiner Helden unterwerfen muß-

ten. Nie sagt er, worum es in den Verfahren ging, sie werden aus ihren gesellschaftlichen Beziehungen völlig herausgelöst. Sie erscheinen als ein schicksalhaftes Ereignis, das den ahnungslosen Leichten Reiter überfällt. Jünger will sie als das Symbol einer zerfallenden Welt verstanden wissen: „Es fehlte die Zucht auf dieser Welt. Sie wurde durch die Katastrophe ersetzt.“ Und: „Über Nacht war Irrtum, ja war Verbrechen geworden, was früher Pflicht gewesen war. Wir merkten es, als wir nach dem verlorenen Kriege in die Heimat zurückkehrten.“

So wird Geschichte gefälscht und ein neuer Krieg vorbereitet, indem man die Spuren der Täter verwischt. Die Richter der Spruchkammern werden als Vaterlandsverräter hingestellt: „Ich wurde also von Leuten rehabilitiert wie Twinnings, der wohlweislich bei seinen englischen Verwandten gewesen war. Eigentlich wäre es doch an ihm gewesen, sich zu verantworten.“ Nichts mehr von – wenn auch resignierendem – Eingeständnis, auf der falschen Seite gestanden zu haben. Heute tragen sie wieder ihre blutbespritzten Orden, und ihr Jünger brüstet sich: „Was mich betrifft, so wollte ich lieber meine alte Weste anbehalten; ich hatte mich an sie gewöhnt. (. . .) Es war zwar keine weiße, doch eine gute, bewährte Weste; sie hatte Monarchien und Republiken überlebt.“

Tatsächlich: Jünger ist „in der Wolle gefärbt“, Militarist bis auf die Knochen. Die „Gläsernen Bienen“ zeigen ihn bei der Verteidigung seiner alten reaktionären Positionen.

Es bleibt zu sagen, inwiefern er gealtert ist.

Ein gichtbrüchiger Herrenreiter

Das fängt mit dem Stil an; schon auf den ersten Seiten überrascht Jünger mit einer greisenhaft lamentierenden Sprache. Sie ist bei ihm ganz ungewohnt. Bisher hatte er sich stets Mühe gegeben, Kraft und Entschlossenheit vorzutäuschen – wenn auch der Schnürleib, in den er seine Sprache zwängte, sichtbar blieb und unästhetisch wirkte. Die alte Kraftmeierei der Sprache klingt noch auf, wo von der Vergangenheit, von den „Reitertagen“, die Rede ist; aber alles, was sich auf die Gegenwart bezieht, ist zahnloses Gejammer: die Reflexionen des abgesessenen Leichten Reiters über seine mißliche Lage, über sein Antichambrieren beim Boß Zapparoni, über die geglückte Karriere einzelner skrupelloser Kameraden.

Die stilistische Wendung wird hervorgerufen durch die Lage, in der sich der Leichte Reiter und sein Autor befinden. Schon auf der ersten Seite gibt er zu: „Die Misere raubt uns die Willenskraft.“ Er fühlt sich von einer Pechsträhne verfolgt, sein „Hundsstern“ – ein häufig wiederkehrendes Bild – steht

nach seiner Meinung im Zenit. Er ist unfähig, sich selbst vorwärtszubringen, er muß auf „Verbindungen“ zurückgreifen. Unsicherheit spricht aus allen seinen Worten.

Doch kann Jünger solche kleinbürgerliche Unsicherheit nicht offen zugeben, wenn er sie auch an den ehrlichsten Stellen ironisierend zeigt. Er ist der Alte geblieben, und deshalb liefert er eine anspruchsvolle Begründung für die übermächtigen Zweifel. Er präsentiert sich als Vertreter alter ritterlicher Tugenden in einer Zeit, in der sie längst leere Worte geworden sind. Damit tritt sein Zweifeln, seine Unsicherheit mit dem Anspruch auf höhere ethische Wertung auf, denn er erscheint als der einzige, der nicht zum Verräter geworden ist. Wenn er in Zapparonis Dienst tritt, so folgt er damit angeblich dem Zwang der Verhältnisse. Theresa will das neue Kleid haben – noch ein edler Zug des Leichten Reiters: Er tut nichts für sich, selbst die Dollars nimmt er nur für andere. Und wenn er bei dem Boß Arbeit übernimmt, die das Licht zu scheuen hat, so kann ihn das moralisch nicht berühren. Seine äußere Unsauberkeit entspringt angeblich einer inneren Lauterkeit und soll so gerechtfertigt werden.

So paradox es klingt: Der Stil der „Gläsernen Bienen“ scheint natürlicher, ungezwungener als der früherer Jüngerscher Arbeiten. Der Autor geht diesmal aus seiner Vornehmheit heraus und stellt eine Beziehung zum Leser her. Er wagt sogar ab und zu ein Lächeln, das allerdings über resignierende Ironie nicht hinauskommt (früher hat er Ironie aufs schärfste verurteilt). Die „Natürlichkeit“ hat aber eine enthüllende Wirkung: Dieser Stil kann dem geistlosen Inhalt nicht einmal den Anschein besonderer Gedankentiefe verleihen. Der banale Inhalt, der nicht mehr auf Stelzen geht, erscheint als wehleidiges Lamentieren eines kleinen Räubers über die Rücksichtslosigkeit der großen Haie, als Versuch eines Kleinbürgers, seine schmutzigen Geschäftchen damit zu verschleiern, daß er sich selbst als ethischen Titanen betrachtet. Die Zeit hat das Make-up seines Stils zerstört, und Jünger findet nicht mehr die Kraft, neues Rouge aufzulegen. Seine Substanzlosigkeit ist sichtbarer geworden.

Alte Landsknechte und neue NATO

Ihrem Wesen nach sind Jüngers „Gläserne Bienen“ eine neue Form der faschistischen Apologetik. Seine „Herren Kameraden“ hatten nach dem letzten Krieg allen Kredit verloren, und die Agitatoren der Revanchisten mußten viel Schweiß vergießen, ehe Speidel in Fontainebleau einziehen konnte. Heute sind sie wieder die Herren in den Westzonen Deutschlands. Aber dabei wollen sie nicht stehenbleiben, das sind für sie nur Etappen.

In Jüngers Leichtem Reiter bekennen sie sich zu allen ihren Untaten, zum Krieg im Baltikum und zu den Greueln in „Asturien“, und sie prahlen mit ihren befleckten Westen. Das hätte aber nur in ihren Bierrunden Wirkung, die anständigen Menschen würden abgestoßen werden, wenn Jünger nichts als die Wahrheit sagte. Doch nichts ist ihm ferner; er gibt zwar zu, was allen bekannt ist und was er deshalb nicht leugnen kann. Aber alles wird verharmlost, verfremdet, in fast utopische Landstriche und Zeiten verlagert. Dann folgt die bekannte „Erklärung“: Die andern sind schuld.

Jünger stellt sich auf das Niveau der westdeutschen Publizistik ein, die dem Durchschnittsleser unruhige Stunden verschafft mit dem Zerwürfnis Sorayas und ihres Schahs und ihn Atombombenversuchsreihen als die natürlichste Sache der Welt ansehen läßt. Millionen Deutsche waren nach 1945 daran, die Ursachen ihres Unglücks zu erfassen; heute werden sie mit Glauben, Aberglauben und Mystik gefüttert. Man hämmert ihnen ein: Das Leben ist nicht zu verstehen. Die Vergangenheit stellt man ihnen dar als unentwirrbares Knäuel von Krieg, Geschäft, KdF-Reisen, Krise, Ratenwohlstand, Revolution, Terror, Wahlen, Arbeitslosigkeit. Gerade solche Stimmung verstärkt Jünger mit den „Gläsernen Bienen“. Wenn er seine Zweifel vorträgt, wenn er den reaktionären Rittmeister „menschlich“ zeigt, wenn er nicht einmal das geistlose Schwärmen von der „guten alten Zeit“ scheut, so schafft er damit jene Stammtischatmosphäre, in der der Pfahlbürger rührselig wird und sein Herz erschließt: Das sollen Kriegsverbrecher sein? Das sind doch auch bloß Menschen (wie du und ich), sie wollten immer nur das Beste (wie du und ich), und sie haben sich dabei geirrt (wie du und ich).

Und wenn diesem Pfahlbürger morgen der Gestellungsbefehl für seinen Sohn ins Haus flattert, dann wird ihm zwar schwer ums Herz, aber er läßt ihn doch ziehen, überzeugt von der Integrität der Männer, die sein Kind fit machen für den Angriff auf den Osten. Diese wissen genau, was sie wollen. Sie sind wieder einmal „umgestiegen“, nicht nur politisch, auch militärtechnisch: vom Panzer auf die Atomrakete. Für sie ist das kein metaphysischer Vorgang wie für ihren Mystifikator Jünger, sondern eine nüchterne machtpolitische Überlegung. Es ist der Griff nach der geeigneten Waffe für die Eroberung der „planetarischen Herrschaft“.

Aber auch die altneuen Militaristen haben ihre Skrupel, und auch hier ist Jünger mit Zuspruch zur Stelle. Der Oberbefehl des „Big Business“ – auch des deutschen – ist heute nicht mehr zu übersehen, und die Herren vom Stab kommen leicht in den Verdacht, nichts als Handlanger zu sein. Da ist Jüngers Konzeption vom abgesessenen Leichten Reiter, den das Schicksal übermannt hat, gerade recht. Wenn der sich dem Oberbefehl der Bosse unterstellt, dann folgt er – widerwillig – dem Zug der Zeit. Außerdem wird Zapparoni als der neue Führer angeboten, im Auge „vorweltliche Ein-

schlüsse“ und „theologischer Betrachtungen fähig“. Kein Leichter Reiter braucht sich zu schämen, von ihm Weisungen entgegenzunehmen. Die „Stahl- und Kohlefritzen“, auch die überseeischen, sind satisfaktionfähig.

So erweisen sich die „Gläsernen Bienen“ als neuer Versuch einer „Standortbestimmung“. Jünger will am Beispiel eines Rittmeisters den Weg der preußischen Offizierskaste durch die letzten fünfzig Jahre deuten – zur Rechtfertigung dieser Schicht. Aus seiner Absicht kann niemals eine Selbstkritik entstehen. Die Schuld dieser Reaktionäre und seine eigene wird hinweggelogen, am Ende erscheinen sie als Tugendhüter und einfältige Opfer unfähiger Regierungen. Damit verbunden wird die Konzeption einer offenen Unterordnung der Militaristenclique unter das Kommando der Konzerngewaltigen. Sollte sie als Verrat an den alten Idealen verstanden werden, so leugnet Jünger das nicht; er gibt zu, daß die Gegenwart – konkret: die Schild- und Schwertstrategie der NATO – Zugeständnisse verlangt. Aber dafür bieten sich neue Annehmlichkeiten: „Ein alter Soldat war auch kein alter Soldat mehr, aber das hatte auch seine Vorteile.“

Jünger will die Mitschuldigen an zwei Weltkriegen wieder annehmbar machen. Den Atomstrategen, die ihr Vaterland an die NATO verraten und sich gegen die Interessen ihres eigenen Volkes einsetzen lassen, will er ein gutes Gewissen verschaffen. Der Abgang dieses Schriftstellers, seine Wandlung vom randalierenden, aggressiven, heroisch aufgeputzten Kleinbürger zum sentimental-unsicheren Spießer spiegelt den Verfall seiner Kaste: des reaktionären deutschen Offizierskorps. Diese Kaste hat keine echte gesellschaftliche Perspektive mehr; das bestätigen die Werke ihrer Ideologen, von denen Jünger wohl der repräsentativste ist.

VERWANDLUNG DES SÄNGERS

*Mein Singen war oftmals von Sorgen und Trauer
umschattet. Es war so verführerisch schön,
den Schatten, das welkende Blatt an der Mauer
umweht von der Trauer des Todes zu sehn.*

*Gewiß – ich erkenne und schmähe noch immer
den Schmerz in den Herzen der Mitmenschen nicht.
Viel menschlicher aber erscheint mir der Schimmer
der Macht im verwandelten Menschengesicht.*

*Ich habe den künftigen Menschen gesehen.
Ich fand ihn in steinalten Dörfern der Mark,
ich sah ihn an Drehbänken, Hochöfen stehen,
gewachsen im Geiste, vorausblickend, stark.*

*Ihr redet so gerne vom Ebenbild Gottes.
Hier, greift es und prägt es für immer euch ein,
damit ihr nicht grausige Bilder des Spottes
vor Gott und der Welt und euch selber müßt sein!*

*Ich habe mit wissend gewordenen Bauern
den Acker gepflügt und den Roggen gemäht.
Fabr bin nun, mein Sorgen, fabr bin, du mein Trauern,
ich hab in mein Herz auch das Wissen gesät!*

*Leb wohl, du mein Lied von den alternden Bäumen,
geliebter Gesang von den Blättern im Wind,
ich weiß mir von jetzt ab ein besseres Träumen:
Der Traum von der Zukunft des Menschen beginnt.*

BÜRDE DER KINDHEIT

*Das alte Haus im Wiesenrunde,
ich liebe es, obwohl, so weit man schaut
im Umkreis einer ganzen Stunde,
es keines gibt, das schlechter wär gebaut.*

*Wir hängen oft an alten Dingen.
Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett, ein morscher Spind
bringt eine Melodie zum Schwingen,
in der Gefangne wir der Kindheit sind.*

*Was aber neigt uns so dem Schweren,
daß selbst verwundne Not sich uns verschönt?
O wär's das Schwere nur im Schweren,
verstünd ich's, daß das Herz sich dran gewöhnt.*

*Es ist nicht leicht, sich loszulösen
von dieser Bürde der Vergangenheit.
Wir sind im Guten wie im Bösen
gezeichnet von der abgelebten Zeit.*

*Doch manchmal plötzlich ist das Leben
in allen seinen Falten wie verjüngt,
wenn unter heftigem Erbeben
Traktorenlärm das alte Haus durchdringt.*

*Es ist dann so, als ob die Wände
sich öffneten vom Estrich zum Gestübl,
und selbst im Strecken meiner Hände
wird Weite zu Bewußtsein und Gefühl.*

DAS WIEDERSEHEN

„Einen Abschnitt macht die Trennung . . .“

I

Das hatte sie nun hinter sich. Die letzte Stunde vor den Ferien war gehalten. Sie ging über den leeren Flur, mit ihrer kleinen Klasse war sie früher fertig geworden als alle anderen. Hinter den geschlossenen Türen hörte sie noch die Stimmen.

Sie kam nicht los davon, sie machte sich nichts leicht. Auch die Stunden, in denen sie ein neues Thema einführte oder es beendete, waren Bewährungsproben, und sie wußte, daß sich das nie verlieren würde. Es war in diesen sechs Jahren die Angst wachgeblieben, nicht zu genügen, vielleicht die wissensdurstigen Augen zu enttäuschen. Und nun mußte heute gar, an diesem so eigenartig gemischten Tage, an dem die Ferien eigentlich schon begannen, der Schlußstrich gezogen werden unter ein langes Vierteljahr. Das konnte nichts Endgültiges sein, und für sie, die gerade eben das Urteil der Konferenz über zwei Schüler so sicher auszusprechen schien, war es die quälende Frage, ob sie denn auch richtig gesehen, ob sie auch richtig entschieden hatte.

Dann aber war sie draußen. Das bißchen Wärme, das die Sonne im Frühjahr hat, fiel ihr ins Gesicht, sie hatte die Tür kaum aufgemacht. Als sie noch bei ihrer Arbeit war in der rotbacksteinernen Schule, hatte der Frühling nichts von sich merken lassen, und noch gestern war ein kalter Wind rauh umgesprungen mit den Menschen, die sich auf der Straße sehen ließen. Jetzt war alles anders. Bestürzend ungewohnt war es nun. Die Luft war lau unter diesem leeren Himmel. Sie freute sich, daß es so war. Die Anstrengung vollgestopfter Wochen lag in ihr, sie war müde. Bald würde sie sich wieder nach ihrer Schule zurücksehnen. Das wußte sie. Sie mochte nicht lange nur auf ihre eigenen Wände beschränkt sein, sie wollte Leben um sich haben, ihre Jungen. Heute aber schien ihr der Frühling zu der Aussicht zu gehören, ein paar Tage ausruhen zu können.

Der Geruch von Gras, das kommen will, das grelle Gepfeif der Spatzen, das sich heute auf einmal über den Stadtlärm erhob, das grüne Licht an den Sträuchern, das alles setzte sich fest in ihr, machte sie lau wie die Luft.

Sie ging an umgebrochenen Beeten vorbei, an den kleinen Teichen, in denen schon die Enten schwammen, vorbei an den Männern, die Parkbänke auf-

stellten. Sie hatte ihren Mantel aufgeknöpft. Sie dachte an nichts, sie horchte hin. Es war wie ein zweites Tauwetter. Das Eis schmolz noch einmal, wie für immer. Dagegen gab es kein Wehren.

Es war nicht schwer, alles andere beiseite zu werfen. Es war ein Tag, an dem man nicht arbeiten kann. Es war ein Tag, an dem man eigentlich hinauslaufen muß, dorthin, wo keine Häuser stehen, wo das Aufwachen ganz deutlich wird.

Sie ging den Weg am Ufer entlang. Nach Hause wollte sie nicht so bald. Dieses Alleinsein hatte sie sich gestohlen, und sie konnte es nicht gleich wieder hingeben.

Plötzlich sah sie ihn.

Er saß auf der Uferbrüstung, er schaute nicht zu ihr hin. Es war lange her, daß sie Abschied genommen hatten, sie hatte ihn dennoch sofort erkannt. Es war seine knochige Gestalt, seine breiten Schultern, das helle Haar, seine lässige Art, wie er dort saß.

Sie war stehengeblieben, keinen Schritt mehr konnte sie tun. Da wandte er sich um. Er sah sie gleich. Er warf das Ästchen weg, das er in der Hand hielt, und stand auf, es schien, als wollte er winken. Dazu kam es nicht, er ließ den Arm wieder fallen.

„Hallo“, rief er.

Sie lief auf ihn zu.

Beide sagten des anderen Namen.

Sie sagten ihn zur gleichen Zeit.

Um sie her spazierten Müßige wie sie. Kinder versuchten ihr Kreisel-spiel – sicheres Zeichen, daß der Winter vorbei war.

Keiner beachtete sie.

Sie standen und sahen sich an.

Auf einmal schlug der Kinderlärm in sie hinein. Sie spürten die Menschen. Es war ihnen, als blickten alle nur auf sie. Zusammen gingen sie weiter.

Sie hatten zu lange geschwiegen.

„Ich bin an der Schule dahinten“, sagte sie. Sie wies mit dem Kopf zu den Bäumen hin. „Seit zwei Jahren schon. Ich bin hierher gekommen, ganz gegen meinen Willen. Wenn ich gehaut hätte, daß du hier wohnst . . .“

Sie wußte selbst nicht, was dann gewesen wäre. Der Satz fand kein Ende. Er unterbrach sie auch.

„Ich wohne draußen“, sagte er. „In der Stadt haben wir keine Wohnung bekommen. Ich war zufällig hier. Wir hatten eine Besprechung. Sie war schneller vorbei, als ich dachte, und ich setzte mich hierher. Ich saß schon eine Weile, und plötzlich kamst du.“

Wir sagte er, sie hatte das genau gehört. Er war also noch zusammen mit der Frau, er war also doch nicht fortgegangen von ihr, damals.

„Wie kann das sein, daß man sich so lange nicht sieht, und auf einmal begegnet man sich auf der Straße?“

„Wenn man einmal zusammen war, trifft man sich immer wieder“, sagte er.

„Merkst du, wie schön es ist, heute?“ fragte sie.

„Es ist viel zu schön.“

„Für ein Wiedersehen ist es nicht zu schön.“

„Gehen wir irgendwohin?“

„Wenn du willst.“

Er dachte an jenen anderen Frühling. Sie waren zusammen gewesen, und doch hatten sie sich trennen müssen. Und nun sahen sie sich endlich wieder. So hatte er es gewollt. Er wußte längst, daß sie hier lebte. Er hatte nur nicht den Mut gehabt, einfach zu ihr zu gehen.

Sie war beinahe so wie damals. Aber er sah schärfer. Sie war ganz so geworden, wie er sie sich immer gewünscht hatte, ruhiger, klarer. Ihre Stimme klang spröde, das Haar trug sie sachlich zurückgestrichen, aber ihre Augen leuchteten warm wie früher.

„Wir müssen uns viel erzählen. Es ist soviel geschehen“, sagte sie.

„Es ist viel Zeit vergangen. Wir sind älter geworden, du auch“, sagte er.

„Darf man das sagen, wenn es eine Frau ist?“

„Du darfst es sagen, wenn ich es bin“, sagte sie. „Man sieht uns an, was dazwischen war. Auch dir.“

„Nichts geht unmerklich an uns vorbei.“

„Es waren nur ein paar Jahre. Sie gingen schnell vorüber.“

„Sie waren nicht leicht, und sie waren eigentlich recht lang.“

Sie standen vor einem Kaffeehaus.

„Gehen wir hinein?“ fragte sie.

Sie traten ein. Hell war es hier, weißgedeckte Tische, Blumen, braune Läufer. Sie suchten sich einen Tisch am Fenster.

Bedienerinnen hasteten vorbei; Frauen saßen an kleinen Tischen und starrten gleichmütig in den Nachmittag; Männer tranken schnell ihren Kaffee; Liebende lehnten versunken aneinander. Leises Gespräch, Klirren von Geschirr, halblautes Rufen, es war wie immer.

„Mein Gott, es sind fast acht Jahre her“, sagte sie.

„Ja, es sind acht Jahre geworden“, sagte er.

„Was trinken wir?“

„Kognak mit Selters. Früher haben wir das getrunken. Ich mußte dir erst sagen, was das ist, Kognak mit Selters.“

„Es ist kalt, herb, prickelt herunter, hält den Kopf klar, ist billig. Das waren die Vorzüge. War es so?“

„So war es“, sagte er.

„Daß er billig ist, ist nicht mehr so wichtig“, sagte sie.

„Warum bist du durch die Anlagen gegangen?“ fragte er.

„Ich weiß nicht“, sagte sie. „Vielleicht, weil der Wind weich ist, weil die Knospen aufbrechen wollen, weil sie die Starkästen aufhängen.“

Sie konnte seinen Blick nicht länger erwidern. Sie war froh, daß sie sitzen konnte. Ihr Herz schlug, daß er es sehen mußte. Vor ihnen stand ein Anemonensträußchen, auf allen Tischen stand solch ein Strauß.

„Bestellst du nun?“ fragte sie.

Sie bekamen, was sie verlangt hatten.

„Früher gingst du mit mir nicht gern in Cafés. Da sorgtest du dich immer, daß uns jemand sehen könnte.“

„Es kennt dich ja niemand hier“, sagte sie.

„Du darfst nicht soviel Selters hineingießen. Du machst immer noch die gleichen Fehler.“

„Ich mache noch immer die gleichen Fehler“, sagte sie.

Das also war er. Er sah gut aus. Das war sein Mund, das waren seine Augen. Sie hatte sich gleich an alles erinnert. Wie hatte sie ihn geliebt! Dann waren sie auseinandergeraten. Damit hatte sie sich schwer abgefunden, doch schließlich hatte sie geheiratet. Das war jetzt ihr Leben.

Durch die breiten Fenster fiel die Sonne des späten Nachmittags in den Raum. Die Anemonen waren ganz zart, durchsichtig beinahe ihre Blütenblätter. Langsam drehte sich die Vase zwischen seinen Fingern.

„Was machst du jetzt?“ fragte er.

„Lehrerin“, sagte sie. „Jeden Morgen gehe ich die Straße entlang, an diesem Café vorbei, immer in die gleiche Schule, immer zur gleichen Stunde. Jeden Morgen habe ich eine Tasche in der Hand, es sind Hefte darin.“

„Das meine ich nicht.“

Nein, das meinte er nicht. Sie wußte es. Sie mußte jetzt Rechenschaft ablegen, wie sie die Jahre genützt hatte. Rechenschaft – das war das richtige Wort. Eigentlich war er der Lehrer gewesen, immer.

Sie antwortete nicht.

Von ängstlichen Eltern behütet, war sie aufgewachsen. Sie war sechzehn Jahre alt gewesen, als ihr die Welt zusammenzubrechen schien. Dann war sie gleich nach der Schule an die Universität gekommen – zwei Jahre später. Sie hatte den Kopf voller Widerspruch, und eigentlich hätte man sie nicht studieren lassen dürfen an einer Universität, die den Arbeitern gehört. Doch das wußte sie erst jetzt. Damals fühlte sie sich ganz im Recht. Sie hatte ihre Ansichten, die wollte sie sich nicht verdrehen lassen.

Irgendwie war sie dann in den Studentenrat gewählt worden. Da waren genug andere, die nicht den Mund aufmachten, die hatten sie vorgeschoben. Sie hatte den Mund aufgemacht.

Und so hatten sie sich kennengelernt. Sie sahen sich jeden Tag, in Ver-

sammlungen, beim Essen, in einem Seminar. Sie hatte bald gemerkt, wie er sie ansah, voller Verachtung zuerst, dann mit Neugier. Oft waren sie die Pole an dem breiten Seminartisch gewesen, über den die Diskussion hin- und herging. Vieles von dem, was er sagte, war eigentlich für sie bestimmt, das konnte sie nicht übersehen.

Dann kam die Zeit, wo er ihr nicht mehr einer der vielen war, die ihr ihre Meinung aufdrängen wollten. Es tat ihr weh, wenn er schmähte, woran ihr Herz hing. Er war ihr schärfster Gegner, aber plötzlich wurde ihr die Liebe bewußt, und sie konnte nicht gegen sie an. Sie gehörten zusammen, trotz aller Nichtübereinstimmung gehörten sie zusammen. Vielleicht hatte sie schon längst eingesehen, daß er im Recht war und nicht sie, vielleicht merkte er das auch, sonst hätte er es nicht immer wieder mit ihr versucht. All das schien dann auch nicht mehr so wichtig vor dem anderen, das sie zueinanderzog. Doch tat er endlich das, was alle von ihm verlangten. Er war ja verheiratet, und ihr Zusammensein war in der kleinen Stadt nicht verborgen geblieben, und er hatte nicht den Mut, für sein Gefühl einzustehen.

„Was ich tue, das weiß ich genau“, sagte sie. „Früher habe ich übergenuß nachgedacht über mich und über all das, was mich aus dem Gewohnten herausriß. Kennst du das, wenn das aufhört, wenn nur noch die Arbeit da ist, und die füllt dich aus, und du bist zufrieden damit? Da ist die Klasse, da sind die Genossen – das hört nicht auf, da ist ein Tag wie der andere.“

Als er das hörte, wurde sein Herz froh. Damals hatte er um sie kämpfen müssen, und das hatte ihm die Liebe schwer gemacht. Jetzt war sie bei ihm, ganz.

„Ich habe erst alles verstanden, als du fort warst von mir. Vielleicht hast du zu sehr auf mich eingeredet, doch endlich zu verstehen, daß alles anders geworden war in unserem Lande, daß viel um uns geschah, und das machte das Alte zunichte und zur nie wiederkehrenden Vergangenheit.“

„Habe ich zuviel geredet?“ fragte er.

„Vielleicht auch nicht. Nur dir, dir wollte ich nicht recht geben.“

Jetzt erst wußte er, wie sie ihn geliebt hatte. Jetzt erst begriff er, was sie damals war und was heute.

„Ich habe oft an dich gedacht“, sagte er. „Wenn man nicht mehr zusammen sein kann, denkt man oft zurück. Und vor einem Jahr bin ich hier in diese Stadt gezogen. Seitdem hoffte ich immer, dich zu sehen.“

„Jetzt sehen wir uns.“

„Ja, jetzt sitzen wir beisammen.“

„Und du, was machst du?“

„Ich bin Werkleiter in einer Maschinenfabrik. Ich wollte eigentlich in die Wissenschaft, aber das war erst einmal wichtiger.“

Sie war stolz auf ihn. Sie merkte es auf einmal.

Nun hatten sie gesprochen. Sie sahen einander still an. Sie suchten in ihren Gesichtern die Spuren der Veränderung. Sie kannten alles und mußten sich doch neu kennenlernen.

Plötzlich stand ungeheure Angst in ihr auf. Sie atmete gepreßt. Sie wußte auf einmal, daß dieses Gesicht nicht verblaßt war in ihrer Erinnerung, es hatte sie nie ganz verlassen. Sie kannte jeden Zug, auch das, was damals noch nicht dagewesen war. Sie war also nicht fertig geworden mit dem, es war keine Trennung für immer gewesen. Sie saß ihm gegenüber und merkte nun, daß sie eigentlich all die Zeit über auf ihn gewartet hatte. Jetzt, da er da war, bekam die Vergangenheit unversehens Leben.

„Ich bin verheiratet“, sagte sie. „Ich habe ein Kind.“

Sie wollte sich wehren. Sie wollte im Keim ersticken, was da vorbrechen wollte. Das Kind und der Mann, das war da, das paßte nicht zu dem hier, das hatte seine Rechte.

„Ich weiß“, sagte er.

Er hatte das alles schon hinter sich, er hatte acht Jahre darüber nachgedacht.

Er gab ihr Feuer für die Zigarette. Sie rauchten viel zuviel. Bedächtig rieb er das Streichholz an. So war seine Art.

Ihre Augen waren dunkel geworden.

„Du weißt es“, sagte sie. „Woher?“

Da ließ er die Vase los, seine Hand kam über den Tisch, bis sich ihre Finger berührten. Nun lagen ihre Hände vereint auf dem Tisch.

Sie wußte, daß sie das nicht durfte. Sie wollte sich losreißen, sie konnte nicht. Es war wie ein Traum, dieses Wiedersehen, unwirklich und von beklemmender Gegenwart.

Auf der Straße reihte sich ein Auto ans andere, folgten unbeholfene Busse einander in kurzem Abstand, wollte der Fußgängerstrom nicht versiegen. Die Läden schlossen. Alle hatten es eilig, nach Haus zu kommen. Sie aber saßen an ihrem Tisch, sie dachten nicht ans Gehen.

„Kannst du das denn auch“, fragte sie, „kannst du hier sitzen, und in deinem Werk warten sie vielleicht auf dich?“

„Für uns habe ich Zeit. Es kam in acht Jahren nur einmal vor, das ist heute.“

„Daß es so etwas gibt“, sagte sie. „Daß sich zwei so lange Zeit nicht sehen, und es ist noch alles da, nichts ist vergessen. Daß es so etwas gibt.“

„So etwas gibt es“, sagte er.

„Ich fahre morgen fort“, sagte sie. „Ich muß in Thüringen einen Ausflug vorbereiten.“

Sie tranken und schwiegen. Jeder schaute den anderen an. Es war alles gesagt, und sie dachten nicht nach. Gedanken wollten sich nicht fügen zu

diesem späten Nachmittag, an dem der Frühling gekommen war. Sie waren ganz ruhig, die Unruhe um sie her gab ihnen ein Gefühl der Geborgenheit. Sie fühlten, wie sie zueinander gehörten. Das löschte alles Weitere aus.

2

Das war der letzte Tag, heute abend ging die Reise zu Ende.

Es fiel ihr gleich ein, als sie aufwachte. Sie stand noch nicht auf, es war schön, sich auszustrecken. Die Stunden waren nicht mehr von Klingelzeichen bewacht, man konnte einfach in den Vormittag hineinliegen, ohne Ziel, und niemand schränkte ein, niemand wartete.

Sie sah sich um.

Altväterlich behaglich war es in diesem Zimmer. Über die Decke zogen sich dunkelgebeizte Balken, die Wände stießen gelb dagegen. Alles duckte sich unter diesem schweren Rahmen. Breite Bohlen teilten den Fußboden auf, durch die gebogenen Butzenscheiben mit ihrem bläulichen Schimmer schaute gebrochen die Welt. Das Bett stand in den Raum hinein. Sie war gern in alten Häusern.

Heute abend mußte sie zurück. Viel zu schnell war diese Reise vorbei gewesen. Sie hatte hinter sich, was zu tun war. Der Ausflug war vorbereitet, in ein paar Wochen konnten sie getrost fahren. Sie freute sich darauf. Sie konnte dann mit ihren Jungen hier in diesen Städten herumlaufen. Hier hatten die gelebt, die aus ihren Werken zu ihnen gesprochen hatten. Sie konnten durch die Wohnhäuser und Museen gehen, und alles würde Leben bekommen. Bald würden dann die Ferien sein, aber vorher war dieses Erlebnis hier, das Höhepunkt und Vorgeschmack in einem war.

Sie war voll von Bildern, die sie in sich hineingetrunkene hatte, von diesen Winkelstädten, diesen sanft hinlaufenden Hügeln, diesen Gassen. Sonst waren es nur Namen in ihren Stunden, undeutlich, und sie selber vergaß, was mit ihnen verbunden war. Sie vergaß den Efeu an den Wänden, die Brunnen, aus denen Wasser sprudelte, die einsame Pappel, die den Park begrenzte. Das schmolz alles dahin, wurde unscharf, und war doch das Wichtigste.

Da erhob sie sich schnell. Es gab noch genug zu sehen. Das hier, diese Stadt hatte sie sich aufgehoben.

Als sie nach unten kam, hielt die Wirtin sie an. „Da wartet einer auf Sie. Wecken sollte ich Sie nicht, hat er gesagt. Nun machen Sie mal.“

Die Tür zum Gastzimmer knarrte, als sie sie öffnete. Über seine Zeitung hinweg sah er sie an.

„Schläfst du immer so lange? Der Tag vergeht, und du schläfst.“

War das denn möglich? Alles hätte sie sich denken können. Das nicht. Sie blieb an der Tür stehen.

„Bist du mir nachgefahren?“ fragte sie.

„Natürlich nicht“, sagte er. „Ich bin mein Leben lang immer hier gewesen. Kennen wir uns nicht?“

Er lachte, ging auf sie zu, faßte sie bei der Hand und zog sie zum Tisch.

„Hoffentlich bist du einverstanden mit dem Frühstück. Es kommt gleich.“

„Warum hast du das getan?“ fragte sie.

„Ich weiß wirklich nicht. Es ist mir völlig unklar. Wenn ich mich recht erinnere, gibt es ein Schwesterwerk in der Stadt und eine Frau, die ich neulich wiedersah. Im übrigen habe ich Eier bestellt und weißes Brot. Quittengelee war im Hause, selbstgemachtes Quittengelee.“

„Ich weiß nicht, ob ich jetzt essen kann“, sagte sie.

„Hast du gestern Zeit gehabt, das Haus anzusehen? Wie bist du nur auf dieses Haus gekommen? Es ist gar nicht wahr, daß es so ein Haus gibt. Hier muß man gut essen, kräftig, langsam. Es ist unmöglich, hier nicht zu essen, oder herzukommen und gleich wieder wegzugehen. Außerdem haben wir heute viel vor.“

Eine halbhohe Holzwand schnitt eine Nische aus dem Gastzimmer. Da saßen sie, die Stühle waren kantig, wurmlöchrig vom Alter, braun und blank poliert, der Tisch breit und ungefügig, sicher aus Eiche und so schwer, daß man ihn nicht rücken konnte. Vor den Fenstern spannte sich ein Schmiedewerk, es lief auf einen Humpen zu, der in der Mitte war und das Gewerbe anzeigte. Es war ganz still. Auf dem Rumpelpflaster draußen stand ein Wagen, die Pferde hatten die Köpfe aneinandergelegt. Der Kutscher war nirgends zu sehen.

„Was haben wir denn vor? Ich weiß gar nicht, daß wir was vorhaben.“

„Wir gehen überall dort hin, wo wir schon einmal waren.“

Das war es, was sie hiergehalten hatte. Hier war es ja gewesen, als damals auf dieser Wochenendreise alles seinen Anfang nahm. Hier erinnerte sie jeder Stein an ihn, hier wollte sie einen Tag zubringen. Doch hatte sie den Tag für sich allein haben wollen; sie war froh gewesen, daß sie ihm nein sagen mußte, als er sie gleich wiedertreffen wollte, daß sie nach ihrer Begegnung ein paar Tage fort mußte. Nun war er da.

Sie aßen und sprachen nicht viel. Dann gingen sie.

„Wohin gehen wir?“ fragte sie.

„Wir bleiben in der Altstadt“, sagte er. „Warum sollen wir dahin laufen, wo alles neu ist?“

Da waren sie damals auch gewesen. Sie hatten vor den alten Häusern gestanden, sich über die Geländer gelehnt und in das Wasser gesehen.

„Alles hat hier seine Bedeutung von früher her“, sagte sie. „So ist es in einer alten Stadt. Die weist an allen Ecken stolz ihre Vergangenheit vor.“

Mitten auf der Straße blieben sie stehen.

„Sieh mal diese Bilder da oben“, sagte er.

Das alte Bürgerhaus sprang auf die Straße vor, Absätze auf geschnitzten Stufen verbreiterten es oben – da, wo das Fachwerk einsetzte, kunstvoll herausgearbeitet aus dem weißen Untergrund, kleine Fenster umrahmend.

„Ich glaube, das sind Sgraffitos“, sagte sie.

Es war ein Renaissancebürgerhaus, das säulengestützte Tempeldach über dem Torweg verriet es deutlich genug.

„Ich weiß nicht, was das ist, Sgraffitos. Aber schön sind sie. Sie gehören da einfach hin.“

Sie gingen weiter auf den schmalen Bürgersteigen mit den zerbrochenen Platten, sie sahen zu den niedrigen Häusern empor, die sich schief in die Gasse lehnten. Sie schlenderten die Michaelisstraße hinunter, vorbei an den Gebäuden, die hier als Chronik nacheinander gebaut worden waren und nun hier standen und festhielten, was Menschen gefallen hatte und noch gefiel.

Irgendwie mußten sie nun zum Wasser kommen. Aber sie wußten den Weg nicht mehr zu diesem Fluß, der die Stadt durchzog, der zu einem Bach geworden war, unbedeutend, kein Hindernis mehr, und dem doch die Stadt ihren Namen verdankte. Fragen mochten sie nicht. Sie liefen planlos durch die Straßen, kamen zurück an Stellen, wo sie schon gewesen waren. Endlich waren sie auf der Krämerbrücke mit ihren verhutzelten Häusern, die, verfallen beinahe und unansehnlich, nicht merken ließen, daß unter ihnen der Fluß seinen Weg hatte und sie unbeholfen dastehen mußten, auf breiten Pfeilern.

„Von hinten sehen sie besser aus“, sagte er. „Weißt du noch?“

„Komm, dahin gehen wir“, sagte sie.

„Kleines Venedig nennen sie das hier. Möchtest du mal nach dem richtigen Venedig?“

„Wir wollen an dem genug haben“, sagte sie.

Das Wasser war grünlich dunkel, darüberhin trieb langsam ein Kahn, legte an einer Holzbrücke an. Es war ein morscher Brettersteig. Eine ausgetretene Treppe führte ins Haus.

„Die haben zwei Ausgänge“, sagte sie. „Es sind vornehme Leute, sie können mit dem Boot fahren, wenn sie wollen. Wenn ich groß bin, möchte ich auch mit einem Boot fahren dürfen.“

Am Wasser gingen sie weiter. Sie zeigten einander die Häuser, die dicht am Ufer standen, die aber in Wirklichkeit darüberhingen, so kühn hatte man den Oberstock vorgezogen.

„Ich denke immer, das könnte umfallen, wenn ein Wind geht“, sagte sie. „Wenn ich hierher komme, bin ich jedesmal neugierig, ob alles noch steht.“

„Das steht schon lange, es wird auch noch lange aushalten. Eines Tages

wird man die Leute da rausholen, wird ihnen eine Wohnung geben, und das alles wird ein Museum. Eine ganze Stadt wird ein Museum.“

Überall hatten sie immergrüne Pflanzen an den Wänden hochwachsen lassen. Das machte die Verrottung unsichtbar. Es blieb das Durcheinander der Farben, mattgetönt allesamt, und es war doch kein Haus wie das andere.

„Als wir hier waren, blühten die Kastanien. Wir standen an der Neuen Mühle und sahen über den Breitstrom. Das Wasser jagte über die Steine des Wehrs. Grünbemoost waren sie, und darüber stand weiß ein Haus, wenig Fenster, schmal und hoch, braun eingefaßt, irgendwie rot auf der Mauer. Über den Kastanien der Turm einer Kirche.“

„Daß du das noch weißt“, sagte er.

„Es fällt mir alles wieder ein“, sagte sie.

In ihren Gedanken leuchtete immer wieder die Vergangenheit auf. Es war aber jetzt mehr als nur Vergangenes.

Sie wanderten weiter durch die alte Stadt. Jetzt wollten sie hin zu den großen Türmen, die man überall sehen konnte, die alles beherrschten. Sie gingen langsam, ließen sich ablenken, bogen in eine Seitenstraße ein, wenn es sie lockte.

„Ich mag es gern, wenn sie die Kunst auf die Straße stellen“, sagte sie.

„Wir versuchen das wieder. Wir fangen wieder an, sie dahin zu stellen, wo die Menschen sind.“

„Das ist etwas anderes. Das ist ja von uns selbst. Aber wenn da etwas steht, und es ist nicht von uns, und es ist alt und selten – vielleicht möchte man es auch lieber behütet wissen und nicht mitten im Verkehr, wie da die Maria hinter dem Gitter.“

„Vielleicht sollte man sie wegstellen. Hier sieht doch keiner hin.“

„Nein, keiner sieht sie an. Und die trauernde Maria ist doch soviel echter als die gottstolze, die das Kind auf dem Arm hat. Das Weinen glaube ich ihr mehr als ihre Freude.“

Sie empfand das zum erstenmal in ihrem Leben. Ihre gewöhnlichen Tage lagen weit zurück, nur die alte Stadt hatte noch Leben.

Über dem weiten Platz öffnete sich endlich der Blick zum Dom. Auf mächtigen Rundbögen fand sein Hochstreben Halt. Er war nicht allein. Neben ihm stand, einfacher, doch fast ebenso hoch, eine zweite Kirche. Zwischen ihnen fiel in breiten Wellen die Treppe herunter. Sie hatten das schon oft gesehen. Jetzt schauten sie wie beim ersten Male. Dann stiegen sie die Treppe empor.

„Man schreitet“, sagte er. „Ob du willst oder nicht, du schreitest.“

„Das soll man wohl“, sagte sie. „Auf der Treppe fängt die Kirche schon an.“

„Sie wußten, warum sie diese Treppe bauten.“

„Jetzt endlich sehe ich die Menschen, die dahinten in den Häusern gewohnt haben müssen. Hier stellen sie sich ein. Der Ratsherr mit seiner weißen Halskrause, die geputzten Bürgersfrauen mit ihren kostbaren Hauben. Die adligen Fräulein, die auf der Durchreise ihre Andacht verrichten. Alle schreiten langsam die Treppe hoch, die Schleppe des Fräuleins kräuselt sich darüber hin.“

„Heute mußt du Eintritt bezahlen“, sagte er. „So wird die Schönheit zur Ökonomie.“

„Warum bist du eigentlich Werkleiter geworden?“ fragte sie.

„Ich weiß auch nicht. Es ging immer weiter, und es war immer ein wenig mehr, als ich konnte. Aber es mußte eben sein.“

„Wächst man denn überall hinein?“

„Nur in das Richtige.“

Die Führung war noch nicht zu Ende. Sie mußten warten. Sie gingen um den Dom herum und sahen hinüber zur Cyriaksburg.

„Wir laufen durch die Stadt, als hätten wir nichts zu tun.“

„Wir haben viel zu tun“, sagte er. „Wir haben heute hier hinüberzusehen zu diesem alten Berg mit seiner geschleiften Festung. Da hat früher eine Kirche gestanden, und die Preußen haben sie dann umgeschossen, als sie den Napoleon verfolgten. Es war eine romanische Kirche. Viel blieb nicht übrig von ihr, und sie war doch kostbarer als dieser Dom. Schön, daß der noch da steht und sich in die Höhe streckt.“

Sie schwiegen eine Weile. Dann sagte sie: „Ich glaube, wir sollten mehr an all das denken.“

Sie waren froh, als sie wieder draußen waren. In den hohen Kirchenhallen hatte noch der Winter gesessen. Die Heizung hatte ihn nicht hinaustreiben können.

Auf den Turm wollten sie nun nicht mehr. Sie liefen die Treppe hinunter.

„Wenn du die Gotteswelt da nicht mehr vor dir hast, kannst du befreiter gehen“, sagte er.

„Die kleine Kanzel gefällt mir.“

Vom Domplateau aus ragte eine Predigerkanzel auf die Treppe vor. Reste von Stufen zeigten den Weg hinauf.

„Da oben kann ich mir den Münzer vorstellen. Und hier unten steht das Volk, dicht an dicht, und lauscht der schmetternden Stimme, die Gerechtigkeit durchsetzen will. Und dann murrst es die Treppe herauf. Weg sind deine feinen Herren und behäbigen Frauen, die Damen schon längst, und das Geschrei tönt in die Stadt hinein.“

„Ich weiß nicht, ob der Münzer hier war“, sagte sie.

„Das solltest du aber wissen, wenn du Lehrerin bist.“

„Vorhin hast du gespottet, als ich die Menschen zu sehen meinte. Jetzt siehst du sie selbst.“

„Hier fliegt einem die Phantasie zu, man weiß nicht woher.“

„Mir ist kalt“, sagte sie.

„Laufen wir schnell noch ein Stück durch die Stadt, und dann gehen wir zu dir und trinken was.“

„Fahren wir morgen zusammen?“

„Ich muß noch bleiben.“

„Schade“, sagte sie.

Hand in Hand gingen sie weiter. Sie wunderten sich darüber nicht mehr. Es kam ganz von selbst.

Sie saßen wieder in ihrer Ecke. Gleich bei der Ankunft hatte er sich seine Tasche geben lassen. Sie enthielt eine Flasche Wein. Er schenkte ein. Sie stießen die Gläser aneinander. Sie waren zart, ungeschliffen, gerade recht, um daraus einen guten Wein zu trinken.

„Damals wohnten wir in der Jugendherberge da oben, den Berg hinauf“, sagte sie.

„Warum sind wir dorthin nicht gegangen? Wir haben es beide nicht gewollt, und wir haben das gebilligt ohne ein Wort?“

„Das ist vorbei, was dort war“, sagte sie.

„Ich muß dir jetzt etwas sagen. Wenn ich es jetzt nicht sage, werde ich es nie können.“

„Besser, du sagst es nicht.“

„Laß es mich sagen nach diesem Tag. Ich bin froh, daß es endlich herauskann. Ich war so lange allein. Damals haben wir uns getrennt. Da war ja die Frau, nichts anderes war möglich. Dieser Gedanke war mir ein Halt. Aber langsam ist die Sicherheit von mir abgefallen, Stück um Stück. Nun sitzen wir hier. Vor ein paar Tagen haben wir uns wieder gesehen, und das war kein Zufall. Ich wußte längst, daß ich dir dort einmal begegnen mußte.“

Da war es nun, da hatte er es gesagt. Sie hatte den ganzen Tag gehofft, daß er es nicht aussprechen würde, daß dieser Tag vergehen könnte, wie er angefangen – unbeschwert; daß sie auseinandergehen könnten mit guten Gedanken. Sie hatte Angst vor dem, was nun kommen mußte.

„Aber sicher warst du dir nicht, sonst wärest du zu mir gekommen und hättest nicht am Ufer gewartet.“

„Ich wollte sehen, ob es sich nicht auch so fügte. Vielleicht wollte ich ein Zeichen.“

„Zeichen können uns nichts abnehmen“, sagte sie.

„Entscheiden können wir uns nur allein“, sagte er. „Wir haben es schon getan.“

Er hob die Flasche ans Licht. Sie hatten sie kaum zur Hälfte geleert. Dann goß er die Gläser wieder voll.

„Du hättest wieder zu deiner Frau finden müssen“, sagte sie, „du hättest nicht nur der Vergangenheit leben dürfen.“

„Ich habe es ja versucht. Ich war fest entschlossen dazu“, sagte er.

Er sprach mit leiser Stimme. Sie fühlte sich eng mit ihm verbunden.

„Mein Gefühl für sie war ganz erstorben. Wie war alles gekommen? Da war die Gefangenschaft gewesen, und dann traf ich Anna. Man hatte mir das Denken beigebracht, aber ein Zuhause hatte ich nicht mehr. Wir waren beide allein und ohne Heimat. Sie kam aus Ostpreußen, und auch ich hatte mich neu hineinzufinden in alles. Sie brauchte mich und ich sie.“

„Sie hat dir geholfen, ihr wart zusammen. Da kann nicht plötzlich alles aus sein.“

„Plötzlich nicht. Aber es war auf einmal deutlich. Die Zeit hatte uns zueinander gedrängt, nicht wir selbst. Es war Gewöhnung, nur am Anfang war es mehr. Und das bringt nicht wirklich zusammen.“

„Wenn es so ist, wie du sagst, warum heiratet man dann?“

„Wie es bei anderen ist, weiß ich nicht. Meins ist mir genug. Laß mich doch wenigstens dir sagen, was ich keinem sagen kann. Ich liebte Anna, das ist alles weg. Und der Gedanke an dich hat in mir gefressen. Dich hatte ich fortgeschickt. Und du, du hast immer in mir protestiert gegen all das Halbe, du hast dich gegen die Gewöhnung aufgelehnt, aus der ich nicht herausfand. Ich wußte es dann, daß ich zu dir gehörte, und blieb doch bei meiner Frau.“

Er hob sein Glas, er sah, wie der Wein darin schwankte. Dann trank er es mit einem Zuge leer.

„War es wirklich falsch?“

Sie fragte nur mechanisch. Still lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück. Er schaute sie an. Er beugte sich über den Tisch. Sie spürte seine Verzweiflung.

„Es war falsch“, sagte er. Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest. Ihre Angst war weit fortgerückt.

„Du hast es schwer gehabt“, sagte sie.

„Ich will endlich eins werden mit mir“, sagte er. „Ich kann in dieser Zwitterwelt nicht mehr leben. Und du wirst es auch nicht mehr können nach all dem. Bleiben wir doch zusammen.“

Seine Worte brachten alles in ihr in Aufruhr. Irgendwo war da ein fruchtbarer Boden, in den sie fielen. Sie hatte das alles nur nicht allein zu denken gewagt.

„Könnten wir es denn?“

Sie fragte nicht ihn, sie fragte sich selbst. Sie hatte keine Antwort. Sie streichelte seine Hände, sie merkte es nicht. Acht Jahre hatten sie einander nicht gesehen. Acht Jahre. Mit ausgefüllten Tagen waren sie dahingegangen,

Und über das Erleben hin hatte sich ihre Liebe bewahrt. Rein und unangestastet stieg sie unaufhaltsam aus dem Vergangenen hervor.

„Laß uns noch leben, was in uns ist“, sagte er.

Er wollte sie zu sich ziehen. Sie wehrte es ihm.

Noch war ja das andere nicht ganz verschwunden, doch sie vergaß es endlich.

3

Die Haustür war mit einem hellen Schlag ins Schloß gefallen. Man hörte es durchs ganze Haus. Das Flurlicht flammte auf, das Summen des Automaten begleitete sie bis in den ersten Stock. Sie hätte sich am liebsten hier unten auf die Treppe gesetzt. Der enge Schacht fiel über sie her. Auf der Straße hatte sie genug zu sehen gehabt. Jetzt glitten vor ihren Augen die sinnlosen Verzierungen der Wände vorbei, ein wirres Gerank auf grünem Grunde. Sie hatte nie bemerkt, wie häßlich das war, es ekelte sie.

Sie hob die Füße auf die nächste Stufe, fast zog sie sich am Geländer hoch, bei jedem Schritt kippte sie vornüber, und jeder brachte sie ihrer Wohnung näher.

Am Morgen hatten sie sich getrennt. Er hatte sie nicht zurückhalten können. Sie mußte allein sein. Sie hatte gleich gewußt, daß sie alles falsch gemacht hatte. Sie hätte nicht mit ihm durch die alte Stadt gehen dürfen, sie hätte mit ihm nicht diesen Abend haben dürfen. Nun wog alles mit doppeltem Gewicht. Was nur in Gedanken gewesen war, vor ihr selbst versteckt, nun war es wirklich geworden, sie hatte es beinahe nicht gewollt. Vorher war alles in Ordnung gewesen und ohne Schuld. Aber jetzt war eine schlimme Erinnerung da. Die ließ sie nicht los.

Von innen her schüttelte sie ein Schluchzen. Die Treppe wollte kein Ende nehmen.

Endlich war sie oben. Vor der Tür blieb sie stehen. Als hätte sie es nie gesehen, las sie sorgfältig das Namensschild. Walter Menken las sie.

Sie hieß Menken, das war eine Tatsache, das war klar. Alles andere war nicht klar. Sie wollte, sie könnte alles rückgängig machen. Sie hätte gern von neuem angefangen. Hier weiterleben, das war zuviel für sie, das konnte sie nicht.

Sie suchte in ihrer Tasche nach den Schlüsseln. Öffnen konnte sie nicht sogleich. Sie konnte ihren Schmerz nicht länger zurückhalten. Sie liebte ja beide. Sie wußte nicht, wohin sie gehörte.

Es gibt da keine Entscheidungen, die richtig sind. Es gibt nur falsche.

Sie setzte sich auf die erste Stufe der Treppe, die zum Boden hinaufführte. Sie barg den Kopf in die Hände und weinte. Das Licht ging aus. Es kümmerte sie nicht. War denn ihr Leben hohl gewesen? War das, was sie aus-

gefüllt hatte, auch nur Gewöhnung gewesen? War es so wenig, daß sie es vergessen konnte, einfach vergessen?

Sie sah sich in das Zimmer treten.

Hinter dem Schreibtisch wird sich sein Kopf erheben, er wird sagen: Da bist du ja endlich. Sie wird in die Küche gehen, sich ihr Abendbrot holen. Er wird sich nicht stören lassen. Dann wird er sagen: Dieser elende Kram. Wenn man wenigstens richtig studierte, aber so... Sie wird ihn trösten müssen, ihm helfen. So war es immer, jeden Tag. Sie kam spät nach Hause, müde, sie brauchte selber Hilfe, und er saß bei seinen Büchern. Da blieb nicht viel Zeit füreinander.

Aber die Sonntage? Da nahmen sie den Kleinen an die Hand und fuhren irgendwohin, wo es schön war und wo sie ganz zusammen sein konnten. Abends gingen sie vielleicht ins Theater, oder sie saßen am Radio oder stritten sich über das Kind, über etwas, was sie am Morgen in der Zeitung gelesen hatten.

Hatte er ihr nicht geholfen, zu werden, was sie heute war? War denn alles nur Alltag? Die Frage kreiste in ihr. Sie wollte sich endlich Antwort geben. Eigentlich dachte sie nicht, sie war bloß noch verzweifelt.

Auf einmal sitzt sie nicht mehr auf der dunklen Treppe, sie ist in Melchen, wohin sie gern fahren. Der Mann und das Kind spielen auf der Wiese vor dem Schloß. In den vielen Fenstern spiegelt sich die Sonne, es ist Sommer. Sie lauscht dem Konzert, das von der Parkterrasse her klingt. Sie sieht dem Mann zu und dem Kind. Er hat alles vergessen, was sonst den Alltag so schwer macht, und sie hat es auch zurückgelassen in der Stadt. Übriggeblieben ist ein gutes Gefühl.

Plötzlich ist sie allein. Die Musik ist verstummt, die Sonne bricht sich nicht mehr in den Scheiben, die Fenster haben gar keine Scheiben mehr. Vor ihren Augen wird das Schloß zur Ruine, eine Fassade nur, eine Wüste tut sich hinter ihr auf, verbrannt, einsam, leer. Die Blumen neigen sich und verdorren im Schmutz, die Steine zerfallen, die Treppen enden in ein Nichts. Sie läuft, es bleibt doch immer das gleiche, was sie umgibt. Schwarz sitzt es in den Löchern, die Fenster waren. Bitter weht die Luft über alles hin, höhrend stiebt der Sand in die Weite. Dunkle Flügel klatschen ihren Schatten auf sie, die zurückblieb in der Einöde, die Zerstörung mitzuleben. Sie weiß den Weg hinaus, nicht ein Fleckchen kann sie von der Stelle rücken. Gewaltiger Wind fegt Wolken heran, schon sind sie über alles hinweg. Da wirft sie sich nieder, und sie hört:

*Über dir Himmel und Stern
unter dir staubgraue Last.
Glück war nimmer so fern,
Leben dir je so verhaßt.*

Da schreckte sie hoch. Sie wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. Ohne Zögern ging sie auf die Tür zu. Sie las das Namensschild nicht noch einmal. Sie öffnete, trat ein.

Zu ihrem Mann ging sie nicht gleich. Sie zog sich im Flur den Mantel aus, dann trat sie in das Zimmer, in dem der Kleine schlief. Das matte Licht, das sie eingeschaltet hatte, störte seinen Schlaf nicht. Er hatte die Fäuste geballt, sie lagen neben seinem Kopf. Er schlief immer noch wie damals, als er kaum zur Welt gekommen war. Sein Atem ging ruhig.

Mit trockenen Augen stand sie am Bett ihres Jungen. Sie hatte keine Tränen mehr. Sie fühlte ihren Körper nicht, sie war todmüde.

4

Die Ferien waren zu Ende. Die Schule hatte sie wieder eingefangen. Sie war froh darüber. Ihre Tage waren wieder voll, sie konnte sich endlich ausruhen von der Erinnerung. Abends saß sie lange auf und schlief dann gleich ein, sie hatte sich kaum ins Bett fallen lassen. Doch nicht immer war es so, manchmal hockte sie da, über ein Heft gebeugt, und ihre Gedanken waren ihr davongeglitten. Wenn sie es merkte, zwang sie sich zurück. Es mußte nun genug sein, sie wollte sich abschließen vor dem, sie konnte da keinen Ausweg finden. Sie wollte es gehen lassen, wie es eben ging, und es war gut, daß überreichlich Arbeit war für sie.

Dann aber kam der Tag, dieser Mittwoch. Als sich die Klassentür hinter ihr geschlossen hatte, da war es klar und unübersehbar: Sie konnte keinen Augenblick mehr warten. Sie konnte nicht mehr ausweichen vor der Frage, auf die sie keine Antwort wußte. Sie hatte lange geahnt, daß sie es nicht so lassen durfte, einfach so, als ob es in Ordnung wäre. Jetzt gleich, jetzt gleich mußte sie die Antwort haben. Wenn sie die nicht gleich hatte, dann war es nicht mehr zu ertragen. Nicht einen Tag länger konnte sie das ertragen.

Sie war außer Atem, als sie oben war in der Mansarde ihres alten Lehrers. Er war ihr Freund.

„Es ist schön von dir, daß du mich alten Kerl besuchst“, sagte er. Sie war erschrocken, als sie ins Zimmer kam, so fremd war er ihr geworden.

„Ich komme gern zu dir“, sagte sie. „Von dir geht man nie leer fort. Aber heute habe ich dir etwas mitgebracht.“

Sie zerrte das Seidenpapier von dem Strauß, es waren drei Fliederzweige. Sie wußte, daß es ihm nicht gut ging.

„Danke“, sagte er. „Das bißchen Hilfe, damit du dich hineinfandest in alles, schätze es nicht zu hoch ein. Es ist wenig, was einer für den anderen zu tun vermag. Eigentlich kann er nur aufwecken, was in dem anderen schon

bereit liegt. Mehr kann ich auch nicht. Vielleicht nicht einmal das. Aber ich bin froh, daß ich es versucht habe und daß ich nach den langen Jahren wieder Lehrer sein konnte.“

Er saß in einem Lehnstuhl, den er dicht ans Fenster gerückt hatte. Er konnte bequem hinausschauen, zu den ziehenden Wolken hinauf, die Straße hinunter, zu den Häusern hinüber, die unverputzt dastanden, die Gerüste standen noch.

Sie sah ihn an. Die Krankheit hatte ihm zugesetzt. Sonst war er im Zimmer umhergegangen, wenn sie kam. Zuweilen war er an seinen Aquarien stehen-geblieben, hatte beobachtet und geschwiegen, doch dann gleich weiter-gesprochen, schnell, energisch. Das war vorbei. Er würde sich nie mehr er-holen.

„Du wirst wieder gesund werden“, sagte sie.

Sie schämte sich. Hier hatte sie sich Rat holen wollen. Dem alten Mann hatte sie ihre Last aufbürden wollen.

„Du kannst die Wahrheit sagen. Wenn ich die Wahrheit nicht mehr er-tragen kann, dann ist es aus“, sagte er. „Nun erzähl du mal, ich weiß ja doch nichts Neues.“

Sie trug einen Stuhl herbei. Dann erzählte sie von ihrer Reise.

„Es wird schön werden in diesem Jahr. Wir haben den Ausflug nie so gut vorbereitet. Und schon die Vorbereitung war schön. Mal da unten sein, viel Zeit haben und sich überall herumtreiben, wo man gern ist – das ist wie in einem andern Land.“

Ihr Blick ging hinüber zu den Aquarien, die in einer langen Reihe an der Querwand des Zimmers standen.

„Warum hast du nur die vielen Fische?“ fragte sie.

Er antwortete nicht. Endlich sagte er: „Irgend etwas ist da. Irgend etwas hast du nicht gesagt.“

Da schaute sie wieder zu ihm hin. War es denn so? Merkten es die an-deren auch schon?

„Ja“, sagte sie. „Aber es ist besser, ich rede nicht davon.“

„Du mußt es wissen“, sagte er.

„Ich habe ihn wiedergesehen.“

Seine Augen fragten.

„Es dauert lange, das alles zu erzählen“, sagte sie.

„Ich habe Zeit. Es ist das letzte, was ich habe, viel Zeit“, sagte er.

„Eine schöne Geschichte ist es nicht.“

Er hatte die Augen geschlossen und schwieg. Sie wußte nicht, ob es recht war, von all dem zu sprechen. Aber er sagte kein Wort. Und da erzählte sie. Sie erzählte alles sehr schnell her, wie von einer anderen. Das war es ja nicht mehr, was sie hierhergetrieben hatte.

„Und dann endlich war heute dieser Nachmittag, die Arbeitsgemeinschaft.“
Sie hörte auf zu sprechen.

Sie sah ihn plötzlich vor sich, ihren Freund und Lehrer, wie er damals gewesen war, als sie gerade anfang und er sein letztes Jahr an der Schule verbrachte. Sie waren aus einer Stunde gekommen und saßen auf dem Ledersofa hinter dem grünbezogenen Tisch im Lehrerzimmer. Sie hörte noch seine Stimme. „Du hast dich gut herausgemacht, nun kannst du bald allein fliegen“, hatte er gesagt. Und wie stolz war sie darauf gewesen! Sie hatte dann gemerkt, wieviel ihr noch fehlte damals und wie sehr er ihr hatte Mut machen wollen. „Nur eines, weißt du, eines muß ich dir sagen.“ Er hatte einen kleinen Augenblick überlegt. Seine Augen, eingebettet in zahllose Fältchen, hatten über sie hinweggesehen. Seine Hand hatte den Stock wieder gefaßt, den er damals brauchte, und wie zur Betonung hatte er leise auf die Dielen geklopft. „Es ist richtig, was du sagst. Und wohl auch geschickt, wie du es sagst. Aber es ist zu wenig das Leben drin und zu wenig du selbst. Die da vor dir sitzen, die wollen spüren, daß es nicht aus einem alten Buch ist, was du vorträgst. Die müssen wissen, daß alles wirklich ist und daß sie es selbst so machen sollen. Und du mußt es erleben. Hier ist dein Wort, da ist dein Leben – und das muß stimmen, sonst taugt beides nicht.“

Sein Leben, das hatte immer gepaßt zu seinem Wort. Es war vergangen im Kampf, sie wußte es. Und die Zeit hatte ihm recht gegeben. Er hatte gesiegt. Über die Gefängnisse und Enttäuschungen hatte auch er gesiegt, und sie war ihm dankbar dafür. Auch dafür, daß er nach diesen Jahren gleich wieder angedockt hatte, daß er wußte, was zu tun war – einer von denen, die das errichteten, worin sie heute ihren Platz hatte.

Sein Wort war ihr Auftrag gewesen, die ganze Zeit. So wollte sie werden, und so hatte sie gehandelt. Aber erst heute hatte sie gemerkt, was es heißt, daß sie nur geben konnte und geben durfte, wenn sie sich selbst gab. Und nun war sie hier und wollte ihm sagen, daß ein Lehrer nicht nur Vorbild sein kann, daß er das Recht haben muß, auch einmal nur er selbst zu sein.

Er mußte das billigen, er mußte den Auftrag zurücknehmen.

Da sprach sie endlich weiter.

„Und dann war dieser Nachmittag. Alles ging gut. Die Jungen arbeiteten ordentlich. Plötzlich – wir wollten schon Schluß machen – kam einer mit der ‚Iphigenie‘ an. Er hatte die ‚Iphigenie‘ gelesen, allein, wir sind noch nicht soweit, und er war nicht zu Rande gekommen damit. Er wollte wissen, wie es denn sei mit dieser Unbedingtheit, dieser Wahrheitssucht. Alle horchten auf. Das interessierte jeden. Sie redeten los, sie sind es gewohnt, bei solchen Fragen die Antwort erst einmal selbst zu suchen. Dann aber sahen alle auf mich. Und da brach es in mich ein: Du kannst jetzt keine Antwort geben. Du darfst es nicht. Denn was sollte ich sagen? Ich hätte sagen können, was man

so zu sagen pflegt. Ich hätte sagen können, wie es in mir aussah. Was wäre das Richtige gewesen? Ich wußte es nicht. Ich schwieg. Und so bin ich zur Lügnerin geworden. Ich mußte lügen durch mein Schweigen.“

Sie merkte auf einmal: Sie sagte ja nicht das, was sie sagen wollte. Sie wollte sich verteidigen und klagte sich an. Da wurde sie wieder still.

Sie stand auf und stellte sich vor ein Aquarium. Die Fische verharrten ruhig an einer Stelle, leise bewegten sich ihre Flossen, die Kiemen atmeten.

„Was soll ich dir nun sagen? Da kann dir keiner helfen. Das mußt du mit dir selbst abmachen. Und mir scheint, du hast es schon getan.“

Da wandte sie sich um. Alle Krankheit war aus seinen Augen verschwunden. Sie sah, wie stark das Leben war in ihm.

„Dann kennst du mich besser als ich mich selbst.“

„Vielleicht kenne ich mich und viele wie uns beide. Ich hasse es, wenn einer sich nicht entscheiden kann. Andere mögen alles bedenkenlos hinnehmen. Aber wir, hörst du, wir können es nicht. Und das ist schon ein Anfang, wenn man nichts hinnimmt, wenn man kämpft. Dann wird es gehen, nur dann.“

Und da wußte sie, daß ihr nichts geschenkt wurde. Sie mußte werden wie der Alte. Sie war Lehrerin, das war schwer. Nicht, weil große Mühen verlangt wurden – das ließ sich mit anderem vergleichen –, sondern weil es kein Ausweichen gab, weil auch das Letzte gefordert wurde und sie ihr Innerstes einsetzen mußte und es öffentlich hinbreiten.

5

Dann sahen sie einander wieder.

Als sie seine Wohnung betrat, war ihr, als umklammerten sie die Wände. Überdeutlich spürte sie, daß sonst durch diese Räume eine andere ging. Seine Frau.

Sie setzte sich zaghaft auf den Sessel, bemüht, nichts zu berühren.

„Da bist du nun“, sagte er. „Die ganze Zeit über hatte ich Angst, du könntest nicht kommen.“

„Ich hatte es dir versprochen“, sagte sie.

„Ich wußte, daß du kommen mußttest, aber die Angst war da.“

Sie sah ihn an. Sein Gesicht war glücklich. Er redete pausenlos von den kleinen Dingen, die er heute erlebt hatte. Sie hörte nicht hin.

Es war ihr, als sei die andere hier bei ihnen. Sie wollte aufstehen, die Tür hinter sich zuschlagen. Nie wollte sie ihn wiedersehen. Es war hoffnungslos. Jetzt war sie da, jetzt mußte sie sprechen über Dinge, die man einfach nicht bereden kann. Ganz vorn schon lauerte die Verzweiflung, bereit, in jedem Augenblick hervorzubrechen. Der Boden war nicht fest, der sie trug.

Sie folgte dem Mann mit den Augen. Er deckte schnell den Tisch.

„Vielleicht wäre es besser gewesen, ich wäre nicht gekommen“, sagte sie plötzlich.

Da setzte er sich zu ihr.

„Wäre es dadurch leichter? Wenn du heute nicht gekommen wärest, einmal hätte es doch sein müssen. So etwas geht nicht von selbst vorbei.“

Er hatte es gleich gemerkt, als sie ins Zimmer trat. Sie war nicht mehr wie beim Abschied, sie war weit weg von ihm.

„Solch ein Glück kann nur Stunden dauern“, sagte sie.

„Es kann lange anhalten, ein Leben lang“, sagte er.

„Nicht für uns“, sagte sie.

„Wir müssen nur den Mut haben.“ Er konnte sich nicht abfinden mit dem Verzicht, er hatte zu lange gehofft.

„Wir können nicht einfach die Augen zumachen“, sagte sie. „Was war, ist vergangen. Das in dem Gasthaus war nur ein Traum.“

Er mußte sie verstehen. Er mußte ihr das Schwere ersparen wollen. Sie hatte Nächte zugebracht, das zu ordnen, was nicht zu ordnen war. Doch wußte sie, was sie von sich verlangen mußte. Nicht eine Stunde länger durfte sie mit ihm zusammensein.

„Für uns gibt es nur einen Weg“, sagte sie.

„Immer gibt es andere Wege.“ Seine Stimme warb um sie.

„Ich weiß keinen anderen. Alles ist so durcheinander in mir. Ich weiß kaum mehr, was ich fühle.“

„Du weißt es. Und du kannst nichts dagegen tun. Dagegen kann man nichts tun. Gefühle sind allmächtig.“

Sie schauten sich an. Ihre Gesichter waren ganz flach. Alle Ruhe war aus ihnen herausgefeht.

„Für seine Gefühle kann niemand“, sagte er.

„Aber für die Handlungen, wir können für unsere Handlungen.“

Von ihren Lippen mußte er es ablesen. Er antwortete nicht. Er wollte ihre Hände fassen. Sie entzog sie ihm. Wenn sie ihm die Hände ließ, würde alles so kommen wie in der alten Stadt, nur würden sie nie mehr auseinandergehen können.

Plötzlich löste sich die Starre, die sie aufrechthielt. Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Was ist denn, was hast du?“ fragte er leise.

„Für unsere Handlungen sind wir verantwortlich.“

Er konnte sie kaum verstehen. Er hob ihren Kopf.

Da stand sie auf. Sie ging zur Wand, lehnte sich schwer dagegen. Sie wußte wieder, was sie wollte.

Er sah ihr nach.

„Ich kann nicht atmen hier“, sagte sie.

Da stand auch er auf. Er wandte sich von ihr ab und ging durchs Zimmer ohne Zweck. Er konnte jetzt nicht still sitzen.

Auf dem Tisch standen vergessen die Tassen.

Ihr Blick hielt sich an einer chinesischen Schnitzerei fest. Es waren Elefanten, die, einer größer als der andere, in einer Reihe marschierten.

„Es ist alles so sinnlos“, sagte sie. „Am besten wäre es, ich ginge jetzt fort.“

„Das kannst du nicht.“

„Ich kann es nicht, aber ich habe ein schlechtes Gewissen.“

„Unehrllich ist das. So unehrllich, wie ich es war, als wir auseinandergingen damals.“

Aus den Augenwinkeln sah sie ihn schnell an. Sie wußte, daß sie jetzt gehen mußte, wenn sie durchhalten wollte.

Sie blieb.

„Ich liebe meinen Mann“, sagte sie leise. „Ich habe ein Kind.“

Es war schon alles ohne Kraft, was sie sagte.

„Wir sind zufällig an andere gebunden.“

„Nicht zufällig. Ich kam nach Hause, ich verstand mich selbst nicht mehr. Als ich ins Zimmer trat und er sah ganz anders aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte, und er saß gar nicht hinter seinen Büchern, und er hatte Zeit für uns und fragte, ob ich nicht müde sei, und er stellte mir mein Abendbrot hin, und er schmiedete Pläne – da wußte ich, daß ich nicht von ihm weggehen kann.“

Er lachte bitter auf, er trat dicht an sie heran. „Ich will nicht, daß wir den gleichen Fehler noch einmal machen. Wir, wir gehören zusammen. Andere gehen uns nichts an.“

Er drehte sich um und ging wieder im Zimmer umher. Sie schaute ihm nach. So maßlos, so gleichgültig gegen andere war er früher nicht gewesen, früher nicht. So wird man wohl, wenn man eine Hoffnung im Herzen trägt und zu lange allein sein muß.

„Du liebst mich. Ich weiß es. Da kann es doch kein Drittes geben. Keile reißen gewachsene Baumstämme auseinander, Eisbrecher zersplittern die gefrorene Glätte in Schollen. Aber es gibt nichts, was trennen könnte, die sich lieben. Da kann es für sie keine Grenze geben, nur Unendlichkeit, nur noch sie, nur uns.“

„So habe ich auch gedacht. Ich weiß nicht mehr, ob es wahr ist“, sagte sie.

„Machen wir es wahr. Nicht alles wird wahr auf den üblichen Wegen. Du aber willst den Mut nicht haben zum Unbequemen.“

„So können wir nicht miteinander reden“, sagte sie.

Müde setzte er sich in seinen Sessel. Er hielt die Augen mit beiden Händen bedeckt. Er hatte sich ganz in sich verkrochen. Ihre Lider brannten. Sie wußte nicht, was sie tun würde, wenn er nun aufsah. Sie kannte seinen gequälten Blick, sie kannte ihn gut.

„Es ist zu spät“, sagte sie. „Ich habe nicht auf dich gewartet. Es ist zuviel, was zwischen uns ist.“

Er blickte nicht hoch.

„Es sind Jahre, die wir gemeinsam verbracht haben, Walter Menken und ich. Das kann ich nicht auslöschen und fortwerfen als ein Leergebranntes, und ich will es auch nicht.“

Er sprach in seine Hände hinein, als er endlich antwortete. „Vielleicht hast du recht, und es gibt nur einen Weg, und den muß man gehen bis ans Ende.“

„Ich glaube, ich muß jetzt fort“, sagte sie.

„Ja, geh nur.“

Da lief sie auf ihn zu, sie beugte sich zu ihm, küßte ihn auf die Stirn.

Er sah hoch.

„Ich komme mit“, sagte er. „Wie kann ich denn hierbleiben, wo das hier war.“

Schweigend stiegen sie die Treppe hinunter. Vor der Tür gaben sie einander die Hände. Sie sprachen kein Wort.

Das Wetter war umgeschlagen. Es regnete leise, der Wind fegte ihr die Tropfen ins Gesicht. Der Regen saugte sich in ihren dünnen Mantel, sie spürte die Kälte auf der Haut. Mitten auf dem Bürgersteig stand sie, außerhalb des Kreises, den die Lampe auf den Boden warf, und blickte ihm nach. Mit langsamen Schritten ging er davon. Sie sah, wie seine knochige Gestalt im Dunkel verschwand.

Klaus Kändler

Proletarische Entscheidungen

Anna Seghers: „Brot und Salz“. Drei Erzählungen
Aufbau-Verlag, Berlin 1958

Nach altem Brauch wird einem willkommenen Gast bei der Begrüßung zum Zeichen der Freundschaft Brot und Salz überreicht. In dieser symbolischen Geste drücken sich Verbundenheit, Treue und gute Wünsche aus. Brot und Salz durfte aber auch in feudalen Zeiten der Herr von seinen Untertanen bei verschiedensten Anlässen erwarten. Damit wurde aus dem Willkommensgruß das Symbol der Unterwerfung.

Anna Seghers fügt unter dem Titel „Brot und Salz“ drei Erzählungen zusammen, die zeigen, wem im Zeitalter der proletarischen Revolution, in der Zeit des sozialistischen Aufbaus Brot und Salz gebühren und was den Herren geschieht, die nichts gelernt haben und immer noch erwarten, daß sie demütig empfangen werden. Menschen werden geschildert, die dem Symbol seine alte, humanistische Bedeutung zurückgeben, Bauern und Arbeiter, die nicht länger bereit sind, Gutsherren oder Kapitalisten zu dienen.

Alle drei Erzählungen sind nach dem zweiten Weltkrieg entstanden; sie spielen in verschiedenen Lebensbereichen, schildern verschiedene Phasen des Kampfes, den Sozialisten überall gegen Faschismus und Krieg führen. In allen dreien aber spürt die Dichterin den Beweggründen nach, die in ihren Helden die Entscheidung für die gute Sache herbeigeführt haben.

„Brot und Salz“ ist auch der Titel der ersten Erzählung: eine Begebenheit aus der Zeit der konterrevolutionären Putschversuche in Ungarn im Herbst 1956. Bela Mackay, ins Ausland geflohener ehemaliger

Gutsbesitzer, ist mit den Faschisten zurückgekehrt, um seinen alten Besitz wieder zu übernehmen. Nicht einmal das Willkommenessen wartet er ab, das faschistische Helfershelfer in dem Städtchen Dorog für seinesgleichen ausrichten. Er hat es eilig, zu „seinen“ Bauern zurückzukehren, ihr Brot und Salz zu essen. Doch schneller als sein Auto ist ein junger Arbeiter der MTS, der ihm vorausseilt und den Bauern die Rückkehr des Herrn meldet. Fast alle diese Bauern, die aus verschiedenen Gründen uneinig und unzufrieden sind, haben zunächst teilnahmslos zugehört, wie die Genossenschaft, die Volksmacht zerschlagen wurde. Doch ihnen allen brachte einst die Vertreibung der Gutsbesitzer Erleichterung und ein besseres Leben. Sollen sie jetzt zulassen, daß ihnen alles wieder genommen wird, daß ihr beinahe vergessenes Tagelöhnerdasein von neuem beginnt? Die Rückkehr des Herrn beendet ihre Gleichgültigkeit: lieber wollen sie, wenn auch durch schwere Arbeit, die Genossenschaft neu aufbauen, als wieder einen Herrn über sich zu dulden. Es bleibt ihnen wenig Zeit zur Überlegung, aber als Bela Mackay vor sie tritt, ist ihr Klassenbewußtsein erwacht. Statt mit Brot und Salz empfangen sie den ehemaligen Gutsherren und seine faschistische Hilfstruppe mit der Waffe in der Hand und retten die Volksmacht.

Anna Seghers verwebt mit dieser Fabel eine Fülle von Menschenschicksalen. Die Nachricht von der Rückkehr Bela Mackays wirkt auf viele Menschen. Jeder dieser Personen erhält einen Platz in der Erzählung. Die Dichterin läßt ihre Lebensge-

schichte und ihr Verhalten in den Tagen des Putsches lebendig werden. Die strenge novellistische Einheitlichkeit wird dadurch freilich gesprengt. Es entsteht eine Art Querschnitt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande während der damaligen Ereignisse, und man meint, eigentlich den Entwurf zu einem großen Roman vor sich zu haben. Verstärkt wird dieser Eindruck noch dadurch, daß Anna Seghers auch Kompositionsprinzipien ihres Romanschaffens anwendet. Wie in „Die Toten bleiben jung“ werden zwei gesellschaftliche Ebenen in der Handlung getrennt: einerseits Reise und Ankunft Bela Mackays mit seinem Chauffeur János, und andererseits die Organisierung des Widerstandes der Arbeiter und Bauern, als sie die Rückkehr des Gutsherrn erfahren. Beide Handlungen prallen an ihrem Höhepunkt aufeinander: Bela Mackay trifft im Dorf ein; er glaubt sich am Ziel seiner Wünsche, während im gleichen Augenblick die Bauern sich zu einheitlichem Vorgehen gegen ihn zusammenschließen. Der Gutsherr muß die Flucht ergreifen – die Handlungsstränge lösen sich wieder voneinander. Da jeweils die Vergangenheit einzelner Figuren in das Geschehen eingebunden wird, ist vor allem die Arbeiter- und Bauernhandlung mit zahlreichen Unterbrechungen belastet. Dem Gutsbesitzer steht keine Einzelfigur als Gegenspieler gegenüber, sondern die Volksmasse. Um deren Vielfältigkeit zu zeigen, muß das Leben aller beteiligten Bauern erhellt werden; das wirkt sich nachteilig auf die Einheit der Handlung aus.

Die beiden anderen Erzählungen hat Anna Seghers im Umkreis ihres Romans „Das siebte Kreuz“ angesiedelt. „Die Saboteure“, wie der nächste Titel lautet, sind die Arbeiter Hermann Schulz, Franz Marnet und Paul Bohland, dieselben, die am Gelingen der Flucht Georg Heißlers beteiligt waren. (Die Erzählung ist bereits in der Sammlung „Der Bienenstock“ enthalten, wo als Entstehungszeit das Jahr 1946 angegeben ist.)

Die drei Arbeiter sind ihrer antifaschi-

stischen Gesinnung treu geblieben. Der Überfall deutscher Truppen auf die Sowjetunion veranlaßt sie, wieder aktiven Widerstand zu leisten. Herman Schulz erkennt, daß es keinen Sinn mehr hat, sich für spätere Aufgaben aufzusparen. Jede Handgranate ist Waffe gegen das Land des Sozialismus, ist Brot und Salz den faschistischen Machthabern. So, wie Hermann Schulz denken viele in der Fabrik, in der er arbeitet – doch nur die drei Freunde wagen zu handeln. Sie sabotieren die Produktion, wobei der Ingenieur Kreß, der einst ebenfalls Heißlers Flucht unterstützt hat, ohne viel Worte an ihre Seite tritt. Damit machen sie offenbar, daß die marxistisch-leninistische Kampfpartei nicht zu unterdrücken ist. Sie können dem Land des Sozialismus nicht offen Brot und Salz überreichen – aber ihr Freundschaftsgeschenk sind unbrauchbar gemachte Waffen.

Aus dem zunächst spontanen Sabotageakt wächst bald der bewußte Aufbau einer antifaschistischen Widerstandsfront, deren Kopf Hermann Schulz wird. Er bleibt nicht stehen bei der Enttäuschung über seine Kollegen, die es am 22. Juni 1941 noch ablehnten, sich den Saboteuren anzuschließen. Er erkennt, daß der Faschismus nur durch zielbewußte, hartnäckige Arbeit der Partei geschlagen werden kann. Von nun an vergrößert er Schritt um Schritt den Kreis der aktiven Widerstandskämpfer. Aber als die Gruppe der Saboteure etwa zwei Jahre später entdeckt wird, geht er mit der Gewißheit in den Tod, daß er eine Organisation hinterläßt, die die Tat des einzelnen nun vervielfacht fortsetzt. Er ist keinem Verräter aus den eigenen Reihen zum Opfer gefallen, darum kann er dem Gestapooffizier mit einem fast triumphierenden Lächeln gegenüberreten. Seine Verhaftung gefährdet die Organisation nicht.

Diese Erzählung – die umfangreichste des Bandes – hinterläßt beim Leser den stärksten Eindruck. Sie konzentriert sich auf die drei Freunde, deren klassenbewußtes Handeln das Gerüst der Erzählung

bildet. So entsteht eine bewegte Szenenfolge von starker dramatischer Wirkung, ohne daß aber die Aufmerksamkeit des Lesers am Äußerlichen des Geschehens haftenbliebe, denn das Ergebnis – der Tod des Hermann Schulz – wird schon zu Beginn nüchtern berichtet, der Leser kennt das Schicksal der Hauptpersonen und beschäftigt sich nun eingehend mit ihren Beweggründen. Anna Seghers rückt die Gestalt des Hermann Schulz immer mehr in den Mittelpunkt. Sie erreicht damit, daß dieses Einzelschicksal stellvertretend steht für das Anschwellen des Widerstandskampfes.

Von der lebendigen Treue zur Sache des Proletariats berichtet die letzte Erzählung des Bandes unter dem Titel „Vierzig Jahre der Margarete Wolf“. Auch hier ist eine Beziehung zum „Siebten Kreuz“ geknüpft: Margarete Wolf ist die Schwester jenes Ernst Wallau, vor dessen Härte und Standhaftigkeit die SS-Bestien kapitulieren mußten. Hart und schwer war ihr Leben. Der Verlust vieler lieber Menschen hat seine Spuren hinterlassen: der Mann und der Bruder von der SS ermordet, der Sohn bald nach der Geburt gestorben, weil die Familie, arbeitslos, im Winter nur eine Laube bewohnen konnte, die Tochter der Mutter weggenommen und in einer faschistischen Familie untergebracht.

Die Erzählung ist in doppelter Ich-Form geschrieben: Sowohl die Titelfigur erzählt in der ersten Person wie auch die Autorin, die den Bericht entgegennimmt und ihn uns übermittelt. Margarete Wolf ist Wirtschaftsleiterin eines volkseigenen Betriebes in Thüringen geworden, wo sie mit der Autorin zusammentrifft und, angeregt durch die Herkunft aus der gleichen Landschaft und durch gemeinsame Erinnerungen, über ihr Leben spricht. Assoziativ werden die einzelnen Bilder aneinan-

dergereiht. Die Erzählung hat keine streng aufgebaute Handlung, keine konsequent durchgeführte Fabel, so daß wieder der Eindruck eines Romanentwurfs entsteht. Die Gestalt der Margarete Wolf verkörpert das Schicksal der deutschen Arbeiter. Die unterschiedliche Entwicklung in Ost und West kommt darin zum Ausdruck, daß die Söhne jenes Ernst Wallau im Rheinland bereits wieder in der Illegalität für ihre Partei arbeiten. Margarete Wolf weiß, daß das Vermächtnis ihrer im Klassenkampf gefallenen Angehörigen in der Deutschen Demokratischen Republik erfüllt worden ist, daß ihr opferreiches Leben in den Sieg der Arbeiter-und-Bauern-Macht eingegangen ist und daß nichts vergebens war. Die Wirtschaftsleiterin Margarete Wolf überreicht jetzt denen Brot und Salz, die durch ihre Arbeit den Reichtum aller schaffen.

Eindrucksvoll ist die innere Logik im Aufbau dieses neuen Erzählungsbandes von Anna Seghers: Er wird eröffnet vom Bericht jener ungarischen Ereignisse, durch die das Rad der Geschichte zurückgedreht werden sollte. Die wenigen Jahre der Volksmacht haben schon ausgereicht, um den Bauern die Kraft zu geben, ihren ehemaligen Unterdrückern die Rückkehr zu verwehren. Die zweite Erzählung zeigt den Faschismus in Aktion, Krieg und Kriegsproduktion laufen auf vollen Touren. Die sich dagegen erheben, verkörpern die Zukunft der Menschheit. Den Abschluß bildet dann der Bericht über das Leben einer Frau, die die Stärke jener Kräfte repräsentiert, denen der Sieg über Faschismus und Imperialismus schließlich überall gelingen wird. So ist ein historischer Bogen geschlagen, der die Vereinigung der drei bereits bekannten Erzählungen in einem Band begründet und rechtfertigt.

Der negative „Held“

Karl Mundstock: „Die Stunde des Dietrich Conrad“
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1958

Keine Darstellung ist zu trennen vom Standpunkt des Darstellenden. Wir wissen, warum wir Standpunktlosigkeit für gefährlich halten: Unentschiedenheit produziert Unentschiedenheit; Objektivismus produziert Objektivismus. Abkehr von den Grundsätzen der marxistischen Kunsttheorie ist keine ästhetische Angelegenheit. Die Darstellung negativer Helden von einem „allgemein-menschlichen“ Standpunkt aus ergibt nicht nur oberflächliche Schilderungen. Sie ist entwicklungsfeindlich: Sie begünstigt die zum Abtreten verurteilte Klasse und lähmt die Kräfte der aufsteigenden Klassen.

Das Musterbeispiel eines „negativen Helden“: Brechts Puntila. Er repräsentiert perfekt seine Klasse, ist vollkommen „typisch“ – und doch eine unverwechselbare Individualität. Brecht hat herausgefunden, wie man zeigen kann, was einen Gutbesitzer von einem Menschen unterscheidet. Ein besonderer „Dreh“ erschien ihm jedoch unerlässlich, um einen negativen Helden wählen zu können.

Übrigens setzte er Puntila sogleich eine positive Gestalt entgegen: Der Knecht Matti repräsentiert ebenso perfekt die aufsteigenden Klassen wie Puntila die untergehende Klasse verkörpert. Niemals hätte Brecht ein „allgemein-menschliches“ Interesse für Puntila aufgebracht. Psychologismus lehnte er ab. Die Spaltung in „menschliche“ und „gesellschaftliche“ Aspekte bekämpfte er. Sein Standpunkt war immer parteilich; seine Darstellung des negativen Helden Puntila dient der Entwicklung zum Sozialismus.

Ein negativer Held könnte sein: ein Angehöriger der Ausbeuterklassen, der die Interessen seiner Klasse (und natürlich seine persönlichen Interessen) konsequent vertritt. Ein negativer Held könnte aber auch sein: ein Angehöriger der arbei-

tenden Klassen, der den Interessen seiner Klasse konsequent zuwiderhandelt, ja sie verrät. Da die Entwicklung in Widersprüchen verläuft, sind widersprüchliche Züge beim negativen Helden ebenso wenig ausgeschlossen wie bei einer positiven Gestalt. Jedoch kommt es aufs Wesentliche an, und der Schriftsteller muß seine Gestalt bewerten, damit der Leser sie bewerten kann. Die Bewertung, die ein Schriftsteller seinem Leser durch vielfältige und sehr zu verfeinernde Mittel suggerieren kann, darf dem objektiven, historischen Wert der Gestalt nicht widersprechen: die „menschlichen“ Züge dürfen den Klassencharakter nicht aufheben, die individuellen Charakteristika dürfen die typischen Züge nicht auslöschen.

Kann es eine unerläßliche Bedingung für die Darstellung negativer Helden geben?

Der Autor muß *Distanz* zu seinem Helden haben; er darf sich nicht mit ihm identifizieren.

Die Verantwortung des Schriftstellers ist gewachsen – sie wächst weiter: Die Zahl der Leser vergrößert sich; die Einsichten, mit denen die arbeitenden Menschen die Literatur entgegennehmen, vertiefen sich. Die Funktion des Schriftstellers ist mehrschichtig: Er soll denen, die schon Erkenntnisse über die historischen Zusammenhänge und die Entwicklungsgesetze der Gesellschaft besitzen, genügen; und er soll jene, die noch nicht wissen, zur Einsicht führen. Der Schriftsteller muß sich heute – ob er will, ob nicht – von den Lesern nach seinen Absichten, nach dem Sinn seiner Arbeit fragen lassen. Auch die Kritik wird von den Lesern geprüft. Ihre Funktion wird eindeutig: für den fortgeschrittenen, bewußten Leser Fragen zu stellen und, wenn möglich, Antworten zu finden.

Ein Buch, vor kurzem erschienen, ist Anlaß zu diesen Betrachtungen: Karl Mundstocks „Stunde des Dietrich Conradi“, eine Erzählung, die Vergangenes behandelt, das noch nicht Vergangenheit, nicht abgeschlossen und vergessen sein darf.

Mundstocks Held ist Angehöriger der Ausbeuterklassen. Er vertritt ihre Interessen, als er SS-Offizier wird. Mundstock interessiert sich für die „große“ Liebe des SS-Offiziers Dietrich Conradi. Diese Liebe verwandelt, so will er uns glauben machen, den Räuber und Mörder in einen „Rächer und Richter“. Die Grundlinie der Handlung: Auf einem der Güter, die Dietrichs Vater (ein hoher SS-Verbrecher) der polnischen Adelsfamilie von Czernikow „abgekauft“ hat, findet Dietrich die Studentin Terenia, eine Verwandte der Gutsbesitzer. Dietrich hält sich vergeblich vor, daß es sich bei der blonden Terenia um einen „Polenbastard, mit Judenblut versaut“ handle: Er liebt sie. Sein Vater läßt Terenia töten und schickt ihn an die Front. Dietrich kämpft verbissen, wird schwerverwundet; der Wunsch, Rache zu nehmen, läßt ihn genesen. Er verfolgt seinen Vater; bei Kriegsende steht er ihm gegenüber; aber seine Kindsiebe ist stärker als sein Rachedurst. Der General wird von sowjetischen Soldaten verhaftet. Dietrich, der in der Kleidung eines Gärtners steckt, wird von ihnen fortgeschickt. „Du geh nach Hause, alter Mann!“ *Alter Mann* – so hat dem armen Dietrich das „Schicksal“ zuge-
setzt!

Die Absichten Mundstocks, der Sinn seiner Geschichte? Mundstock muß für notwendig gehalten haben, daß wir nun endlich im SS-Offizier den Menschen entdecken. Er ging von der These aus: auf der einen Seite ist Dietrich Conradi SS-Offizier; auf der anderen ist er Mensch. Zwar ist sein „Menschsein“ bislang verschüttet gewesen; aber im richtigen Moment „bricht es auf“.

Es wäre möglich gewesen, den Prozeß einer Wandlung zu zeigen; eine Entwicklung, Station für Station. Becher hat in der „Winterschlacht“ den Sohn eines hohen SS-

Führers zu Erkenntnissen über den Faschismus und zur Auflehnung gegen ihn geführt. Aber: Johannes Hörder ist nicht SS-Offizier; und in der „Winterschlacht“ sind Gegenkräfte gezeigt, die den Bürgersohn Hörder beeinflussen. Ein Kommunist ist es, der dem Suchenden hilft, seine Erlebnisse zu werten.

Mundstock findet in seiner novellistisch zugespitzten Handlung keinen Raum, den Prozeß einer Wandlung zu zeigen. Sein Held gerät zwar bei der Verfolgung seines Privatinteresses – der verbotenen Liebe – in Widerspruch zur Ideologie und zur Gewaltherrschaft der Faschisten; aber er bleibt bei der Auflehnung eines trotzigen Kindes. Seine Erlebnisse wandeln ihn nicht. Er ist – nach Terenias Tod – der gleiche Krieger aus Pflicht wie zuvor. Auch als „Rächer“ ist er Faschist.

Da jede Gegenkraft fehlt – die die historische Gegenkraft zu verkörpern hätte –, begibt sich Mundstock in eine verhängnisvolle Lage: er identifiziert sich mit dem objektiv immer schuldig Bleibenden und versucht, ihn zu einem „subjektiv“ anständigen, empfindsamen, wenn auch schwachen Menschen zu machen. Da er völlig die Distanz zu seinem negativen Helden verliert, verzichtet er auf die notwendige *Wertung* der Gestalt; die Wertung der Vorgänge sowie der anderen Gestalten (auch Terenia ist keine Gegenkraft, da sie imstande ist, diesen Dietrich Conradi zu lieben) verlegt Mundstock in die Reflektionen seines Helden. Ein Faschist beurteilt andere Faschisten.

Mundstock übersieht, daß er eine völlig ungeeignete Gestalt zu seinem Mittler macht. Er läßt Dietrich von „denen da“ sprechen, die „wieder einmal davonkommen werden“, die auf dem Gewissen haben, was an Verbrechen geschieht, Mundstock gibt Dietrich die Haltung des Opfers. Er macht, daß der Leser einen Verbrecher bemitleiden muß.

Ob der Leser es tun wird, hängt von seiner Bewußtseinsreife ab. Viele, sehr viele werden es heute nicht mehr tun; Zorn wird sich ihrer bemächtigen – Zorn gegen

die Faschisten; aber auch gegen den Autor Mundstock, der den Eindruck erweckt, als habe er Mitleid mit einem Verbrecher. Die inaktive, billige Liebe reinigt Dietrich Conradi nicht.

Wie kommt Mundstock dazu, einen Dietrich Conradi zu heroisieren? Sein Interesse für Verbrecher und Schmarotzer von der Art Conrads ist nicht erst in dieser Erzählung sichtbar geworden. In Mundstocks Band „Bis zum letzten Mann“ haben wir eine ganze Sammlung solcher Gestalten kennengelernt. Schon bei den früheren Erzählungen fühlte man sich an Hemingways eisgekühlte „Größe“ erinnert. Jenes Leiden an der Einsamkeit, am „Ausgesetztsein“ war bekannt. Bei den Schilderungen erotischer Erlebnisse war zu sehen, welchem Meister der „modernen“ Literatur Mundstock nachzueifern versuchte. Allerdings: Was bei Hemingway aristokratisch abgeschmeckt war, wurde bei Mundstock kleinbürgerlich-kitschig. Da fand sich eine seltsam verzerrte Abbildung der Wirklichkeit. Detailtreue, bewiesen bei der Schilderung der Alpen und der Gefühle von Skiläufern, hatte noch keinen Realismus zur Folge; die Hintergründe, das „Funktionieren“ der Vorgänge wollte man erkennen können. Anstatt eines stärkenden, klärenden Getränks gab Mundstock jedoch überbordenden Schaum.

Auch bei seiner neuen Erzählung haben wir das wieder: Mundstock sucht uns durch eine Überfülle von Details zu faszinieren; er versucht sich und uns zu suggerieren, daß es sich bei soviel Detailkenntnis wohl doch um Realismus handeln müsse. Dabei beweist er (auf negative Art) die Richtigkeit jener Theorie, nach der das Detail seine Funktion erst findet durch den Platz, an dem es steht, und durch den Charakter der Geschichte, der es dient. Es gibt realistische Meisterwerke, die im Detail von äußerster Knappheit sind. Es gibt Werke der Dekadenzliteratur, die an Detailwucherung leiden. Die Art der Detailbehandlung läßt ebenso wie die Fabelführung erkennen, in welcher Verwirrung Mund-

stock sich befand, als er seine letzte Erzählung schrieb. Mundstock sinkt hier auf das Niveau der „objektiven“ Kriegsschilderer ab. Seine Sprache ist entwertet vom Landser-Jargon, der „rauh-aber-herzlich“ nichts anderes als inhuman ist. Da gibt es die „Masse rollenden Materials“; da gibt es einen „Bomberverband, der in großer Höhe planquadratisch arbeitet“; auf die Rückzugsstraßen „spucken pausenlos Granatwerfer; Maschinengewehre rasieren sie ab“. Da gibt es das „Armeekorps in seinem Material an Menschen und Waffen“; da wird „zwischen Toten und Verwundeten Material noch sterbensfähig zusammengekratzt“. Da finden sich Schilderungen von scheußlicher Sachlichkeit: „Solange die Artillerie paukte, bis es Nacht war, stieg bei jedem Treffer ein tierischer Schrei, ein Todeskreischen mit den Fetzen der Explosion zum Himmel. Und da säbelte ein Sani die Sehnen eines Beines – das, was übriggeblieben war – mit dem Seitengewehr durch. Und weit oben starb – eine Stunde? länger? wie lange? – auf dem Rücken mit hochgezogenen Knien einer der mit blutigen Händen immer wieder die Eingeweide in den Bauch stopfte. Er schrie nicht, wie die, die noch schreien konnten: ‚Sanität, Sa-ni-tät!‘ wimmerte langgezogene stotternde Leute; ‚oh-oh-oh-oh...‘, stopfte, krümmte sich mit hochgezogenen Knien, ‚oh-oh-oh-oh...‘, flüsterte irre, stopfte, sie sahen es in den Pausen des Feuers, und keiner kroch hinauf, keiner wollte den Gnadenschuß abschießen...“

Das sind die direkten Schilderungen des Erzählers Mundstock, der es, besonders in den letzten zwei Dritteln, kaum noch für nötig hält, den Blickpunkt seiner Figur zu verlassen. Noch schlimmer sind die Reflexionen seines Helden, die Mundstock ohne jede Distanz fixiert: „Dieser Lump da, sagte sich Dietrich, wie der ist, von jedem wäre der umgelegt worden. Vom Russen, von der SS, von den Feldgendarmen.“ (Welch eine „Objektivität“!) „Aber mir braucht nur einer auf der Gefühlsharmonika vorzuklimpern...“ Und da heißt es auch noch: „Eines Abends

erschien russische Infanterie wie eine Herde Touristen im roten Licht der untergehenden Sonne...“ Und weiter: „Auf den dritten der sechs Panzer kletterten Landser, die sich hatten überrollen lassen, im Schutze des toten Winkels und töteten die Mannschaft mit Handgranaten. Zuletzt wurde der lahmgeschossene Panzer geknackt, als die Schützen mit erhobenen Händen aus der Luke krochen, über die es sie dann in einer Säule von Öl, Rauch und Blut hinausspie...“

Mundstock strebt offenbar nach einer bestimmten literarischen Manier. Er wollte sich einen „Stil“ aneignen (bewußt oder halb-bewußt). Er hat vergessen, daß die Form mit dem Inhalt zu tun hat. Der Stil wird nicht verkauft ohne Zugabe der Ideologie.

Mundstocks Erzählung erinnert an fatale Art an das Melodrama von dem weidwunden amerikanischen General und der blutjungen italienischen Contessa, das Hemingway in seinem Roman „Über den Fluß und in die Wälder“ zur Erbauung bedürftiger Seelen vorführt. Auch bei Mundstock gibt es den Krieger mit dem guten Kern (bei Hemingway mag er die Russen so schrecklich gern, aber er bekämpft sie, weil sie „unser potentieller Feind sind“); es gibt detaillierte Schilderungen von Schlachten, in denen „Männer“ sich bewähren (man erinnere sich an den Unteroffizier, der heil durch alle Schlachten gekommen ist, an den Offizier, der „starb, nachdem er die Mehrzahl seiner Leute heil aus dem Verderben herausgebracht hatte“, an Dietrich, der „seine Jungs“ nicht im Stich lassen kann, usw.). Die Fabel ist auf jenen wirksamen Kontrast zwischen zarter Liebe und hartem Krieg gebaut, der Hemingways Roman durchzieht. Auch bei Mundstock: Ein Held und eine Heldin, die nicht der „Masse“ entstammen. (Daß Terenia eine verarmte Grafentochter ist, macht das Melodrama nur noch perfekter.)

Darf man sagen: „Interessant, wissen Sie! Temperamentvoll erzählt! Endlich einmal die ‚große Liebe‘! Die sozialistische Literatur soll vielfältig sein, also kann man sowohl als auch...“ Nein – gesagt werden

muß, so hart das ist, so schwer es fällt: Das ist keine sozialistische Literatur. Karl Mundstock verrät uns seine Weltanschauung nicht.

Der sozialistische Schriftsteller kann sich nicht der psychologisierenden Methode bürgerlicher Literatur bedienen, wenn er erzieherisch wirken will. Es genügt nicht, Emotionen vorzuführen; es ist zuweilen sogar schädlich, das allzu eingehend zu tun. Zu zeigen ist nicht die Identität zwischen einem Menschen und einem Mörder; zu zeigen ist der Abgrund, der den Mörder vom Menschen trennt. Das heißt nicht: der Mensch, sein Charakter, sei zu verurteilen. Gründe anzuführen ist erlaubt. Aber die Verhältnisse, unter denen Menschen zum Mörder werden, müssen abgeurteilt werden. Klarheit ist notwendig. Jede Romanisierung ist von Übel.

Wenn Mundstock uns veranlaßt, in jedem Mitverbrecher Conradi einen bedauernswerten Menschen zu sehen, anstatt ihn zu hassen, schwächt er uns.

Es geht nicht anders: Wir müssen uns wehren. Wir tun es – doch wir bedauern, es tun zu müssen. Wer schätzte nicht Mundstocks üppiges Talent, wer hätte nicht schon seine Schilderkraft bewundert? Wie gern würden wir feststellen: Mundstock hat gelernt, seine Fabulierkunst zu lenken; er läßt sich nicht mehr von ihr hinreißen, die Aussagekraft seiner Geschichten zu gefährden.

Aber immer noch – und mehr als bei Mundstocks früheren Arbeiten – macht sich ein Mangel an Einsicht und Disziplin bemerkbar. Die Phantasie waltet als absolute Herrscherin, der Verstand leistet nur Hilfsdienste, um ihren wilden Flug einen Anschein von Notwendigkeit und Folgerichtigkeit zu geben.

Der Bau der Fabel, die Sicherung ihrer Aussagekraft spielen für die sozialistische Literatur eine entscheidende Rolle. Wenn Karl Mundstock sich daran halten und seine Gestaltungsmittel für eine aussagefähige Fabel einsetzen würde, wäre für uns alle – nicht zuletzt aber für ihn selbst – ein Zuwachs an Kraft zu erwarten.

Hohe Erzähl-Kunst

Bode Uhse: „Mexikanische Erzählungen“, Berlin 1957

So bitter das Schicksal der Emigration war, so furchtbar ihr Anlaß für unser Volk: Der Zusammenstoß mit fremden Welten, das jahredauernde Leben unter den Menschen anderer Länder war doch auch fruchtbar, ließ neue Stoffe in unserer Literatur auftreten. Wohl kaum wäre sonst Mexiko – fernes Land hinter dem Ozean – so in das Blickfeld einiger unserer Schriftsteller geraten, wie eine ganze Reihe von Büchern in unseren Schränken es nur schon ausweist. Nach Anna Seghers und Ludwig Renn legt uns jetzt auch Bodo Uhse Früchte seiner mexikanischen Jahre in einem schmalen Bändchen vor. Fünf Erzählungen sind es, kurz und gedrängt, einige fast lakonisch. Aber auf den wenigen Seiten sind Charaktere entwickelt, erstehen Menschen vor uns, in deren Denken, Fühlen und Tun das Leben eines ganzen Volkes eingefangen ist, das um die Ergebnisse seiner Arbeit und seiner revolutionären Kämpfe betrogen wird. Diese eindrucksvoll individualisierte historische und soziale Aussage wäre nicht möglich gewesen, wenn Uhse mit dieser Welt und ihren Menschen nicht auf das engste verbunden gewesen wäre.

„Reise in einem blauen Schwan“ heißt die erste der Geschichten. Sie ist die kürzeste und besonders geeignet zu demonstrieren, was Uhse in eine knappe Prosaform hineinzubringen vermag. Die Fabel könnte beinahe primitiv erscheinen: Die unglückliche Liebe eines Indianers zu der Frau eines anderen, wohlhabenderen, findet ein blutiges Ende. Zu sehen aber ist die entsetzliche Armut des Landes, die Zurückgebliebenheit der Verhältnisse, in denen dieses Geschehen spielt; zu sehen ist, wie diese Menschen, die fast noch in der Kindheitsepoche der Menschheit leben, mit der unbarmherzigen kapitalistischen Wirklichkeit zusammenstoßen;

zu sehen ist die sklavische Abhängigkeit der Frau vom Mann, ihre Erniedrigung zum Arbeitstier; zu sehen ist endlich die Furcht und die Stumpfheit der Menschen, die sich gegen das an ihnen begangene Unrecht noch nicht zu wehren vermögen. Alle Mittel setzt der Autor ein, um diese Atmosphäre erlebbar zu machen. Selbst die Natur ist den armen Bewohnern des Landes feindlich gesinnt:

„Ja, es war heiß und ringsum nichts zu sehen als dieser Wall von Stacheln, gerade und gebogen, starr und beweglich, mit Pfeilspitzen und Widerhaken. Sie beließen es nicht bei der Abwehr, sie drängten sich den Schreitenden in den Weg, zerrten an ihren weißen, ausgebleichen und zerschlissenen Gewändern oder rissen gar blutige Male in ihre nackten Arme. Trostlos, Angst einflößend war ihre Feindseligkeit in dieser Sommerhitze.“

Carmela, die schöne, schon verblühende Carmela, die sogar auf dem langen Weg in die Stadt zum Markt keinen Augenblick die Spindel aus der Hand legen darf, die ihr Kind hinter sich in den Rinnstein legt, während sie die mühsam von weit her geschleppten tönernen Töpfe gegen einen Bettelohn verkauft, Carmela, in Lumpen gehüllt, wird gedemütigt und um das Letzte gebracht, wenn sie nicht jeden Peso abliefert, damit ihr Mann trinken kann. Miguel, der sie liebt, sieht es mit hilflosem Erschrecken. Zu helfen weiß er ihr nicht, aber er führt sie zum Karussell; alle Wünsche und Sehnsüchte dieser geschändeten Menschen kommen in der Illusion der sich drehenden bunten Welt, in der sie allein eine Minute lang der Mittelpunkt sind, an die Oberfläche. Ihre ganze unterdrückte Lebenslust wird wach, erhebt sie und läßt ihr wahres Menschengesicht erkennen: voller Freude und edler Gefühle. Die rohe, grausame

Welt draußen verschwimmt, flimmert vorbei, als wäre sie nicht. Die Reise im blauen Schwan ist die Flucht aus der Wirklichkeit. Hier dürfen sie einander für einen Augenblick ungehemmt ihre Liebe zeigen. Hier ist der Höhepunkt; bis hierher auch entwickelt sich die kurze Erzählung, langsam und stetig, zu den letzten, konzentrierenden Sätzen hin: „Die Reise im blauen Schwan führte ins Glück. Sie war das Schönste, was Carmela und Miguel je erlebt hatten, schön wie die Liebe selbst.“ Unmittelbar danach bricht es ab, durch harte Kontraste die Komposition unterstreichend, ein Absturz aus glückseligen Höhen. Kaum anderthalb Seiten weiter ist die Tragödie MIGUELS besiegelt. Es gibt keine Freude, keine Liebe, kein menschliches Leben in dieser Welt der widerlichen Mischung archaischer Zustände mit denen kapitalistischen Verfalls. Ein Romeo-und-Julia-Geschick in der mexikanischen Hochlandsteppe; kritische Entlarvung einer Ordnung, in der Profit alles, das Glück der Menschen, die Förderung der zurückgebliebenen Gebiete und Völkerschaften nichts ist.

Vielschichtiger, umfassender in seiner gesellschaftlichen Aussage ist das Kernstück des Bandes, die Erzählung „Der Weg zum Rio Grande“. Spannend die Fabel: Ein junger Peon verläßt sein Dorf. Er will über die Grenze gehen, in die Staaten, um die Hungerzeit zwischen den Ernten zu überbrücken. Da ihm die Erlaubnis verweigert wird, vertraut er sich illegalen Grenzfürhern an, die, getrieben vom Wolfsgesetz der Konkurrenz, ihre Kunden in der Weite der Wüste ermorden und ausrauben.

Auch hier ist das Handlungsskelett mit echtem Leben ausgefüllt. Auch hier sind wichtige Probleme behandelt. Das heißt: „behandelt“ sind sie nicht – sie ergeben sich vielmehr notwendig aus der Fabel, aus dem Handlungsablauf. Die Abhängigkeit des mexikanischen Bauern etwa, der darauf angewiesen ist, die nur jedes Jahr zur Ernte eintreffende Zuckerpresse des Ausländers zu benutzen, das Fehlen einer

eigenständigen Verarbeitungsindustrie, steht im engsten Zusammenhang sowohl mit dem materiellen Zwang zur Auswanderung als auch mit der Verweigerung der offiziellen Auswanderungsgenehmigung. Der Held der Geschichte soll als Arbeitssklave in seinem Heimatdorf festgehalten werden, obwohl er nur drei Monate im Jahr beschäftigt werden kann. In diesem Zusammenhang erfährt der Leser auch Wesentliches über das Schicksal und die Ergebnisse der bürgerlich-demokratischen Revolution in Mexiko, die sich in der Periode des Bauernkriegs zwischen 1910 und 1920 und während der Reformen des Präsidenten Lázaro Cardenas Mitte der dreißiger Jahre vollzog. Der Gouverneur des Staates, der die Genehmigung zum Auswandern erteilen oder verweigern kann, ist ein früherer Revolutionär und versucht, an den Ideen der Revolution festzuhalten. In der Auseinandersetzung mit dem Zuckerindustriellen zieht er jedoch den kürzeren. Die Revolution ist nur Erinnerung. Dahin sind wir gekommen, dachte der Gobernador. Früher hätte ich dem Kerl einfach seine Piloncillofabrik abgeknöpft. Wir hätten eine Cooperative gegründet, und wäre es nicht recht gegangen, so wäre es schlecht gegangen. Heute aber muß er ihm, wenn auch schweren Herzens, zustimmen. Und die Arbeiter sind gezwungen, in ihrer Heimat zu verhungern.

Die Gegenüberstellung der gegenwärtigen Zustände mit den Plänen und Wünschen der ehemaligen Revolutionäre findet sich überall in den Erzählungen. Gewisse positive Ergebnisse der Revolution spielen eine Rolle: der Bauer, der Land erhielt; der Tagelöhnersohn, der Freskenmaler wurde. Im Vordergrund aber stehen die, die um die Ergebnisse der Revolution geprellt wurden, weil sie die Revolution nicht konsequent zu Ende führen konnten.

Mit viel Kenntnis und Liebe ist der Charakter des Helden in „Der Weg zum Rio Grande“ gezeichnet. Besorgt kümmert er sich um seine Familie, in der er, der kaum Erwachsene, die Rolle des Vaters

und Ernährers übernehmen mußte. Er liebt seine Heimat, wo ihm kein Fetzen des so begehrten Ackerlandes gehört, und er kämpft mit sich, ob er sie verlassen soll. Auch eine Frau hält ihn zurück, eine Liebe, deren Sinnlichkeit und Zartheit Bodo Uhse schön zum Ausdruck gebracht hat. Eine kleine Episode charakterisiert treffend die natürlichen Gefühls- und Gedankenwelt des Helden: Auf der Fahrt in die Stadt, hoch oben im Gebirge, ist ein ihm bisher unbekanntes Gürteltier zur Schau gestellt. Mit naiver, kindlicher Verwunderung sieht er es und opfert sogar ein paar der für ihn so kostbaren Kupfermünzen, um sich an den possierlichen Bewegungen des Tieres zu erfreuen. Eine Episode am Rande ist das, aber sie wirft ein bezeichnendes Licht auf diesen einfachen Menschen, dessen Charakter sauber und edel ist, so daß das Verbrechen, das an ihm verübt werden soll, den Leser um so mehr empört, und das System, das solche Verbrechen erzeugt, jeglichen Kredit verliert.

Wichtiger aber noch als die Gestalt des Efrain selbst ist die eines Kameraden, den er in der Stadt kennenlernt: Porfirio ist ein Arbeiter, ein Mensch, in dem Efrain sofort seinesgleichen erkennt. In Porfirio ist das Bewußtsein der Klasse, und er überträgt es auf den jungen, unerfahrenen Klassengenossen. Auch Porfirio will auswandern, aber er sieht, daß sie eigentlich dableiben und den Kampf aufnehmen müßten. Deshalb betrachtet er die Flucht in das andere Land nicht nur unter dem ökonomischen Aspekt, sondern will sie als Schule des Klassenkampfes ausnutzen, will „sehen, wie die da drüben ihre Gewerkschaften organisieren und so...“ Dadurch wird das Problem auf ein hohes soziales und nationales Niveau gehoben. Die Rolle und die Aufgaben der Arbeiterklasse, ihre nationale Verantwortung stehen zur Diskussion. Porfirio gibt eine klare, nüchterne Einschätzung der Lage seines Volkes, wie sie sonst nirgends in diesen Erzählungen zu finden ist: „Wir haben eigentlich alles“, sagte Porfirio. „Doch

nichts hat das rechte Maß. Wir haben Sonne und Regen. Zuviel Sonne, zuwenig Regen. Unsere Erde ist reich und geduldig, wie überall Erde ist. Ihr Reichtum hat uns Unterdrückung gebracht, und die Geduld hat sie verewigt. Unsere Menschen sind harmlose, großmütige und fleißige Menschen. Fleiß steht einem Sklaven gut an, Großmut paßt nicht zum Habenichts. Sie macht einen Prahls aus ihm. Und die Harmlosigkeit? Sie war den Fremden nützlich, uns zu übervorteilen. Dann wurden wir mißtrauisch, und nun sind wir selber auf den Vorteil aus. Was wir auch anpacken, nichts gelingt uns. Wir lieben unser Land. Wir haben darum gerungen wie wenige Völker. In drei Revolutionen haben wir unser Blut gegeben. Und was haben wir gewonnen? Feiertage und klingende Straßennamen und die Erinnerung an die toten Helden unserer Revolutionen. Aber nicht die Freiheit, um die es doch geht.“

Durch die Gestalt des Porfirio vor allem ragt diese Erzählung über die anderen hinaus, überwindet sie den Standpunkt des kritischen Realismus. Das wird noch dadurch unterstrichen, daß es Porfirio ist, der das Verbrechen durchschaut, der sich opfert und dadurch Efrain vor dem Untergang bewahrt – das einzige Mal in diesen Erzählungen, daß die positive Zentralgestalt gerettet wird.

Damit ist auf etwas hingewiesen, was einige Kritiker veranlaßt hat, diese Erzählungen unfreundlich aufzunehmen: ein düsterer Schleier ist über sie ausgebreitet, und fast alle, auch „Der Weg zum Rio Grande“, enden in Resignation.

Anna Seghers in ihrer Erzählung „Joe aus New York“ und Ludwig Renn in seinem Kinderbuch „Trini“ haben bewiesen, daß die jüngste mexikanische Geschichte durchaus Stoffe bietet, deren realistische Gestaltung die Menschen ermutigt und mit Optimismus erfüllt. Der Bauernkrieg und einige seiner Ergebnisse gehören dazu, ebenso die Enteignung des ausländischen Erdölbesitzes in den dreißiger Jahren.

Uhse's Erzählungen aber spielen in einer anderen Periode, in der Zeit des zweiten Weltkrieges, während der Uhse sich selbst in Mexiko aufhielt; darauf beruht ja die überzeugende Unmittelbarkeit der Darstellung. In dieser Zeit aber war die Revolution nur noch eine Überlieferung, an die man sich gern erinnerte; sie hatte aber dem Volk nicht die wirkliche Freiheit gebracht. In dieser Zeit vertieften sich die Widersprüche, und schon während des Krieges verstärkte sich die Einmischung der USA, die dann nach dem Kriege dominierte. Auch Anna Seghers hat in ihrer Erzählung „Crisanta“ ein erschütterndes Bild von dieser Zeit gezeichnet. Die Wahl der historischen Periode, aus der die Stoffe genommen sind, hat somit wesentlichen Anteil an der Tragik, die den Ton von Uhse's Erzählungen prägt. Dazu kommt jedoch ein subjektiver Faktor, den die letzte der Erzählungen beson-

ders deutlich macht. Sie handelt von einem deutschen Schriftsteller-Emigranten, der in Mexiko lebt und dessen Ehe zerrüttet ist. Die Qual und die Nervenanspannung des Exils, die Einsamkeit im fremden Land, das alles entlädt sich in der Schilderung der tollwütigen Hündin, die der Held zu sich nimmt, pflegt und schließlich erschießt, woran seine Ehe völlig zerbricht. Es ist ein pessimistisches Stück, jedoch mag es wohl eine wesentliche Seite des Emigrations-Schicksals widerspiegeln, das ja auch Uhse's Schicksal war, und mit als Erklärung für den bitteren Grundton des Buches dienen.

Nur wenn man diese Bedingungen im Auge behält, wird man die mit großem Können und mit dem Blick für realistische Fabeln geschriebenen Erzählungen richtig einschätzen. Sie können dem Besten an die Seite gestellt werden, was wir in diesem Genre haben.

Wolfgang Jobo

Als das Dorf erwachte

Walter Nichelmann: „Ein Krämer kam ins Dorf“, Roman
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1958

Wieder begegnet uns ein neuer Name – erfreuliches Zeichen für die Breitenentwicklung unserer Literatur, die nicht nur immer größere Schichten zu Lesern gewinnt, sondern auch in wachsendem Maß von Menschen schöpferisch mitgeformt wird, die in früheren Zeiten nicht die Möglichkeit und oft auch gar nicht den Mut hatten, zur Feder zu greifen. Wie vor ihm der Landarbeitersohn Theo Harrych, wie der frühere Former und Sohn eines Dorfschusters August Hild, wie der ehemalige Wismutkumpel Jobst (um nur einige, ehemals neue, heute bekannte Namen von Schriftstellern zu nennen, die erst der sozialistische Staat zur Literatur geführt hat) debütierte auch der heute 46jährige ehemalige Herdbuchschreiber

auf ostelbischen Rittergütern Walter Nichelmann mit einem Roman, in dem er, vom Standort seiner heutigen Erfahrungen und Erkenntnisse aus, mit der Vergangenheit abrechnet.

„Ein Krämer kam ins Dorf“ ist zwar die Frucht der Jugenderlebnisse des Autors, aber es ist kein autobiographischer Roman. In keiner der sehr zahlreichen Gestalten vermag der Leser den Verfasser selbst zu erkennen. Solche Objektivierung der Schilderung – überraschend, weil selten bei einem Erstlingswerk – hat manche Vorzüge: Sie ermöglicht eine vielseitige Darstellung des Geschehens, erlaubt es dem über den Personen und Ereignissen stehenden Autor, bald diese, bald jene Gestalt seines Buches in den Mittelpunkt

zu rücken. Diese Möglichkeiten werden von Walter Nichelmann voll ausgenützt. In seiner (zwischen 1924 und etwa 1931 spielenden) Romanchronik des gutherrschaftlichen uckermärkischen Dorfes Lichtenhain treten alle Personen und Schichten in Erscheinung, die zusammen das Gesicht eines solchen Dorfes bestimmen: der adlige Grundbesitzer von Gollwitz mit seinem bei der Reichswehr dienenden Leutnantssohn und seiner abenteuernden Frau, die verschiedenen Verwalter und anderen Gutsbeamten, der Pfarrer und seine Familie, die Gutsarbeiter, der Dorfgendarm und – als zuerst fremdes, dann immer mehr den Gang der Ereignisse beherrschendes Element – der Krämer Mechler, dem der Autor solche thematische Wichtigkeit beimißt, daß er ihn zur Titelgestalt wählt. Entsprechend dieser Vielzahl von handelnden Personen, zu denen noch der einzige freie Bauer des Dorfes und die adligen Nachbarn des Herrn von Gollwitz kommen, werden auch die verschiedensten Probleme behandelt, private und gesellschaftliche: die Familienangelegenheiten im Hause derer von Gollwitz, die Sorgen des Herrn Pastors und seines Töchterleins, die hochstaplerischen Betrugereien des Verwalters Bölke, die zunehmende Macht des Krämers im Dorf, die Liebesgeschichte des Landarbeiters Redlich und – thematisch, wenn auch nicht dem Umfang nach am wichtigsten – der in einem erfolgreichen Streik kulminierende Kampf der Landarbeiter um bessere Lebensbedingungen.

Man mag nach solcher andeutenden und nicht erschöpfenden Aufzählung befürchten, Nichelmann habe vielleicht des Guten zuviel getan, das heißt, er habe sich mehr vorgenommen, als er in einem Roman von normalem Umfang befriedigend bewältigen konnte. Zunächst aber ist positiv festzustellen, daß es dem Autor ohne Zweifel gelungen ist, ein anschauliches und typisches Bild eines gutherrlichen Dorfes und seiner Menschen in den Jahren der Weimarer Republik zu vermitteln. Es kommt hinzu, daß das Buch

flott geschrieben und entsprechend flüssig zu lesen ist. Somit ist es geeignet, einen breiten Leserkreis zu finden, was gewiß ein Vorteil ist.

Diese Vorzüge indessen wie auch die Genugtuung über einen neuen Autor dürfen uns nicht davon abhalten, auf wesentliche Schwächen des Buches deutlich hinzuweisen. Wenn oben gesagt wurde, der Roman Nichelmanns sei flüssig zu lesen, so muß kritisch hinzugefügt werden, daß er über lange Strecken leider allzu „flüssig“ geschrieben ist, als daß er den Leser nachdenklich machen, erschüttern und zu einer Auseinandersetzung zwingen könnte. Die Mehrzahl der Gestalten ist zu klischeehaft, zu sehr nur-typisch gezeichnet. Gollwitz erscheint so als der unfähige adelige Gutsbesitzer, Gutsverwalter Bölke als der Hochstapler, der junge Gollwitz als der Reichswehrleutnant, Mechler als der Krämer, wie er im Bilderbuch der allgemeinen Vorstellungen lebt. Man könnte fast alle Figuren des Romans untersuchen und käme zu dem gleichen Ergebnis: daß ihnen die unverwechselbare Individualität fehlt. Zwar ist es notwendig, am Einzelfall modellartig das Typische und Allgemeingültige sichtbar zu machen, aber Nichelmann hat, indem er solches Typische demonstrieren wollte, die Gefahr nicht vermieden, von der hundertfach verschiedenen Konkretheit zu abstrahieren, in der sich dieses Typische im Leben äußert.

Etwas anderes wiegt schwerer: Nichelmann hat ohne Zweifel beabsichtigt, auf der einen Seite den Niedergang und moralischen Verfall der feudalen Herrschaft auf dem Lande zu zeigen, auf der anderen das Erwachen der Gutsarbeiter aus jahrhundertelangem Fatalismus und Passivität. In der Tat kommt es in Lichtenhain nach schwelender Unzufriedenheit der Arbeiter schließlich zu einem Streik, der sogar von Erfolg gekrönt ist. Aber anstatt sein Buch so anzulegen, daß sich das Interesse auf dieses Erwachen des Dorfes aus langem Schlaf der Ergebnisheit konzentriert, anstatt also den Klas-

senkampf im Dorf in den Mittelpunkt seiner Schilderung zu stellen, befaßt sich der Autor sehr viel ausführlicher mit der Erzählung der verkorksten Ehe des Herrn von Gollwitz, mit den amourösen Affären von dessen Gemahlin, mit den Familiensorgen des Pfarrers Bettac und insbesondere mit der zunehmenden wirtschaftlichen Macht des Krämers Mechler im Dorf. Das liest sich allzu glatt, so daß vor allem die Affäre Gollwitz wie auch jene des Pastors bedenklich in die Nähe der „Gartenlaube“-Kolportage gerät. Entscheidend aber ist, daß sich infolge dieser breiten Schilderungen der thematische Schwerpunkt verlagert: Das erwachende Klassenbewußtsein im Dorf Lichtenhain ist nur *ein* Thema von vielen – und leider nicht das, dem die stärkste Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die negative Seite – Gutsbesitzer und Anhang, Krämer usw. – erscheint interessanter, während Leben, Sorgen und Gestalten der Gutsarbeiter weniger überzeugend und eindringlich gezeichnet sind, vor allem die so wichtige Figur des Gutsarbeiters Paul Redlich, von dem man schwerlich versteht, daß er eine

führende Rolle im Streik spielen konnte. Diese falsche Konzeption wird schon in der Wahl des Titels sichtbar: „Ein Krämer kam ins Dorf“. Ist es denn wirklich das bemerkenswerteste und wichtigste Problem – vom heutigen Standpunkt aus –, daß die Herrschaft des Herrn von Gollwitz mehr und mehr der des Krämers weichen muß? Mußte es nicht vielmehr das zentrale Anliegen eines Mannes sein, der selbst unter der Fron der Grundbesitzer gelitten hat, die Schilderung der Dekadenz des Feudalismus wie der Machtergreifung der Krämer zurückzudrängen zugunsten der möglichst breiten und konkreten Darstellung der Landarbeiter in ihrem Elend und in ihrem erwachenden Klassenbewußtsein? Das erwartet doch der Leser vor allem von einem Buch, das im Jahre 1958 über ein Gutsdorf von damals geschrieben wird. Und diese Erwartung hat Walter Nichelmann nur zu einem Teil erfüllt, weil er der Versuchung unterlag, sich zu sehr, und in zu dichter Nachbarschaft der Kolportage, mit den gespensterhaften Gestalten der Vergangenheit zu befassen.

Marianne Schmidt

Mit Namen und Adresse

Holdine Stachel: „Mit schwerem Gepäck auf steinigem Weg“

Petermännkenverlag, 1958

Margot Pfannstiel: „Die Jungmanns und ‚Julia‘“, Dietz Verlag, Berlin 1958

In letzter Zeit können wir in unserer Literatur verschiedenartige neue Züge beobachten – ein Ergebnis der Entwicklung neuer Talente, vor allem aber ein Ergebnis tieferer Erkenntnisse, gründlicher Bemühungen um die neuen Stoffe. Es zeigt sich, daß der Appell an die Schriftsteller, sich enger mit dem Leben und dem Kampf der Arbeiter, Bauern und Soldaten zu verbinden, von ihnen immer mehr als Hilfe für ihre eigene Arbeit verstanden wird.

In dem Bemühen, der Literatur neue Gebiete unserer Wirklichkeit zu erschließen und unsere heutige Entwicklung als verpflichtendes Ergebnis des hundertjährigen Kampfes des internationalen Proletariats zu zeigen, haben die operativen Genres wie Reportage, Skizze, Porträt, aber auch Chronik (Betriebs-, Stadt- und Dorfchronik) und dokumentarischer Bericht besondere Bedeutung erhalten.

Zwei Arbeiten dieser letzten Art liegen jetzt vor: von Holdine Stachel „Mit

schwerem Gepäck auf steinigem Weg“, Bilder aus der Geschichte der Stadt Wittenberge, und von Margot Pfannstiel „Die Jungmanns und „Julia“, eine drei Generationen umfassende Darstellung des Weges einer Bergarbeiterfamilie.

Beide Autorinnen setzten in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein, mit der sprungartigen Entwicklung des deutschen Industrieproletariats; beide stellen den Kampf der organisierten Arbeiter um ihre Rechte, ihre Forderung nach Sozialisierung der Betriebe, in den Mittelpunkt ihres Buches; beide stützen sich auf historische Dokumente und mündliche Berichte von Veteranen der Arbeiterbewegung; beide verzichten auf eine komponierte Handlung und richten sich nach dem chronologischen Ablauf der Ereignisse.

Holdine Stachel schildert die Entwicklung der Arbeiterbewegung in Wittenberge, besonders in den wichtigsten Betrieben der Stadt: der ehemaligen Singer-Nähmaschinenfabrik, der Ölmühle und dem Reichsbahnausbesserungswerk. Aufmerksam verfolgt sie das Ringen um die Arbeitereinheit, verzeichnet sie Fortschritte und Rückschläge im Zusammengehen der beiden Arbeiterparteien und der Gewerkschaften. Es gelingt ihr, im Leser den Zorn über die Korruption einzelner Arbeiter durch die Direktionen der Betriebe oder die Großgrundbesitzer hervorzurufen, jene Korruption, die immer wieder zu Verrat und zu blutigen Kämpfen innerhalb der Arbeiterklasse führte. Den interessantesten, konkretesten, lebendigsten und darum besten Teil des Buches bildet die Schilderung der „Landsonntage“, die vor 1933 zu einer ständigen Einrichtung geworden waren und von denen alte Genossen noch heute begeistert erzählen.

Mit besonderer Genugtuung findet man in den letzten Kapiteln – die Darstellung geht bis 1937 – die wenigen Überlebenden unter den alten Genossen in wichtigen Funktionen als Betriebsleiter, Bürgermeister, Parteisekretäre wieder. Hier allerdings zeigt sich ein Nachteil des

Buches: In dem Wunsch, allen verdienten Kollegen und Genossen der Stadt gerecht zu werden, nennt Holdine Stachel viele Namen, die für den Leser nur Namen bleiben und sich nicht mit der Vorstellung von bestimmten Menschen und Lebenswegen verbinden. Das ist bedauerlich, denn es muß die Wirkung des Buches außerhalb der Stadt Wittenberge und ihrer Umgebung beeinträchtigen.

Margot Pfannstiel hat mit ihrer Beschränkung auf die „Jungmanns“, die stellvertretend für Tausende von Bergarbeiterfamilien stehen, und auf die eine Ruhrzeche „Julia“ einen glücklicheren Griff getan. Sie hat größere Allgemeingültigkeit erreicht und die innere Anteilnahme des Lesers geweckt. Diese Anteilnahme sichert sie sich bereits auf den ersten Seiten, da sie mit dem Schluß, der Beerdigung Karl Jungmanns, beginnt: „Am 5. Februar 1956 starb im Bochumer Gefängnis der Bergarbeiter Karl Jungmann...“ Man stutzt: Ein Bergarbeiterfunktionär im Gefängnis? – Und das 1956? Dieser Gedanke begleitet den Leser durch das ganze Buch. Die Autorin läßt uns an dem erschütternden Schicksal einer Familie, deren Mitglieder der Leser gut kennenlernt, miterleben, wie wenig sich für sie im Nachkriegs-Westdeutschland geändert hat, wie und von wem die Hoffnungen der Massen auf einen neuen Beginn ohne die alten Herren systematisch zerstört wurden.

Auch in den historischen Kapiteln stellt Margot Pfannstiel aktuelle Bezüge her, entwickelt sie für die Gegenwart nützliche Lehren und Schlußfolgerungen. Obwohl der Niederschrift des Buches ein sehr fleißiges, umfangreiches Quellenstudium vorausging, obwohl beispielhaft exakt und sorgfältig gearbeitet wurde, haftet dem Buch kein Archivstaub an. Man liest es trotz langer historischer Abhandlungen und vieler Zahlenangaben von der ersten bis zur letzten Seite mit stärkstem Interesse.

Nicht nur die zeitliche Bezogenheit

wird hergestellt. Keine Aktion, kein Streik, keine Entlassungswelle in der Grube „Julia“ wird geschildert, ohne daß unser Blick zugleich weit über die Stadt Herne und über die Familie Jungmann hinaus auf große internationale gesellschaftliche Zusammenhänge gelenkt würde; dabei sind die Lehren Lenins und der Oktoberrevolution ebenso verarbeitet wie die entlarvenden Geschäftsberichte der Harpener Bergbau AG, deren arbeiterfeindliche Haltung so offen zutage liegt, daß sie keines Kommentars bedürfen. Die Wirkung des Buches ist also keineswegs lokal begrenzt; es ist ein gültiges Zeugnis für den Kampf der deutschen Arbeiterklasse.

Beide Arbeiten sind als Versuche zu

werten, sich in einer Form, die zwischen der wissenschaftlichen und der künstlerischen Darstellung liegt, an eine weite Thematik heranzutasten und Material für die Gestaltung von Menschen aus der Arbeiterklasse zu sammeln. Während aber Holdine Stachel im wesentlichen nur Ereignisse aneinanderreihet und damit den Eindruck einer nicht bewältigten Fülle von Material erweckt, vermittelt Margot Pfannstiel nicht nur die Kenntnis von Einzeltatsachen, sondern einen klaren Überblick über die Entwicklung und ihre Gesetzmäßigkeit. Darum kann man den Vorschlag einiger Betriebsbibliothekare, das Buch als Gemeinschaftslektüre für die Zirkel junger Sozialisten zu verwenden, nur begrüßen.

Eva Lippold

Ein neues Buch vom neuen China

Ernst Schumacher: „Lotosblüten und Turbinen“, Verlag der Nation, Berlin 1958

Dr. Ernst Schumacher, ein westdeutscher Literaturhistoriker und Kritiker, reiste als Gast zur Hundertjahrfeier für Heinrich Heine nach China. Dort drängte sich ihm die Erkenntnis auf, wie wenig Richtiges und wieviel Entstelltes der Bevölkerung der Bonner Bundesrepublik bisher vom alten und neuen China berichtet worden war. So unternahm er es nach seiner Rückkehr, seine Eindrücke und sein Wissen vom neuen China aufzuzeichnen.

Das Buch „Lotosblüten und Turbinen“ schrieb also ein Westdeutscher für Westdeutsche; darin vor allem liegt seine Bedeutung. Es ist eine tapfere und ehrliche Arbeit, die unsere Anerkennung verdient. Überall bemüht sich der Autor, das wahre Gesicht Chinas zu entdecken. Er sucht Ursachen und Wirkungen der von ihm beobachteten Fakten zu erkennen. Umfangreiches Material sammelte er in China selbst, viele historische, religionsgeschichtliche und philosophische Quellen zog er

außerdem zu Rate. Immer wieder versucht er zwar, sich von seinem Stoff zu distanzieren: Er will ihn kühl, unbeschwert und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erforschen. Doch sehr häufig durchbrechen Zustimmung, innere Anteilnahme und Begeisterung diese selbstgewählte Begrenzung. Gerade an diesen Stellen wird das Buch sprachschön und ausdrucksstark, die Gedanken verbinden sich zu einem einheitlichen Ganzen von großer Erlebniskraft.

Viel Zahlenmaterial, gut aufeinander abgestimmt und meist Wesentliches aus sagend, und eine umfangreiche Darstellung der weltpolitischen Aspekte der chinesischen Außenpolitik geben dem Leser einen Überblick über die Entwicklung des Landes. Die politischen Probleme der Gegenwart stellt der Autor in die ökonomischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge der jüngsten Geschichte, vereinfacht dabei aber nirgends den komplizierten dialektischen Prozeß, der sich in die-

sem Teil der Welt vollzieht. Das Wunderwerk des erwachenden Riesenlandes China, dessen Menschen mit Siebenmeilensstiefeln aus dem Gestern in das Morgen eilen, bleibt überall spürbar.

Literarisch ist das Buch schwer zu klassifizieren: Kurze Skizzen voll monumentaler Erfülltheit des Geschauten, sogleich niedergeschrieben und lebendig, wechseln mit manchmal etwas abstrakten Kapiteln berichterstattender Journalistik; aber gerade in diesen steckt eine Fülle wichtigen historischen Materials, wie zum Beispiel in den Kapiteln über die Entwicklung der Produktivkräfte und über die Veränderung der Produktionsverhältnisse im neuen China, wie insbesondere in dem großen Abschnitt über die chinesisch-sowjetischen Beziehungen.

Das Vorhaben mußte den Autor natürlich vor manche Schwierigkeit stellen. Er wollte ein umfangreiches Bild möglichst aller Beziehungen zwischen Basis und Überbau geben. Dazu aber mußte ein Autor wohl jahrelang in China gelebt haben. Schumacher informiert uns zum Beispiel sehr umfassend über Entwicklung und Bedeutung des Buddhismus. Er zeigt uns die historische Beziehung Chinas zu Indien und die noch in die Gegenwart wirkende religiöse Gemeinsamkeit zwischen beiden Ländern. An einer anderen Stelle schildert der Autor – trotz der nur geringen Bedeutung des Christentums in China – die Missionstätigkeit der katholischen und evangelischen Kirche in Vergangenheit und Gegenwart. Leider aber beschäftigt er sich ungenügend mit dem Taoismus und dem Konfuzianismus – Religionen, die in China weit stärker gewirkt haben als das Christentum. Er scheint überhaupt den Einfluß metaphysischer Religionen auf die chinesische Bevölkerung zu überschätzen. Ältere und neuere Chinaforscher und Chinakenner sind sich darüber einig, daß das chinesische Volk einer Vertröstung auf den Himmel weit weniger zugänglich war als irgendein anderes; seine Weltanschauung war stets sehr erdegebunden. Jeder, der

das Glück hat, im heutigen China zu weilen, erkennt nach kurzer Zeit, wie wenig problematisch dort die Frage der Religion ist, wie verhältnismäßig leicht sie gelöst werden kann und gelöst wird (solche Feststellungen finden wir übrigens auch bei den beiden Chinaexperten Fritz Jensen und Israel Epstein). Ernst Schumacher widmet, wie mir scheint, diesen Fragen zuviel Raum. Dessenungeachtet bleibt er, bei der Behandlung des Christentums zum Beispiel, eindeutig parteilich: Er zeigt und beweist die unheilvolle Rolle der verschiedenen christlichen Kirchen als Helfer der Kolonisation und des Imperialismus an unwiederlegbarem Tatsachenmaterial.

Die literarisch-ideologischen Probleme des Landes werden ausführlich behandelt. Sie erfahren allerdings keine genügende Klärung. Der Begriff „Hundertblumenpolitik“ zum Beispiel bleibt unklar. Ernst Schumacher scheint manchmal auf der Fährte des Dogmatismus Gründe für bestimmte Erscheinungen zu suchen, die er besser erfahren hätte, hätte er in Betracht gezogen, daß gerade während der Zeit seines Besuches ein ernster Kampf gegen revisionistische Tendenzen in der Literatur geführt werden mußte. Auch den marxistischen Inhalt des Begriffs „Koexistenz“ scheint der Autor nicht immer deutlich genug zu sehen. Er läßt die Möglichkeiten auch einer ideologischen Koexistenz offen; das zeigt sich zum Beispiel bei der Darstellung der Politik des Vatikans, deren Klassenwurzeln nicht genannt werden.

Doch sollen diese kritischen Bemerkungen keinesfalls den Hauptindruck verwischen: Das Chinabuch Schumachers ist ein interessantes, materialreiches, ungemein informatives und dabei eindeutig parteiliches Werk. Ein Buch, das dem gegenseitigen Kennenlernen dient, der Achtung vor den immensen Leistungen dieses großen asiatischen Volkes Ausdruck verleiht und bewußt die Anstrengungen der Völker für einen echten, dauerhaften Frieden der Welt unterstützt. Von einem Westdeutschen für Westdeutsche geschrie-

ben, wird es dazu beitragen, falsche Vorstellungen vom neuen China zu beseitigen und dafür Nachdenken, Interesse und Auseinandersetzung mit der Wahrheit des

Sozialismus, mit der Wahrheit des unabwendbar Kommenden hervorzurufen. Der Verlag tat gut daran, dieses Buch auch unseren Lesern in die Hand zu geben.

Hermann Deiters

Ein Dichter der „Innerlichkeit“

Franz Werfel:

„Die vierzig Tage des Musa Dagb“, Aufbauverlag, Berlin 1955

„Verdi. Roman der Oper“, Aufbau-Verlag, Berlin 1957

„Das Lied der Bernadette“, Union-Verlag, Berlin 1957

Franz Werfel war in den zwanziger Jahren beim deutschen Publikum vor allem durch seine Lyrik und durch den Roman „Barbara oder die Frömmigkeit“ bekannt. Als Jude mußte er 1938, bei der Okkupation Österreichs durch die Faschisten, seine Heimat verlassen; seine Schriften wurden verboten. In der Emigration schrieb er hauptsächlich Novellen und Romane, unter anderm „Zwischen oben und unten“ und „Stern der Ungeborenen“. Er starb 1945 in Beverly Hills in Kalifornien.

Das Schaffen Franz Werfels wird von einer Idee beherrscht, auf die sich ihm alle Konflikte der Wirklichkeit reduzieren: der Auseinandersetzung zwischen „Realismus und Innerlichkeit“. Unter diesem Motto hielt er bereits 1931 in Wien eine Rede, in der seine Anschauungen am klarsten ausgedrückt sind: In unserer Zeit (der Gegenwart des Dichters) sei die Humanität verlorengegangen; durch Profitsucht und Technisierung sei die Innerlichkeit verdrängt worden; den Kampf gegen diese innere Leere müsse der „musische Mensch“ aufnehmen. Werfel konstruiert sich – anstelle der realen Klassengegensätze, die zu sehen sein bürgerliches Weltbild verbietet – einen Gegensatz zwischen „Tatmensch“ („vom Machtwillen ausgebrannt“) und „musischem Mensch“, und legt die Fiktion, daß diese Antinomie unser Leben beherrsche, seinen Werken zugrunde. Den Konflikt zwischen „Realgesinnung“ und „Innerlichkeit“ legt er aber auch in jedes

Individuum, denn „alle Menschen besitzen einen musischen Kern“. Und die Erweckung eben dieses Musischen (als des Ursprünglichen und Natürlichen) setzt er sich zum Ziel.

Mehr oder weniger stark beherrscht diese Werfelsche Idee alle Werke des Dichters. Angesichts der offenen Barbarei, die ihn in der wirklichen Welt damals umgibt, entleert sie sich jedoch im Laufe der Jahre immer mehr, verliert, was sie an konkretem Inhalt besaß, und bekommt mystische, orthodox-religiöse Züge. Diese Entwicklung, die hier an drei Hauptwerken Werfels demonstriert werden soll, kennzeichnet den Weg eines bürgerlichen Schriftstellers in unserem Jahrhundert, der die Humanität verkommen sieht und keinen Weg weiß, sie zu retten: Er entwaffnet sie und sich selbst.

In dem Roman „Verdi“ sieht Franz Werfel den Grundkonflikt in der Behauptung Verdis und seiner Musik gegen eine immer oberflächlicher werdende Welt (uns interessiert in diesem Zusammenhang nicht, wieweit der Autor seinen Stoff biographisch getreu gestaltet, sondern welchen Gedankengehalt er ihm aufprägte). Werfel greift eine kurze Episode aus Verdis Leben heraus: den Aufenthalt des Siebzigjährigen in Venedig, wo in dem Maestro nach zehnjähriger Schaffenspause die Kraft zu neuen Kompositionen reift. Verdi ist für Werfel „der letzte Volks- und Musikerkünstler, ein herrlicher Anachronismus

des Jahrhunderts“, der durch seine echte Schöpferkraft über die neue Generation triumphiert, über die „Herrschaften des Tages“, die „ihre Geschäfte, worauf es doch nur ankommt, viel besser verstehen. Diese Realisten.“ Die Auseinandersetzung des Natürlichen, Volksverbundenen mit dem Verfallenden, Veräußerlichten zeigt sich für Werfel hauptsächlich in der Gegenüberstellung mit Wagner. Verdi lebt auf dem Lande; sein Wesen wird von einer gesunden Bäuerlichkeit bestimmt, er mischt sich überall unter das Volk, seine Musik strebt zum Schlichten und ist so recht Ausdruck der Volksbewegung von 1848. Er ist bescheiden, meidet öffentliche Ehrungen. Wagner dagegen lebt ganz für den Erfolg. Seine Wirkung auf sein Publikum ist (wenn auch von ihm ungewollt) oberflächlich, berauschend: „Mit den Augen von Wüst-Fanatisierten, mit dem schlaffen Mund von Trunkenen, mit den pfeifenden Atemstößen von Ekstatikern tranken sie die Worte, die sie nicht verstanden . . .“ Wagners Gemeinde besteht nach Werfel „aus den seelischen Desperados aller Nationen, aus den Uneinfachen und Romantischen . . .“ Wenn der Wagner-Enthusiast Italo vom Klavier aufsteht, hat er „einen benommenen Kopf, zerschlagene Glieder wie nach ausschweifender Liebesnacht“.

Ganz anders wirkt eine Verdische Melodie auf Italos Vater: „Er mußte sie nur vor sich hin pfeifen, damit ihm die Augen hell wurden und irgendein unternehmender kriegerischer Geist durch seinen Körper fuhr.“

Die Konfrontierung von Wagner und Verdi ist weniger die Gegenüberstellung von Personen als die von Prinzipien. Wagner trägt als Mensch in Werfels Schilderung durchaus liebenswerte Züge; aber er vertritt für ihn eine Spielart der „Realgesinnung“, also ein verderbliches Prinzip.

Dieser Hauptgedanke des Werkes wird durch eine Reihe von Nebenhandlungen verdeutlicht. Der Musiker Fischböck steht wie Verdi im Gegensatz zur neuen Zeit,

welche die Harmonie von Kunst und Leben zerstört hat. Er will die einheitliche Musik des Mittelalters wieder erringen; daran muß er scheitern, denn Erneuerung kann, nach Werfel, nicht aus einem der Realität aufgezwungenen Schema, sondern nur durch „Leben“ kommen. Wirkliches Leben aber verkörpert nur der, welcher im Einfachen und Ursprünglichen, in der Natur, im Volk wurzelt. Das ist bei Verdi der Fall, darum siegt er, und durch ihn siegt Werfels Glaube an die Bewahrung menschlich-kultureller Werte.

Auch in dem 1933 vollendeten Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ gestaltet Werfel einen historischen Stoff: die Armenier-Massaker in der Türkei während des ersten Weltkrieges. Aber er behandelt den armenischen Freiheitskampf nur als Hintergrund für die Entwicklung Gabriel Bagradians, der zentralen Gestalt des Romans, des Trägers der Werfelschen Idee. Bagradian, der jahrelang in Paris ein Leben als Schöngeist führte, wird von Geschäften in seine Heimat Türkisch-Armien geführt und dort durch den Ausbruch des Krieges festgehalten. Allmählich erwachen in ihm wieder Bindungen an sein Volk. Er, der ganz Europäer war, beginnt sich halb wider Willen für das Schicksal der von den Türken unterdrückten Armenier zu interessieren; er fühlt sich schließlich verantwortlich für ihr Schicksal und erkennt, daß er hier seine Aufgabe hat. Er sieht ein, daß man nicht „ohne Verpflichtung im Weltraum vagabundieren“ kann. Anstatt sich und seine Familie zu retten, bleibt er bei den Armeniern und wird ihr Führer. Er organisiert ihre Verteidigung gegen die Türken auf dem Berg Musa Dagh, bis französische Schiffe die Verfolgten aufnehmen und retten. Damit ist seine äußere Aufgabe beendet; seine innere Wandlung hat sich aber nach dem Willen Werfels inzwischen so weit vollzogen, daß es für ihn keine Rückkehr ins Leben gibt. Er bleibt allein mit Gott auf dem Berg. Gabriels Gottverbundenheit betrachtet Werfel als einen Zustand der Vollendung, über den

hinaus es nichts Höheres geben kann. Bagradian stirbt, „weil der wahre Gabriel, wie er in diesen vierzig Tagen entstanden ist, wirklich gerettet werden mußte“. Er stirbt also als konsequenter Vertreter der Werfelschen Idee von der „Verinnerlichung“ des Menschen.

Immerhin vollzieht sich diese Entwicklung der Hauptfigur nicht im luftleeren Raum, sondern an der Bewältigung einer konkreten Lebensaufgabe. Und das ist die realistische Grundlage des Werkes, welche die idealistische Konzeption weitgehend in den Hintergrund drängt. Die Schilderung von Gabriels Auftrag, den Freiheitskampf eines durch Rassenhaß dem Untergang geweihten Volkes zu führen, nimmt breiten Raum ein. Wie in „Verdi“ zeigt sich Werfels Wunsch nach Volksverbundenheit, deutlicher als in anderen Werken drückt sich seine Anteilnahme für die leidende Menschheit aus. Der Roman wird deshalb nicht zu Unrecht von Paul Reimann „Epos einer nationalen Aufstandsbewegung“ genannt. Werfels subjektive Ehrlichkeit zwingt ihn, den Problemen, die aus dem Stoff erwachsen, nicht auszuweichen. Der Kampf um die Bewährung der Nation, den Werfel eigentlich nur als Symbol für den Kampf um Gott sehen will, tritt häufig so in den Vordergrund, daß es scheint, Gabriel diene nicht einem transzendenten, sondern einem realen, diesseitigen Ziel. Er hat durchaus reale Zielsetzungen, die Werfel allerdings nur als Teilziele auf dem Weg zu einem allumfassenden, „höheren“ Ziel aufgefaßt wissen will. Werfels Ehrlichkeit und die Gesetzmäßigkeit seines Stoffes führen ihn sogar bis an die Grenzen seiner Theorie und drohen sie manchmal zu durchbrechen: Der „Realismus“ (das Tatmenschentum) gewinnt die Oberhand in Bagradian, da er nur so seinen Aufgaben im Diesseits gerecht werden kann: „Schon während der Kampfvorbereitungen in Yohonoluk hatte er bemerkt, daß sich sein Tatsachensinn sofort trübte, wenn er seiner Neigung zur Beschaulichkeit nachgab“, bemerkt der Autor. Hier liegt ein realistischer Kern

des Werkes, ein Realismus freilich innerhalb der Grenzen der Werfelschen Religiosität. Nach Erlangung der „Innerlichkeit“ kann es – weil sie für Werfel religiös bestimmt ist – keine Bindung an das irdische Leben mehr geben. Die Innerlichkeit, das höchste Ziel, ist Selbstzweck und nicht Kraftquelle zur Bewältigung des Diesseits. Trotzdem aber ist der Roman *auch* das Epos eines nationalen Befreiungskampfes.

Im „Lied von Bernadette“ (1941) wird das religiöse Moment vollends beherrschend. Dieses Werk erzählt die Lebensgeschichte der Bernadette Soubirous, die als Vierzehnjährige 1858 in Lourdes Visionen einer „Dame“ hatte. Auf Geheiß der Dame kratzt sie eine Quelle aus der Erde, deren Wasser wundertätige Heilwirkung zeigt. Bernadette stirbt mit vierunddreißig Jahren im Kloster an Knochentuberkulose und wird 1933 vom Papst heiliggesprochen. Sie ist bei Werfel kein im kirchlichen Sinn frommer Mensch; sie hat nur geringe religiöse Kenntnisse. Sie stammt aus ärmlichen Verhältnissen, beschäftigt sich gern mit einfachen Arbeiten, ist naturverbunden und besitzt eine ausgeprägte ursprüngliche Vorstellungskraft. Wieder macht Werfel also – wie in dem „Verdi“-Roman – einen einfachen Menschen zum Träger seines Innerlichkeitsgedankens.

Auch der Gegenpol, die „Realgesinnung“, findet sich in dem Roman, verkörpert durch die Kräfte, gegen die sich Bernadette durchsetzen muß. Ihre Vertreter sind vor allem die Staatsbehörden, die auf jede Art – sogar durch Verbrechen – Bernadette und die von ihr ausgehende Bewegung unter dem Volk zu beseitigen suchen. Auch die völlig veräußerlichte, durch Geschäftsinteressen korrumpierte und zum kapitalistischen Unternehmer gewordene katholische Kirche gehört zu diesen der wahren „Innerlichkeit“ feindlichen Kräften. Und das verbindet diesen Roman mit den „Vierzig Tagen des Musa Dagh“: In beiden Werken muß die Innerlichkeit aktiv werden, muß um ihre Existenz kämpfen; in beiden Romanen geht es um

die Bewältigung einer Lebensaufgabe. Werfels Ringen um „Innerlichkeit“ ist nichts anderes als ein Ausdruck des Kampfes um die Persönlichkeit in einer immer stärker kapitalisierten Gesellschaft – eines Kampfes mit untauglichen Mitteln, von falschen Voraussetzungen aus. Nicht ein durch religiöse oder weltliche Geschäftsinteressen verkrüppelter Mensch soll auf der Erde vegetieren, sondern eine frei entfaltete – eben eine „innerliche“ – Persönlichkeit soll sie beherrschen. Im Vorwort des Romans sagt er, ihm gelte es, „durch seine Schriften zu verherrlichen das göttliche Geheimnis und die menschliche Heiligkeit – des Zeitalters ungeachtet, das sich mit Spott, Ingrimm und Gleichgültigkeit abkehrt von diesen letzten Werten unseres Lebens“. Welch eine Ohnmacht spricht aus diesen Worten eines Dichters, der sich der Problematik seiner Zeit stellen will, ohne sie doch wirklich zu sehen. Seine untauglichen Versuche, die Gesellschaft auf frühere, ihm idealer erscheinende Zustände zurückzuführen, haben viele Entsprechungen in der bürgerlichen Literatur. Sie haben in der Zeit, da Wurfel seine Romane konzipierte und schrieb, noch Züge der Größe und sogar einer gewissen Tragik – Momente, die der gegenwärtigen bürgerlichen Literatur ähnlicher Observanz fehlen.

Immer wieder taucht in Werfels Roma-

nen das Problem der Volksmassen auf. Bernadette ist zwar nicht wie Gabriel Führer und Befreier des Volkes, aber sie ist Träger seiner geheimen Wünsche und Hoffnungen auf Freiheit – einer wirtschaftlichen, politischen, hauptsächlich aber einer „innerlichen“ Freiheit. „Bernadette Soubirous ist ein Kind dieses Arbeitsvolkes von Frankreich“, sagt Wurfel. Für ihn ist „das wahre Problem weniger die kleine Visionarin als die große Menge, die ihr nachfolgt“. Den leidenden Volksmassen hat Bernadette das religiös bestimmte Innerlichkeitsideal zu vermitteln, denn „den wirklich Schiffbrüchigen gleich, verlangt ihre Seele danach, im endlosen Nebel des Irdischen einen himmlischen Wimpel zu erblicken, der ihnen Rettung verheißt“. Nicht Revolution also, sondern Religion, nicht materielle Besserung, sondern Zuflucht im Transzendenten ist Werfels Programm für die Volksmassen wie für die Einzelpersönlichkeit. Seine Gestaltungskraft wird durch diese weltanschauliche Grundlage in ihrer Entfaltung gehemmt. Alle realistischen Ansatzpunkte in seinem Werk müssen sich wieder der vorgefaßten Meinung des Dichters unterordnen: Die Bewältigung des Diesseits existiert nicht für sich; sie ist nur ein Weg zu Gott. Werfels Streben nach Innerlichkeit führt aus dem Leben heraus, statt es meistern zu helfen.

Ernst Schumacher

Taschkent, das literarische Bandung

Kongreß der asiatischen und afrikanischen Schriftsteller

Die ältesten Kulturen der Welt entstanden am Hoangho, am Indus, am Euphrat und am Nil. Sie standen miteinander in Verbindung und befruchteten sich gegenseitig. Bereits im 5. Jahrhundert erwähnte der armenische Historiker Movses Horenanzi das „Reich der Mitte“. Im 7. Jahrhundert machte der chinesische Gelehrte Hsüan Tsang, ein buddhistischer Mönch, über Zentralasien und Afghanistan seine berühmte „Reise in die westliche Welt“, nach Indien, wo er mehrere Jahrzehnte lebte, um dann mit den Sutras in sein Heimatland zurückzukehren. Die Verse Rudakis fanden ihren Widerhall in der indischen und persischen Literatur. Die großen Gelehrten der zentralasiatischen Städte Samarkand und Buchara, Ibn Sina, genannt Avicenna Biruni und Ulugbek beeinflussten die Medizin, die Mathematik, die Geographie, die Philosophie des gesamten Islams, aber auch der buddhistischen Welt. Der aserbaidshansische Dichter Nisami reichte im 12. Jahrhundert in seinem Poem „Die sieben Schönen“ den chinesischen Frauen und Mädchen die Palme der Anmut. Hafis und Firdausi wirkten nach Westen und nach Osten. Nicht tausendundeine Nacht, tausendundein Jahr hatten diese Kulturen Verbindungen und Gemeinsamkeiten.

Die historische Konferenz der asiatischen und afrikanischen Länder in Bandung im Frühjahr 1955, die politischen Charakter hatte, mußte notwendig zu einer Erinnerung an diese kulturelle und literarische Gemeinsamkeit führen, mußte den Willen wachrufen, sie zu erneuern. Die erste Etappe dazu war die Konferenz

der asiatischen Schriftsteller in Neu-Delhi Ende 1956. Die zweite Etappe mußte die Zusammenkunft dieser asiatischen Schriftsteller mit den afrikanischen sein. Die Initiative hierzu ging von der usbekischen Lyrikerin Sulfija Ismailowa aus. Sie lud die Schriftsteller beider Kontinente für 1958 nach Taschkent ein.

Taschkent bedeutete für diese Schriftsteller die Erinnerung an den Austausch nicht nur materieller, sondern auch geistiger Güter über die Große Seidenstraße. Es bedeutete für die Mohammedaner unter ihnen die Erinnerung an die Macht und Blüte des Islams. Es bedeutete für viele von ihnen das Symbol einer gegliückten Lösung des Nationalitätenproblems, ist doch Taschkent heute die Hauptstadt einer selbständigen Sowjetrepublik, der usbekischen, ein Zentrum nicht nur des wirtschaftlichen, sondern auch des kulturellen und wissenschaftlichen Lebens in einem eigenen nationalen Rahmen. Die Sowjetunion insgesamt empfahl sich diesen Schriftstellern wegen des außerordentlichen Interesses, das die sowjetischen Verlage und Leser den asiatischen und afrikanischen Literaturen entgegenbringen. In den letzten Jahren erschienen in der Sowjetunion 1100 Werke asiatischer und afrikanischer Schriftsteller in einer Auflage von über 500 Millionen Exemplaren. Allein die Werke chinesischer Autoren sind in einer Auflage von über 200 Millionen Stück verbreitet.

Der Kongreß fand zwischen dem 7. und 12. Oktober im Taschkenter Staatstheater statt, das den Namen von Alischer Navoi trägt, dem großen usbekischen

Dichter aus dem 15. Jahrhundert. Rund 180 Schriftsteller vertraten 33 asiatische und afrikanische Länder. Dazu kamen etwa 30 Gäste aus Europa und Amerika. Unter den Delegierten befanden sich so bekannte Schriftsteller wie Mao Dun (China), Mulk Radsch Anand (Indien), Intoyo (Indonesien), U Thein Pe Myint (Burma), Nazim Hikmet (Türkei), Mohammed Halafalla Achmed (Ägypten). Dem Kongreß gingen Begrüßungsadressen der führenden Politiker Asiens und Afrikas zu, darunter von Tschou En-lai, Dschawaharlal Nehru, Bandaranaike, U Nu, Gamel Abdel Nasser, Kwame Nkrumah. Der sowjetische Ministerpräsident Nikita Chruschtschow nannte die Konferenz das „literarische Bandung“. Er erntete dafür von allen Delegierten stürmischen Beifall.

Der erste Tagesordnungspunkt lautete: Das Problem der Entwicklung von Kultur und Literatur in den verschiedenen Ländern Asiens und Afrikas und ihre Rolle im Kampf gegen den Kolonialismus, für die nationale Unabhängigkeit, für Freiheit und Frieden in der Welt. Wie schon in Neu-Delhi, waren sich auch die Teilnehmer der Taschkenter Konferenz im Prinzip darin einig, daß die Literatur sich politisch-gesellschaftlich engagieren muß, in Asien und Afrika im Kampf gegen den Kolonialismus und Imperialismus und für die Schaffung eines besseren Lebens. Sowohl der thailändische Delegierte Kularb Saipradit wie der nepalesische Delegierte Lakshmi Prasad Devkota und der indische Delegierte Saidshad Sahir forderten, die Literatur müsse dem Volke, nicht einer kleinen Schicht von Intellektuellen dienen. Die chinesischen Sprecher, an der Spitze Mao Dun, interpretierten diesen Dienst am Volke im Sinne der bekannten Rede Mao Tse-tungs auf der Beratung über Literatur und Kunst im Jahre 1942 in Jännan. Gegen eine solche Festlegung glaubte die Mehrheit der indischen Delegierten Bedenken erheben zu müssen. Ihr Sprecher erklärte: „Der Geist, der den Schriftsteller beseelt, ist der Ge-

sang der Freiheit.“ Diese Freiheit glaubte er im Politischen am ehesten durch die Formen der westlichen Demokratie gewährleistet. Er fand entschiedenen Widerspruch vor allem bei den Delegierten Afrikas. Der Delegierte von Dahome (Westafrika), Albert Tevoedjre, drückte die Auffassung aller afrikanischen Delegierten, sowohl der Vertreter des schwarzen als auch des arabischen Afrikas, aus, als er sagte, ohne die politische Revolution, ohne die politische Freiheit könne es keine Freiheit der Literatur geben. Diese Ansicht fand ihren Niederschlag in der Deklaration, die auch mit den Stimmen der indischen Delegierten angenommen wurde. „Wir wissen auch“, so heißt es weiter, „daß unser Leben untrennbar mit dem Leben unserer Völker verbunden ist. Ihre Ziele sind unsere Ziele, ihr Kampf ist unser Kampf, und wir kämpfen entschlossen mit ihnen gegen die Schacken der Kolonialherrschaft und die Drohung eines Atomkrieges, für Frieden, Einheit und Freundschaft zwischen den Völkern.“

Noch leidenschaftlicher nahmen die Delegierten zum zweiten Tagesordnungspunkt Stellung. Die Kultur der Völker Asiens und Afrikas und ihre Beziehungen zur Kultur des Westens. Benjamin Matip, der Vertreter Kameruns, sprach von den „barbarischen europäischen Horden“, die über die alten Kulturen Asiens und Afrikas hergefallen seien und ihnen eine Zivilisation gebracht hätten, die fast 90 Prozent der 140 Millionen schwarzen Afrikaner im Analphabetismus festhalte und die „Entafrikanisierung“ der schwarzen „Elite“ mit allen Mitteln fördere. Er protestierte gegen die zwangsweise Assimilierung an die fremden Lebensformen. Der Vertreter von Angola, Mario de Andrade, bezeichnete es als symptomatisch nicht nur für sein Land, sondern für die meisten Kolonien, daß die afrikanischen Sprachen in Ämtern und Schulen verboten seien. Dadurch werden die Entstehung einer afrikanischen Schriftsprache, die Voraussetzung für eine nationale Lite-

ratur, verhindert. Alle Afrikaner sprachen von einem „Komplex der Inferiorität“, der ihren Völkern aufgezwungen werde. Der burmesische Delegierte U Thu Ngunt faßte die Anklagen zusammen: „Die westlichen Völker haben eine Kultur, der wir Respekt zollen müssen. Aber die Imperialisten wollten diese Kultur nicht in ihre Kolonien bringen.“ Der indische Delegierte Shivdan Sing Shanhan sprach von den „kulturellen eisernen Vorhängen“, die der Imperialismus bis auf den heutigen Tag zwischen westlicher und östlicher Kultur gezogen habe. Der Begriff der „Weltliteratur“ beschränke sich für die westlichen Kritiker, Gelehrten und Schriftsteller fast einseitig auf Werke aus dem westlichen Kulturbereich. Um der Literatur Asiens eine entsprechende Geltung zu verschaffen, schlug er dreißig bedeutende Werke allein aus der Hindi-Literatur zur Übersetzung vor.

Die grundsätzliche Einstellung zur westlichen Kultur und Literatur brachte der nordvietnamesische Delegierte Vo Huy Tam zum Ausdruck. Er schlug vor, die Völker Asiens und Afrikas sollten trotz aller bitteren Erfahrungen den Westen nicht als solchen hassen, sondern zwischen Kolonialismus und positiven Kulturwerten unterscheiden. Er wies nicht nur auf die großen Dichter des Westens hin, die den Humanismus fördern halfen, sondern sah auch in der Anwesenheit von Schriftstellern aus Europa und Amerika den Beweis, daß die Sache der Freiheit, Unabhängigkeit und kulturellen Entwicklung der Völker Asiens und Afrikas von fortschrittlichen Menschen in der westlichen Welt verfochten wird. In der Entschließung zu diesem fundamentalen Problem der Beziehungen zwischen westlicher und östlicher Kultur hieß es, die Einteilung in westliche und östliche, in niedere und höhere Kulturen sei heute veraltet. Es gelte, die Verbindungen zwischen den verschiedenen Kulturen herzustellen, um eine Weltkultur schaffen zu können.

Bei aller Bereitschaft, mit der Kultur des Westens in Verbindung zu bleiben

und ihre besten Elemente sich anzueignen, halten es die asiatischen und afrikanischen Schriftsteller für notwendig, zunächst die Einheit ihrer Kultur und Literatur zu fördern. Dazu wurden wichtige Beschlüsse gefaßt. Nach der Konferenz von Taschkent wird ein ständiges Büro der asiatischen und afrikanischen Schriftsteller eingerichtet. Die nächste Konferenz wird 1960 in Kairo durchgeführt werden. Zur Förderung und Entwicklung der asiatischen und afrikanischen Kultur und Literatur werden ein zentrales Übersetzungsbüro eingerichtet, Filme, Theaterstücke und Rundfunksendungen ausgetauscht, gemeinsam Filme hergestellt, gemeinsam der Kampf gegen Schundliteratur und Schundfilme geführt, die Entkommerzialisierung der Literatur angestrebt und eine eigene Literaturzeitschrift herausgegeben. Für die Entstehung selbständiger Nationalliteraturen in den beiden Kontinenten dürfte der Beschluß große Bedeutung haben, daß die fortgeschrittenen Länder, praktisch also vor allem die Sowjetunion, den unterentwickelten Ländern bei der Einrichtung von Druckereien und Verlagen behilflich sind.

Die Konferenz von Taschkent leitet eine neue Renaissance der asiatischen und afrikanischen Literaturen ein. Der Humanismus, dem sich die asiatischen und afrikanischen Schriftsteller verpflichtet fühlen, ist der reale Humanismus unseres Jahrhunderts. Er ist unbesiegt nicht nur deshalb, weil er Ausdruck des Verlangens der Menschen nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung ist, sondern weil er zur Leitidee der Völker Asiens und Afrikas geworden ist. Scharaf Raschidow, ein bekannter usbekischer Schriftsteller, faßte dies in die Worte: „Wir sind von einer unwiderstehlichen Stärke, weil wir die Völker zweier großer Kontinente repräsentieren, die zusammen eineinhalb Milliarden Menschen, rund zwei Drittel der Menschheit umfassen.“

Die Konferenz der asiatischen und afrikanischen Schriftsteller verlangt nach einer Konferenz der europäischen und amerika-

nischen Schriftsteller, um damit eine Begegnung der Schriftsteller der ganzen Welt vorzubereiten. Was bleibt, stiften nicht die Dichter allein. Aber daß alles Gestiftete bleibt und nicht verwüstet wird, können die Dichter mitbewirken. Die Taschkenter Konferenz wird in diesem Sinne für alle Teilnehmer aus Europa und Amerika eine Verpflichtung bleiben.

Schriftsteller in der Wahlbewegung

Die Wahlen vom 16. November sind vorüber. Zu ihrem Erfolg haben auch die Schriftsteller der Deutschen Demokratischen Republik ihren Teil beigetragen, entsprechend dem Aufruf ihres Verbandes und in engem Zusammenwirken mit den Ausschüssen der Nationalen Front. Wie die Arbeiter zusätzliche Waren produzierten, wie die Bauern das Getreide an den Staat vorfristig abgelieferten, so gaben die Schriftsteller den Agitatoren das wirksame Wort in die Hand. Agitproptruppen der Betriebe, der Freien Deutschen Jugend, der Theater und anderer Institutionen fanden in ihnen Autoren zündender Texte. Mitunter schleuderten sie aktuelle Verse schon wenige Stunden nach ihrer Abfassung in die Menge der Straßenpassanten. Der ständige Kontakt mit den Zuhörern, die enge Bindung an die politische Aufgabe und an den wechselnden Zuhörerkreis, die Unterschiede in Qualifikation und Ausrüstung der Agitproptruppen – das riß die Schriftsteller in eine Arbeitsatmosphäre, die manchem aus dem früheren Kampf vertraut, nicht wenigen aber auch neu und ungewohnt war. Ob vertraut oder ungewohnt – heute ist unter denen, die dabei waren, keiner, der nicht begeistert berichtete, wie das Hinausgehen in den Tageskampf seinen Horizont geweitet hat.

Die Arbeit für die Agitproptruppen war aber nur eine Seite des Einsatzes unserer Schriftsteller. Die Presse bot eine andere Möglichkeit, auf Zehntausende zu

wirken. Vom Vierzeiler bis zu Skizzen und Erzählungen reicht die Skala, die die Autoren fanden und nutzten. Auch auf diesem Wege gelangten sie in die Versammlungen; denn die Veranstalter in den Betrieben und Wohngebieten griffen diese Arbeiten gern auf. Dabei zeigte sich auch hier ein wesentliches Merkmal der diesjährigen Wahlagitation. Nie zuvor waren die Aufgaben so klar, so konkret gestellt wie durch den V. Parteitag. Die Grundlosung „Plane mit – arbeite mit – regiere mit!“ richtete auch die Blicke der Schriftsteller auf das Wesentliche, und die erstaunlich hohe Zahl der Verse, Skizzen, Reportagen und Erzählungen von echter künstlerischer Qualität ist ein Zeichen für die Reife unserer Autoren.

Eine eigens eingesetzte Kommission des Schriftstellerverbandes sorgte dafür, daß die Initiative einzelner nicht ungenutzt verging und daß gute Beispiele Nachahmer fanden. „Warum wir dafür sind“ wurde zum Kennwort nicht nur der Stellungnahme der Schriftsteller, sondern vieler anderer Künstler. Der „Augenzeuge“ brachte Kurzinterviews in jedes Dorf, das Fernsehen und der Rundfunk verbreiteten die Erklärungen bis in jedes Heim. Damit nicht genug: die Schriftsteller gingen selbst in die Versammlungen. Sie rezitierten ihre Verse, sie lasen aus ihren Werken auf Aussprachen, die nicht von literarischen Problemen handelten, sondern sich um Fragen des Wohnungsbaus, des Handels, der gesamtdeutschen Verständigung, der Produktionssteigerung drehten. Weil sie nicht überall sein konnten, fanden die Berliner Autoren einen neuen Weg: Sie sprachen auf Band, zunächst zum Thema Volkswahl. Die Bänder wurden über den Betriebsfunk des VEB Berliner Glühlampenwerk gesendet und dann an andere Betriebe weitergeleitet. Diese Methode, nach der in jeder Woche ein Autor zu vielen Tausenden Arbeitern spricht, soll auch nach den Wahlen beibehalten werden. Eine solche Aktivität – diese eine Aktion der Berliner steht für viele ihrer Kollegen in

der ganzen Republik – war bei keiner der vergangenen Wahlen zu verzeichnen.

Aber unsere Literatur wäre keine sozialistische, wenn die Autoren nicht auch auf ausgesprochen literarischen Veranstaltungen aufgetreten wären. Lesungen und Literaturforen waren eine weitere Form, auf ihre Leser zu wirken; einzelne Autoren im Bezirk Halle führten während der Wochen vor der Wahl über dreißig derartige Veranstaltungen durch. Schriftsteller und Leser standen auch hier im Verhältnis von Agitator und Wähler – und es war nicht zum Schaden unserer Sache, wenn sich das Verhältnis mitunter umkehrte und die Leser ihre Autoren über unser Leben und seine Perspektiven aufklärten. Es gibt nicht viel, was politischer wäre als gute Literatur. Das erwies sich immer wieder, ob nun ein Jugendfreund die anwesenden Schriftsteller bat, eine Episode zu berichten, die sich nicht zur literarischen Gestaltung eigne, ob die Hochöfen von Stalinstadt Hans Marchwitza fragten, wie er „Roheisen“ fortzusetzen gedenke, oder ob Bibliothekare mit Rosemarie Schuder über den Nutzen des historischen Romans stritten. Immer ging es um die tiefere Einsicht in unser Leben, um die Mobilmachung der Herzen und Hirne für den Frieden, für die Einheit, für den Sozialismus.

Daß die richtige Erfüllung der Tagesaufgabe stets über den Tag hinausweist und ihn überdauert, das wird ein Band beweisen, der die besten in diesen Wochen entstandenen Werke zusammenfaßt.

Helmut Kaiser

Walter von Molo gestorben

Achtundsiebzigjährig ist in seinem Wohnsitz bei Murnau Walter von Molo gestorben. Er wurde während des ersten Weltkriegs bekannt durch seinen Schiller-Roman, dem dann eine ganze Reihe solcher biographisch-historischer Romane folgte. Auf sie gründete sich sein Erfolg, weniger auf seine autobiographischen Schriften, seine Lyrik oder seine histori-

schen Dramen. Sein List-Roman erschien auch in der Deutschen Demokratischen Republik. Der bürgerlich-liberale Autor, der bereits in Opposition zum faschistischen Regime stand, wandte sich erst vor wenigen Monaten in einem vielbeachteten Aufruf gegen die Atomaufrüstung Westdeutschlands. Darin heißt es: „Ich habe keine Neigung, am Massenmord durch die Lagerung und Anwendung von Atombomben mitschuldig zu sein, auch nicht, wenn behauptet wird, diese stramme Hosen-nahtdummheit diene unserer Erhaltung und der Erhaltung der Menschheit.“

Aus unserer Korrespondenzmappe

Herrn Willy Haas
Hamburg

Sehr geehrter Herr Haas, in einer Münchner Zeitschrift lese ich den dort als Vorabdruck veröffentlichten Auszug aus einem Erinnerungsbuch, das Sie verfaßt haben. Sie erzählen darin unter anderem, wie Sie, damals Herausgeber der Berliner Wochenschrift „Die Literarische Welt“, nach der Reichstagsbrandstiftung der Nazis eine Verhaftung befürchteten. Sie hatten mit Ihrer Frau vereinbart, diese solle Sie in Ihrem Büro anrufen, wenn die erwartete Haussuchung erfolgte. Das geschah auch bald, denn: „Ein Nachbar, ein abgedankter Polizist in dem Dörfchen Falkensee, wo ich wohnte, hatte mich bei der SA angezeigt; *ich brauche wahrscheinlich nicht zu sagen, daß dieser Mann heute eine Zierde der Kommunistischen Partei in Falkensee sein soll.*“

Dieser letzte Satz, Herr Haas, lohnt eine Analyse. Sie sind ja, wie man weiß, ein erfahrener Redakteur und im allgemeinen selbst kein gar so schlechter Stilist. Der zitierte Satz aber ist miserables Deutsch, und zwar deshalb, weil Sie hier eine Fehlleistung im Freudschen Sinn begangen haben. „Ich brauche wahrscheinlich nicht zu sagen...“ – mit dieser Wendung kann man in richtiggedachtem Deutsch einen Satz nur einleiten, wenn

sein zweites Glied eine Selbstverständlichkeit ausdrückt, eine Binsenwahrheit, eine unbestrittene Gewißheit. Ist es nun eine so selbstverständliche Binsenwahrheit, daß die Denunzianten von 1933 heute Zierden der Kommunistischen Partei seien? Sie möchten es gern suggerieren. Aber im Grunde wissen Sie es ja besser. Sie glauben selbst nicht an die Verleumdung. Deshalb flüchten Sie sich am Schluß des Satzes ins Anonyme, Unverbindliche, Unbeweisbare. Das zweite Glied Ihres Satzes, in dem man eine Gewißheit erwartet, spricht nur von einem Gerücht. Die Selbstverständlichkeit, Sie selbst sagen es, besteht also nicht darin, daß jener Polizist heute Kommunist ist, sondern darin, daß man es behauptet, daß Sie es behaupten! Ich brauche wahrscheinlich nicht zu sagen, daß dieser antikommunistische Ausfall Sie zu einer Zierde der antikommunistischen Partei in Bonn und Umgebung macht.

Es wundert mich danach nicht mehr ganz so sehr, daß Sie die deutschen Dichter, die damals, wie Sie berichten, im „Völkischen Beobachter“ öffentlich Ihre Abführung ins KZ forderten, nicht namentlich nennen, obwohl Sie andeuten, daß man sie auch heute noch kennt. Hier hatten Sie, anders als im Falle des verschollenen Falkenseer Polizisten, Gelegenheit, präzise zu sein. Sie brauchten nur nachzuschlagen, wenn Sie die Namen nicht im Gedächtnis hatten. Sie taten es nicht. Sie schonen die Denunzianten. Warum? Vielleicht weil die Betroffenen nach wie vor Zierden der antikommunistischen Partei in Westdeutschland sind, also Ihre Parteifreunde?

Es wundert mich auch nicht mehr, daß Sie die Geschichte des Verkaufs Ihrer Zeitschrift an die Nazis erzählen, ohne zu erröten. Dem unsäglichen Hanns Heinz Ewers bescheinigen Sie einen „ritterlichen Akt“, weil er dabei als Botenjunge von Goebbels fungierte. Sie selbst übergaben damals gegen volle Auszahlung Ihrer Kapitaleinlage die „Literarische Welt“ einem Naziherausgeber, der auch sogleich eine völkische Literaturtrompete daraus machte.

So genau, Herr Haas, wollten wir's gar nicht wissen. Sie standen in unseren Augen höher, solange wir glaubten, man hätte Ihnen damals die Zeitschrift weggenommen.

Um noch einmal auf den Falkenseer Polizisten zurückzukommen: Ich mache mich erbötig, Ihnen sofort jede erdenkliche Unterstützung bei der Suche nach ihm zu verschaffen. Kommen Sie nach Falkensee und zeigen Sie uns den Mann; als Zierde der Kommunistischen Partei, der er sein soll, wird er leicht zu finden sein. Wir werden ihn gemeinsam zur Rechenschaft ziehen. Ich befürchte allerdings, daß Sie die Gelegenheit, Genugtuung zu erhalten, ausschlagen werden. Sie sind halt nicht nachtragend, wie Ihre Haltung gegenüber den Kollegen vom „Völkischen Beobachter“ zeigt. Sie müssen mir aber dann gestatten, Ihren oben zitierten Satz als das zu bezeichnen, was er ist: eine plumpe Erfindung, eine verleumderische Unterstellung, die Sie zum Bundesgenossen Ihrer Häscher von 1933 macht – und obendrein eine stilistische Mogelei.

Henryk Keisch

Der Duden und B. B.

„Hallo! Hier Setzerei, Korrektor X. Ist dort die Redaktion?“ *

„Jawohl.“

„Es handelt sich um die Manuskripte, die Sie uns zum Satz gegeben haben. Die Gedichte von Bertolt Brecht. Sie haben darin die Zeilenanfänge mit großen Buchstaben geschrieben.“

„Ja, wie in allen Brecht-Ausgaben üblich.“

„Das geht aber nicht so, wie Sie sich das denken, Kollegin!“

„Was soll da nicht gehen, Kollege?“

„Im Duden steht, daß nach den neuesten sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen die Zeilenanfänge in Gedichten klein zu schreiben.“

* Notabene: Es handelt sich nicht um die Redaktion der NDJ, also auch nicht um unsere Setzer und Korrektoren!

ben sind. Daran können auch Sie nichts ändern, liebe Kollegin.“

„Es tut mir leid, aber wir bleiben bei der Schreibweise, die Brecht gewollt hat.“

„Brecht war doch bekanntlich Revolutionär. Er stand allem Neuen aufgeschlossen gegenüber. Er würde bestimmt...“

„Leider können wir ihn nicht befragen. Sind Sie der Meinung, daß nach jeder Änderung des Dudens zum Beispiel die Schreibweise der Goethe-Gedichte verändert werden müßte?“

„Aber Kollegin, was wollen Sie mir da unterschieben! Das ist doch etwas ganz anderes, Goethe war doch immerhin – ein Klassiker.“
Hilde Hagen

Wer kann helfen?

Das Institut für Volkskunsthforschung beim Zentralhaus für Volkskunst, Leipzig N 22, Poetenweg 27, arbeitet an der Sammlung, Erforschung und Publizierung

der kulturellen Traditionen des Proletariats, besonders der Agitpropbewegung. Weil aber die meisten Dokumente aus der Zeit von 1918 bis 1933 verlorengegangen sind, bittet das Institut, ihm leihweise Agitproptexte, Noten, Broschüren, Zeitschriften, Bilder, Programme, Plakate, Pressekritiken usw., die sich noch in Privatbesitz befinden, zu überlassen. Auch persönliche Erinnerungen und Berichte über die revolutionäre Kulturarbeit würden für die Arbeit des Instituts eine wesentliche Unterstützung sein.

Ein Hinweis

In seinem literarhistorischen Beitrag „Wir kommen“ (NDL Heft 10/1958) erwähnt Bruno Kaiser auch den Dichter Albert Ehrenstein. Hierzu erhalten wir von René Schwachhofer den Hinweis, daß Ehrenstein, der zu Beginn der Hitlerherrschaft aus Deutschland emigrierte, 1950 in den USA verstorben ist.

Zu unseren Beiträgen

Curt Letsche, geboren 1912, arbeitet als Bibliothekar in Tangerhütte. „Der Fall Rudolf Pflüger“ ist ein Abschnitt aus einem Roman über eine antifaschistische Widerstandsgruppe.

Mit dem Gedicht „Die Gegenwart der Revolution“ gedenken wir des fünften Todestags von Rudolf Leonhard am 19. Dezember.

„Der Soldat Gottes“ wird in einem Band Filmerzählungen von Friedrich Wolf enthalten sein, den der Aufbau-Verlag vorbereitet. Friedrich Wolf wäre am 23. Dezember 70 Jahre alt geworden.

Die Gedichte von Karl Reinhold Döderlein entstammen einem Gedichtzyklus „Bukolische Fahrt“.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Manfred Bieler: Der Schuß auf die Kanzel oder Eigentum ist Diebstahl. Literarische Parodien. Eulenspiegel Verlag, 112 S.

DM 5,00

Marianne Bruns: Der Junge mit den beiden Namen. Roman. Kinderbuchverlag, etwa 240 S.

etwa DM 5,80

Ursula Dörge: Brücken für Susanne. Das Neue Berlin, etwa 160 S.

etwa DM 6,00

Hasso Grabner: Der Takt liegt auf dem linken Fuß. Gedichte. Aufbau-Verlag, etwa 112 S.

DM 3,60

Theo Harych: Im Namen des Volkes? Verlag Volk und Welt, etwa 336 S.

DM 6,20

Stefan Heym: Der Fall Glasenapp. Paul List Verlag, 387 S.

etwa DM 9,80

Kurt Hubn: Nur der Gleichschritt der Genossen singt. Zu Ehren des 40. Jahrestages der Novemberrevolution. Verlag Volk und Welt, etwa 36 S.

DM 1,95

Gottfried Keller: Sieben Legenden. Aufbau-Verlag, etwa 136 S.

DM 1,85

Klingers Werke: Ausgewählt und eingeleitet von Hans Jürgen Geerdts. Volksverlag Weimar, etwa 780 S.

DM 5,00

Armin Müller: Der Pirol und das Mädchen. Erzählung. Volksverlag Weimar, etwa 90 S.

DM 3,00

Kurt Tucholsky: ... ganz anders. Verlag Volk und Welt, etwa 448 S.

DM 7,80

Max Zimmering: Es ruft der Tag. (Reihe „Antwortet uns!“) Verlag Volk und Welt etwa 36 S.

DM 1,95

Der Sozialismus siegt! 10 Songs und Chansons. VEB Lied der Zeit, 24 S.

etwa DM 3,50

Stimmen unserer Toten. Beiträge zum 40. Jahrestag der Novemberrevolution. Hrsg. von den Literatur-Archiven der Deutschen Akademie der Künste. Verlag Volk und Welt, etwa 40 S.

DM 1,95

Dyson Carter: Vaterlose Söhne. Roman. Aus dem Amerik. von Karl Schodder. Dietz Verlag, etwa 760 S.

DM 12,00

F. M. Dostojewskij: Der Jüngling. Roman. Aus dem Russischen von H. Röhl. Aufbau-Verlag, etwa 784 S.

DM 13,50

Marie Majerová: Liebe...Liebe? Aus dem Tschechischen von Rudolf Pabel. Verlag Der Morgen, etwa 240 S.

etwa DM 6,80

W. M Thackeray: Die Memoiren Charles J. Yellowplushs, ehemedem Lakai in vielen vornehmen Familien. Aus dem Englischen von Christine Hoepfener. Rütten & Loening, etwa 230 S.

etwa DM 8,00

Polnische Meistererzählungen. Anthologie. Aus dem Polnischen von Kurt Harrer und Hedwig Loppe. Aufbau-Verlag, etwa 480 S.

DM 9,00

Literaturwissenschaft

Herbert Ihering: Von Reinhardt bis Brecht. Vier Jahrzehnte Theater und Film. Erster Band: 1909-1923. Aufbau-Verlag, etwa 537 S.

DM 13,00

Konstantin Fedin: Dichter · Kunst · Zeit. Aufsätze, Erinnerungen. Aus dem Russischen von Georg Schwarz. Aufbau-Verlag, etwa 550 S.

DM 12,60

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Nachrufe, Gedenkreden, Gedenkartikel, auf Johannes R. Becher, „Neues Deutschland“ vom 12., 13., 15., 16. 10. 58. „Sonntag“ 19. 10. 58.

Geduld in der Unrast – Ein Lebewohl für Johannes R. Becher, von Hugo Hupert, „Weltbühne“ H. 44. 58/S.1377

Zum 10. Todestag von Alfred Kerr, von Arnold Zweig, „Weltbühne“ H. 42. 58/S.1329

Volkstümlichkeit und Realismus, von Bertolt Brecht, „Sinn und Form“ H. 4. 58/S.495

Der sozialistische Realismus und die Gegenwartsliteratur, von J. Anissimow, „Presse der Sowjetunion“ Nr. 124/S. 2521

Bandung der Feder, von Harald Hauser, „Neues Deutschland“ 24. 10. 58/S. 4

In kommenden Heften

Willi Bredel: Die Heimkehr

Hans Marchwitza: März 1920

Klara Blum: Die Zukunft in der Gegenwart

Hans Cibulka: Gelbe Ode

Walther Pollatschek: Ägyptenfahrt

Peter Goldammer: Wortschatzgräberei bei Gottfried Keller

Annemarie Auer: Anthologien und „Anthologen“

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 1317

Zeitgenössische Dramatik

HARALD HAUSER

Im Himmlischen Garten

96 Seiten, engl. Broschur, 2,— DM

An der inneren Wandlung eines von Wissensdurst erfaßten tibetischen Medizinmönchs vom Lamatempel „Im Himmlischen Garten“ verdeutlicht das Stück die Unterstützung, die die Menschen des freien China den Tibetern durch allmähliche Hinlenkung auf den gesellschaftlichen Fortschritt angedeihen lassen.

HANS LUCKE

Der Keller

60 Seiten, engl. Broschur, 2,— DM

Von ihrer Einheit abgeschnitten, werden fünf deutsche Soldaten gegen Ende des Krieges in einem Nachrichtenkeller vor Situationen von schwerwiegender Entscheidung gestellt. Drei von ihnen haben durch inhumanes Verhalten ihre Entscheidungsfreiheit bereits verwirkt, und nur der erfahrene Frontsoldat und der klug gewordene „Pimpf“ können sich zu den weiter nach Westen vorrückenden sowjetischen Truppen retten.

HANS PFEIFFER

Laternenfest

72 Seiten, engl. Broschur, 2,— DM

Ein Romeo-und-Julia-Drama in Nagasaki. James, der Sohn des amerikanischen Majors Kennedy, des Auslösers der Atombombe, liebt Yuki, die Tochter des ehemaligen Fliegeroffiziers Yamamoto, der die erste Bombe auf den amerikanischen Stützpunkt Pearl Harbour geworfen hat. Die feindlichen Väter schließen ein Bündnis gegen ihre Kinder und gehen am Ende zugrunde. Die Liebe der beiden jungen Menschen aber überwindet Rassen- und Völkerhaß und weist den Weg in eine neue Zukunft.

HEDDA ZINNER

Lützower

112 Seiten, engl. Broschur, 2,— DM

Das Stück zeigt den Kampf der Lützowschen Jäger um die Befreiung vom Napoleonischen Joch. Ihr heroischer Einsatz scheitert an den hinterhältigen Anschlägen der mit den französischen Generälen verbündeten Kriegsminister und Geschäftemacher von Sachsen und an der abwartenden Vertrauensseligkeit der Lützower selbst.

HENSCHELVERLAG KUNST UND GESELLSCHAFT · BERLIN